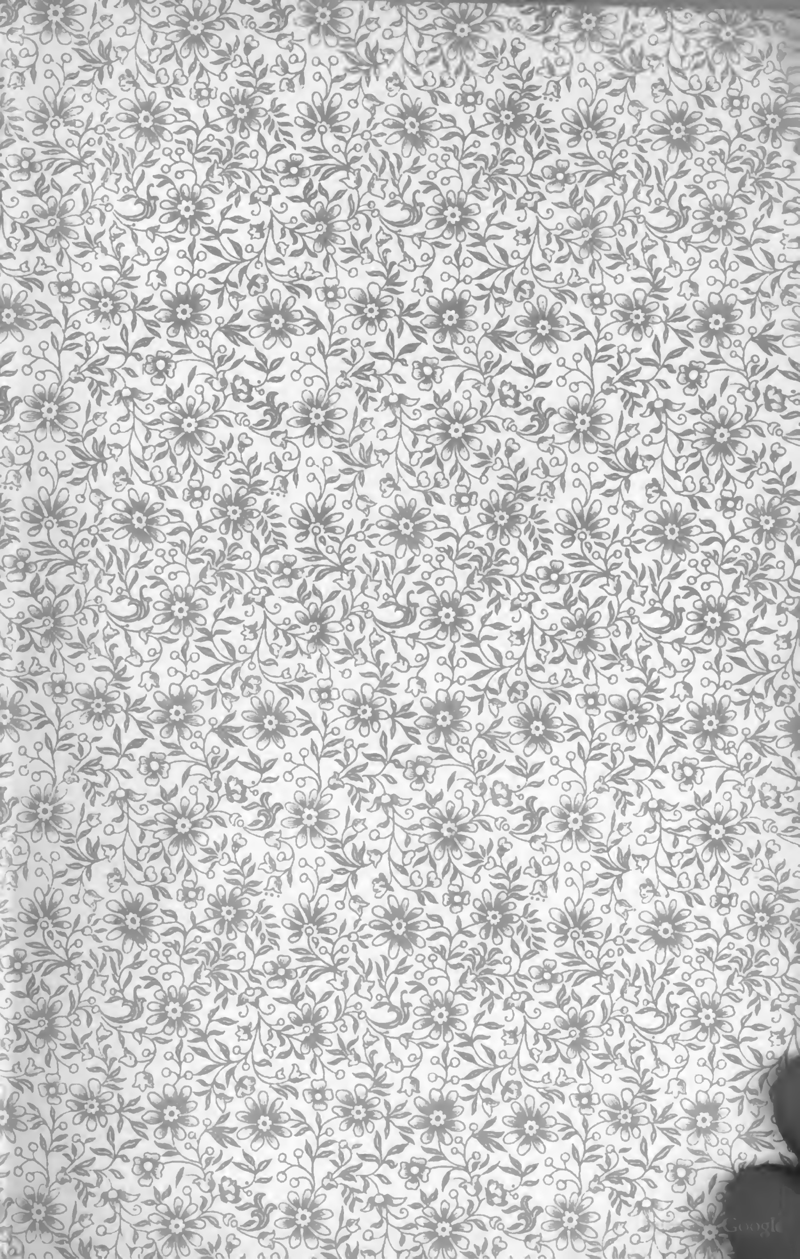


Aus meinem Leben

Rudolf Haym


LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891



Einzige Auflage
(vgl. Westphal S. 253 f.)



Aus meinem Leben

Erinnerungen

von

Rudolf Haym

Aus dem Nachlaß herausgegeben

Mit zwei Bildnissen



Aus meinem Leben

Erinnerungen

von

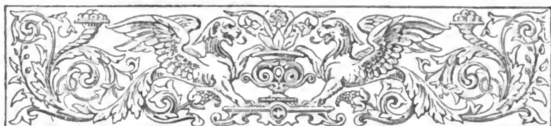
Rudolf Haym

Aus dem Nachlaß herausgegeben

Mit zwei Bildnissen

Berlin 1902
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder
SW. Schönebergerstraße 26

Auf einer Ferienreise, wie er sie mit unermüdlicher Wanderlust alljährlich in die Berge zu unternehmen pflegte, in dem Tiroler Dörfchen St. Anton am Arlberg, schloß Rudolf Haym am 27. August 1901 seine Augen für immer. In den Mußestunden der letzten Jahre hat er die Erinnerungen aus seinem Knaben-, Jünglings- und Mannesalter, der größeren ersten Hälfte seines langen und überaus glücklichen Lebens, aufgezeichnet. Die Darstellung begleitet die politische Wirksamkeit des Schreibenden bis zu einem gewissen Abschluß; sonst aber reicht sie nur bis zum Ende der sechziger Jahre und bricht vor der Zeit ab, in der die Romantische Schule und die Herderbiographie geschrieben wurde. Nicht vollendet also, aber im Uebrigen doch so gut wie druckreif fand sich das Manuskript im Nachlaß vor. Von seiner Veröffentlichung hätte die Hinterbliebenen nur das Bedenken abhalten können, die wiederholt vorkommenden Aeußerungen einer rückhaltslos aufrichtigen Selbstbeurtheilung möchten vielleicht allzu intimer Natur sein. Allein dies Bedenken mußte vor dem Reiz und der Bedeutsamkeit der ganzen Aufzeichnungen sowie vor der Erwägung zurücktreten, daß gerade die, auch den eigenen Leistungen gegenüber nicht versagende, Sachlichkeit des Urtheils ein hervorstechender Zug in Hayms Wesen war. Und so wird denn hiermit seine „Vita" der Oeffentlichkeit übergeben —: ein beredtes Zeugniß für den unbestechlichen Wahrheitssinn des charaktervollen Mannes, ein durch die persönliche Färbung anziehender Beitrag zur Geschichte der deutschen nationalen Entwickelung, eine köstliche Erinnerungsgabe für seine zahlreichen Schüler, sowie für Alle, die dem Entschlafenen menschlich nahe treten durften und ihm ein Andenken voll Liebe und Verehrung bewahren.



Ich bin am 5. Oktober 1821 in Grünberg in Schlesien geboren. Mein Vater, Johann Gottlieb Haym, geb. den 31. August 1786, war der älteste Sohn von Johann Gottlob Haym, der von seinem Vater Michael Haym ein Bauerngut in Haide-Gersdorf bei Waldau in der Niederlausitz ererbt hatte und dort das Schulzenamt bekleidete. Nach Angabe meines Vaters war die Familie eine aus Böhmen eingewanderte Protestantenfamilie. Ohne Trieb zur Bauernarbeit wurde mein Vater auf die Schule nach Lauban gebracht, wo er freilich bei dem kläglichen Zustand der Schule nicht allzuviel Gelehrsamkeit einheimste. Im Jahre 1809 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Krug scheint der Einzige gewesen zu sein, dessen Vorlesungen ihn interessirten; im übrigen vernachlässigte er die wissenschaftliche Theologie, fand aber Geschmack am Predigen. Erst Tzschirners Schriften weckten ein lebhafteres Interesse für die Theologie in ihm. Dabei wurde so flott gelebt, als die kargen Mittel gestatteten. Nun wurde eine Hauslehrerstelle beim Landrath Bose auf Ober-Rudelsdorf (Kreis Lauban) angetreten, in Görlitz das erste theologische Examen bestanden. Der Krieg brachte Franzosen, Oesterreicher und Russen in die Gegend, und der arme Hauslehrer hatte, in Vertretung der Herrschaft, einen schweren Stand mit den wilden Gästen. Verschiedene Versuche, durch Meldung zu einer Cantor-, einer Lehrer-, einer Predigerstelle in Amt und Brot zu kommen, schlugen fehl. Eine Zwischenzeit mußte er sogar im Elternhause Zuflucht suchen, bis sich ihm eine neue Hauslehrerstelle bei dem Landrath v. Waldow in Fürstenau im Regierungsbezirk Frankfurt eröffnete. Hier lernte er meine Mutter, eine Tochter des Geh. Acciseraths

Gaertner und dessen zweiter Frau, einer geborenen Maquet in Magdeburg, kennen. Sie war fünf Jahre lang Gouvernante in Riga gewesen und nun wieder als Erzieherin in dem v. Waldowschen Hause eingetreten. Die Lage beider in dem vornehmen, adelstolzen Hause war keine angenehme und führte sie zusammen. Als mein Vater 1819 eine Anstellung als Konrektor (zuerst Subrektor) an der Bürgerschule zu Grünberg gefunden, führte er die inzwischen schon in eine neue Gouvernantenstelle gegangene Braut heim. Am 10. Januar 1820 fand die Hochzeit statt.

Mein Geburtshaus ist das große Schulhaus, in welchem vier Lehrerwohnungen, die vier Klassen der Bürgerschule und die zwei Wohnungen des ersten und zweiten evangelischen Geistlichen waren. Im ersten Eingang befand sich im Erdgeschoß die Wohnung des Subrektors, und eine Treppe hoch die meines Vaters, des Conrektors; der zweite Eingang führte zu dem unten wohnenden Cantor, dem oben wohnenden Rektor und zugleich zu den zwei untern und den zwei obern Klassen. Der Pastor und der Primarius hatten doppelt so große Wohnungen wie die Lehrer und je einen gesonderten Eingang. Schöne alte Kastanien, die schönste vor dem zweiten Eingange, standen auf dem Platze, nur vor unserer Hausthür ein Laternenpfahl statt Kastanie — also ein breiter Spielplatz; nur an Markttagen hielten auf dem sonst wenig belebten Platze die Brotwagen. Hinter dem Hause (bis zu den Pfarrwohnungen, deren eine einen eigenen größeren Hof, die andere einen Hof und großen Garten hinter sich hatte) ein mäßig breiter Schulhof, dem noch ein paar Gärtchen abgenommen waren. Ein etwas größeres Gärtchen, zu dem man aber durch den Holzstall eines Seitengebäudes gelangte, gehörte zur Wohnung meines Vaters und wurde von diesem mit liebevoller Sorgfalt gepflegt. Zwei Wände dieses Gärtchens waren dick mit Epheu bewachsen und mußten oft herhalten, wenn irgendwo Epheu gebraucht wurde; eine dritte Längswand trug ein Weinspalier und stand unter des Vaters besonderer Pflege. Die untere Grenze endlich bildete ein mit Himbeeren, Stachelbeeren und Johannisbeeren bepflanzter Zaun. Auf den Beeten wurde Gemüse, vor allem Salat gepflanzt. Hochstämmige Rosen, Tulpen, besonders aber Nelken, des Vaters Lieblingsblume, bildeten den Blumenschmuck. Es sah gar ordentlich und sauber in dem

Gärtchen aus; eine Laube mit der Inschrift „Ruhesitz“ stand in der Mitte der epheubewachsenen Längswand; hier wurde im Sommer gelegentlich zu Abend gegessen; eine besondere Vergünstigung war es, wenn eine Privatstunde dorthin verlegt wurde. Man blickte über jenen Zaun hinüber auf eine große Wiese, dann eine Gasse und hinter dieser wieder Wiesen mit großen Nußbäumen. Dies bildete auch die freie grüne Aussicht aus den Fenstern unserer Wohnstube, zu deren einem überdies ein hoher Jungfernbirnbaum aus dem Schulhofe hinaufragte.

So lag das lange, massive Schulhaus ziemlich im Freien und Grünen. Aus unserer Vorderstube sah man auf den hohen schlanken Rathsthurm des nahen Marktes und auf den erst in meiner Knabenzeit neu gebauten Thurm der evangelischen Kirche; man hörte die Glockenschläge beider Thürme so stark, daß es auch für die Schulstunden keiner anderen Uhr bedurfte. Im Freien und Grünen lag aber der ganze Ort. Er führte seinen Namen mit Recht. Ein Kranz von rebenbepflanzten Hügeln umgab die Stadt. Ich habe fruchtbarere und großartigere Gegenden gesehen, aber keinen anmuthigeren Sandboden, auf dem vor und neben dem Weinstock nur Kiefern gediehen, aber das Land hügelartig gestaltet, in den Weinbergen Obstbäume, zwischen den Besitzungen breite Rasenraine, ein Land zum Spazierengehen wie geschaffen, der Anblick belebt durch die meist von Holz aufgeführten größeren, kleineren und kleinsten Weinbergshäuschen. Daß es daneben auch Kartoffelfelder und dürrbestandene Kornfelder gab, habe ich wenig beachtet, unsere Spaziergänge führten entweder in den Weinberg eines befreundeten Besitzers oder nach dem „Vorwerk“ oder dem „Rohrbusch“, wo zwischen den Weinhügeln Wald und Busch sich behaupteten, oder gar nach ein paar im Walde versteckten Mühlen mit einem Bächlein und einem Teiche. Nicht alle diese Spaziergänge sind mir in gleich angenehmer Erinnerung, denn oft fehlten mir dabei die Kameraden, da die geselligen Beziehungen der Eltern sich nicht mit den meinigen deckten. Aber gern begleitete ich den Vater allein, auch wenn unterwegs die Lektion fortgesetzt wurde, die zu Hause begonnen worden. Ein Hauptspaziergang war der alljährlich an des Vaters Geburtstag den 31. August mit der ganzen Klasse unternommene — meist nur nach dem Rohrbusch, aber

wohl auch ausnahmsweise nach dem über eine Meile entfernten Oderwalde, einem herrlichen Eichenwalde, wo mir zuerst der Anblick eines großen Stromes zu Theil wurde. Die Bilder dieser freien Bewegung, finde ich, haften stärker in meinem Gedächtniß als die meines Lernens. Auch weiß ich, daß mein Vater es mit mir nicht etwa einseitig auf einen Büchergelehrten, sondern auf allseitige körperliche und geistige Ausbildung abgesehen hatte. Je mehr er fühlte, daß ihm manches Bäurische noch immer anhaftete, um so weltmännischer sollte ich mich ausbilden. Alles was er nicht geworden, das sollte ich werden. An mir wollte er sein pädagogisches Ideal verwirklichen und dabei war Dinter sein Mann, dessen „Malwina" er meiner Mutter geschenkt hatte. Ich solle, das habe ich ihn wiederholt sagen hören, alle ritterlichen Übungen, Reiten, Schwimmen, Fechten lernen, und sehr ernstlich drang er, oft zum Entsetzen der Mutter, auf Abhärtungsmaaßregeln. Es wurde freilich sehr still davon, seit ich das Unglück gehabt hatte, das eine Auge zu verlieren. Es war in meinem sechsten Jahr. Das Jahr zuvor hatten die Eltern mich auf eine Reise nach dem Riesengebirge und zu den väterlichen Verwandten in Gersdorf mitgenommen. Ich habe sehr wenig Erinnerung von dieser Reise, nur der Prudelberg bei Stonsdorf und der Kynast, oder welch' andere Ruine es sein mag, steht mir in unbestimmtem Bilde noch vor der Seele. Von dieser Reise, wenn ich nicht irre, hatte ich ein Taschenmesser mitgebracht. An einem Abend nun, an welchem in unserm Hause eine kleine Gesellschaft war, suchte ich mir die Langeweile mit Schnitzen an den Pfosten der Küchenthür zu vertreiben; das nach aufwärts ausfahrende Messer schnitt mir ins linke Auge, und am folgenden Morgen wurde zur Verzweiflung meiner Eltern von den Ärzten festgestellt, daß das Auge verloren sei. Ein damals berühmter Augenarzt Zenschner in dem kleinen Posenschen Städtchen Meseritz, zu dem später mein Vater mit mir fuhr, konnte nur den Verlust des Auges bestätigen. Die nächste Folge des Unglücksfalles aber war ein längeres Krankenlager, von dem mir nur die Erinnerung einer schreckhaften Fieberphantasie und mancher freundlicher dem Genesenden gemachter Besuche geblieben ist. Ich habe mich dann aber mit dem einen Auge behelfen müssen und zunächst die Hemmung, die meinem

Lernen dadurch bereitet wurde, nicht empfunden. Ich war durchaus ein πατρο- und μητροδίδακτος. Beide theilten sich in meine Unterweisung. Mein Vater zog alle neuesten methodischen Lehrmittel heran. An einer Lesemaschine lernte ich lesen; er selbst überwachte die Herstellung eines Baukastens aus Eichenholz, an dessen decimal getheilten Stäben ich mit voller anschaulicher Sicherheit die Anfangsgründe des Rechnens lernte. Auf Anschauungsunterricht war es auch sonst abgesehen. Jeder Spaziergang wurde zu einer Unterrichtsstunde, und gern führte der Vater mich in Mühlen, Fabriken und Werkstätten der Handwerker. Es ist nicht viel davon haften geblieben, denn es fehlte mir an der sinnlichen Aufmerksamkeit für diese Dinge, die auch dem Vater bei aller methodischen Grundsätzlichkeit doch nicht eigentlich nahe lagen. Als er mich auf gut Campisch mit einer Schnitz-Hobelbank beschenkt hatte, mußte er sich bald eingestehen, daß es mir an Sinn und Geschick für derartige Hantirungen fehle. Viel näher lag dem guten Vater und mir das Grammatisch-Logische. Lateinisch habe ich leicht und sicher gelernt, und die Konstruktion lateinischer Sätze zu durchschauen gelang mir bald vor allen meinen Mitschülern. Nach hinreichender häuslicher Vorbereitung nämlich nahm mich der Vater sogleich in seine, die zweite Klasse der Bürgerschule, ohne daß ich zuvor in der dritten und vierten gewesen wäre. Die öffentliche Schule diente so nur supplementär dem häuslichen Unterricht. Auch stand die Schule in der That auf einem niedrigen Standpunkt. Sie sollte dem Bedürfniß der Bürgersöhne dienen; diese aber waren zumeist Tuchmachersöhne, denn Weinbau und Tuchmacherei war der Hauptnahrungszweig der Grünberger. Dennoch war das Latein, das in der zweiten Klasse bis zur Lektüre des Eutrop getrieben wurde, der eigentliche Kern des Unterrichts, an den sich Religion und Rechnen, Schreiben, Deutsch, etwas Geschichte, Naturgeschichte und Geographie anschloß. Wem das, was er auf diese Weise in der gefüllten Klasse davontrug, nicht genügte, mußte an der Privatstunde theilnehmen, die jeder Klassenlehrer eben auch in dem Klassenraume für die auserwählte Schicht — die Söhne der besser situirten Bürger — gab. Diese immerhin von einem Drittel oder Viertel der Schüler besuchten Privatstunden schlossen sich unmittelbar als Fortsetzung

an den öffentlichen Unterricht an und dienten als Ergänzung desselben. Es war eine Institution, die ein grelles Licht auf die Unzulänglichkeit des officiellen Lehrplans warf, aber zugleich, unbeanstandet wie sie war, eine Korrektur jenes Lehrplans abgab. Sie verschaffte endlich dem beliebten Lehrer eine Einnahme, durch die er allein im Stande war, mit seiner kärglichen Besoldung auszukommen. Mein Vater war ein sehr beliebter Lehrer. Seine Privatstunden erstreckten sich auf Schreiben und Zeichnen, auf Physik, Deutsch, Lateinisch und Französisch, und zwar wurde im Lateinischen der Cornelius Nepos traktirt. Nun gab es aber weiter immer einige Schüler, die zum Besuch eines benachbarten Gymnasiums (Züllichau, Glogau, Sorau) vorbereitet werden sollten. Sie kamen nach Quinta, im günstigen Falle nach Quarta, ausnahmsweise nach Tertia. Auch diese bereitete mein Vater, ohne daß sie die erste, unter dem alten Rektor Fritze stehende Klasse zu passiren gehabt hätten, vor, und für diese richtete er dann noch eine Extra-Privatstunde in seiner Stube ein, wobei dann zum Nepos noch der Caesar hinzukam. Als ich mit meinem Wissen dem öffentlichen Unterricht entwachsen war, ließ er mich mehrere Stunden vormittags zu Hause arbeiten und nur noch die Stunden besuchen, in denen ich etwas zulernen konnte. Da sollte ich nun Privatlektüre treiben. Mir wurde Gedikes Chrestomathie in die Hand gegeben, dabei aber der verhängnißvolle Fehler begangen, daß ich zugleich eine Uebersetzung neben dieser Chrestomathie in dem Vertrauen in die Hand bekam, daß ich nur im äußersten Nothfalle von ihr Gebrauch machen werde. Das hieß, mir zu viel zutrauen. Die Uebersetzung war geradezu Gift für mich. Dieser Versuchung zu widerstehen war ich viel zu unreif; viel zu unreif überhaupt zu verständiger Privatlektüre: ich habe dabei — da die geübte Controle ganz ungenügend war — manche schöne Stunde verträumt und verfaulenzt. Der gute Vater nahm mich überhaupt für verständiger und reifer als ich war. Ich glaube, er ließ es ein wenig an Strenge und Consequenz fehlen. Das waren köstliche und fruchtbare Stunden, wenn er mit mir und etwa noch einem zweiten und dritten zusammensaß und uns aus dem bellum Gallicum oder aus Dörings deutsch-lateinischem Übungsbuch übersetzen ließ,

zumal er auf diesem Boden sicher zu Hause war; wenn ich dagegen Geschichte aus Bredows Geschichtstabellen lernen sollte, so haftete das nicht. Eine private Arithmetikstunde beim Rektor Fritze, an der ich theilnahm, zeigte mir mehr wie viel mir fehlte, als daß sie mich wesentlich gefördert hätte. Am besten war für das Französische gesorgt; hier war meine gute Mutter meine Lehrerin; ich las bei ihr ziemlich geläufig den Télémaque und Numa Pompilius und gewöhnte mich durch sie an eine gute Aussprache. Ihr fehlte es nur an der nöthigen Autorität dem nicht allzu andächtigen Knaben gegenüber. Französisch sprechen — mein Vater drang darauf, denn er hatte in seiner Hauslehrerstelle den Mangel schwer empfunden — lernte ich erst in einer Privatstunde bei Madame Perrier, einer unserm Hause nahestehenden Dame aus der französischen Schweiz, die mit einer Schwester zusammen eine Privatmädchenschule leitete. Noch weniger wollte es meiner Mutter mit dem Klavierunterricht gelingen. Die Abneigung, die ich bei meiner unmusikalischen Anlage gegen diese Zwangstechnik empfand, machte mich zu einem höchst unliebenswürdigen Lehrling; ich mußte einem jungen Seminaristen übergeben werden, der mich nun zwar straffer anfaßte, aber gewiß so wenig Freude an den Stunden hatte wie ich. Nicht viel bessere Geschäfte machte ich bei einem Tanzunterricht, den uns eine liebenswürdige junge Schauspielerin ertheilte, die wir als Pfefferrösel und in ähnlichen Rollen bewunderten. Ich hatte mit meinen dreizehn Jahren noch gar keine Vorstellung von dem, was es mit dem Tanzen eigentlich sollte und benahm mich ebenso schüchtern wie ungelehrig, obgleich Vater und Mutter nachzuhelfen suchten. Als ich auf das Gymnasium nach Berlin kam, wurde mir ein Haufen Noten mitgegeben, um mich selbst im Klavierspiel weiter zu bringen — ich habe sie aber nie wieder angesehn; von Tanzen vollends war nicht die Rede — ich blieb unbeholfen und ἄμουσος. Ueberhaupt war ich wenig nach außen hin entwickelt, mein Sinn überwiegend auf die Innenwelt, auf Gedankenspiel und Träume gerichtet. Das sinnige Gemüth meines Vaters, der lebhafte Geist meiner Mutter war zugleich mit der Richtung auf das Verstandesmäßige mein Erbtheil. Ein zwar gesunder aber zarter Körper kam hinzu, um mir das derbere

Treiben meiner Altersgenossen zu verbieten, ganz abgesehen davon, daß die Eltern auf einem etwas vornehmeren Bildungsniveau standen. Wenn meine Kameraden Ball spielten, so stand ich wohl als Zuschauer bei Seite. Höchstens im Klettern und Laufen that ich es ihnen gleich, aber viel besser als ich verstanden sie es, mit der Armbrust oder dem Blaserohr umzugehn. Nur die stilleren Spiele theilte ich mit ihnen, und diejenigen waren mir die liebsten, mit denen ich irgend ein Geheimnißvolles verbinden konnte. Ein Zug zur Isolirung, zur Einsamkeit ging durch meine Seele. Ich träumte mich den Hauptmann einer Räuberbande, aber es kam damit nicht weiter als bis zum Entwerfen von Gesetzen, sehr edelmüthigen Gesetzen, denen die Gesellschaft gehorchen sollte und die in Tafeln in der Räuberhöhle, dem Holzboden, aufgehängt waren — es war eine durchaus theoretische Unternehmung. Wie sehr stach mein zarteres Empfinden von dem roheren meiner Kameraden ab! Ein Vorfall ist mir unverlöschlich eingeprägt. In einer Nacht war der Marder in meinen Kaninchenstall eingebrochen. Das eine der Thierchen war tot gebissen, ein andres nur verletzt. Zaudernd hatte ich endlich eingewilligt, daß den Leiden des verwundeten durch einen raschen Tod ein Ende gemacht werden müsse; einer der Knaben hatte mit raschem Griff das arme Thier erfaßt und ihm an der Mauer den Kopf zerschmettert — da erschien mein Vater. Das Thier hätte geheilt werden können; in ernster Entrüstung über die Rohheit und Herzlosigkeit des Thäters schalt er die Mörder — und nun erst beweinte ich bitter das Opfer; das arme Kaninchen kam mir nicht wieder aus dem Sinn; die That, die ich doch nur zugelassen, lastete auf meinem Gewissen; etwas Unwiederbringliches, nicht wieder gut zu machendes war geschehen; ein Moment früher — und es wäre nicht geschehen: ich hatte eine kleine Tragödie erlebt und fühlte mich in der Rolle des Schuldigen. Es war nicht das einzige Mal, daß ich unter den Streichen meiner schlimmeren Gefährten mit zu leiden hatte. Mein Vater hatte gewiß recht, wenn er ohne Ansehn der Person unparteiisch Gericht hielt und bei Abstrafungen in Masse dem eigenen Sohn keinen Pardon ertheilte, aber ich erinnere mich doch auch, wie ich mich im Gefühl, nicht schuldig gewesen zu sein, lebhaft gegen die un-

verdiente Züchtigung aufbäumte, nachdem ich sie ruhig über mich hatte ergehen lassen. Wie schmerzlich war es mir, wenn mich der Verdacht eines Vergehens mit traf, der gegenüber den frecheren Knaben, in deren Gesellschaft ich mich befand, nicht grundlos war. Nicht immer freilich war ich schuldlos. Denn ich war kein Duckmäuser und bei manchem Uebermuth, namentlich mit vorschnellen Worten, sogar der Vorderste. Meine erste bewußte Lüge kam mir über die Lippen, als ich einmal von den Kameraden mich zur Uebertretung eines elterlichen Verbotes hatte verleiten lassen. Fürs Baden im Sommer gab es in der Umgegend meiner Vaterstadt nur schlechte Gelegenheit in ein paar flachen Teichen, mehr Pfützen als Teichen. Ohne des Vaters Beisein zu baden war mir untersagt. Aber das kühle Wasser lockte auf einem Sonntagsmorgenspaziergange nach dem nächsten Dorfe unwiderstehlich. Das Zureden und noch mehr der Spott der Kameraden brachte es zuwege, daß ich mitmachte. Als ich darauf verspätet zum Mittagstische kam, verriethen mich die noch feuchten Haare und widerlegten mein unsicheres Leugnen. Es erfolgte keine Bestrafung, aber den Blick meines Vaters und die Worte der Mutter, bis zum heutigen Tage habe man mir unbedingt Glauben schenken können, schnitten mir in die Seele — es war die alte Geschichte vom ersten Sündenfall. Auch in andrer Weise habe ich dieselbe erlebt, als mich die gewitzigteren Altersgenossen mit unsaubern Andeutungen zum erstenmal über gewisse Geheimnisse verständigten, von denen meine Unschuld bisher nichts geahnt hatte. Es war mir peinlich und wehe, unmittelbar danach meinen Eltern unter die Augen zu treten. Ich trug die ganze Last der Scham, doppelt drückend, weil es hier keine Lösung durch Mittheilung oder Geständniß gab. Noch heute aber empfinde ich es dankbar, daß ich durch die reine Luft des Hauses und meine gute Natur vor jeder ernsteren Schädigung bewahrt geblieben bin. Denn keineswegs so rein war die Luft draußen in unserem Orte. Die sittlichen Verhältnisse selbst in den Familien der besseren Stände waren nichts weniger als erfreulich. Eine gewisse Leichtlebigkeit, eine Laxheit der Sitten herrschte von oben bis unten. Auch dem Knaben kamen häßliche Geschichten, durch die kleinstädtische Klatschsucht umhergetragen, nur zu oft zu Ohren.

Es ist mir erst später zum Bewußtsein gekommen, wie verbreitet dieser Geist der Unkeuschheit war, wie groß die Toleranz in diesen Dingen. Die Unbildung der großen Menge, der Mangel an höheren geistigen Interessen, die Langeweile der kleinen Landstadt waren es, die den niederen Stand der Sittlichkeit verschuldeten.

Unter meinen nächsten Spielgenossen war einer der durchtriebneren zugleich ein Hausgenosse von mir, der Pflegesohn des Subrectors, den als einen entfernten armen Verwandten, den Sohn eines schlesischen Webers, dieser zu sich genommen hatte, da er selbst unverheirathet lebte. Der Knabe, ein muntrer anschlägiger Kopf, reizte und ergötzte mich durch die Heimlichkeit seines Wesens, die zu vertraulicherem Anschluß aufforderte. Es lag wohl etwas Verstecktes in ihm, aber eben das machte ihn zu einer Sonderfreundschaft mit engerer Vertraulichkeit und Ausschluß Anderer geeignet. Wir hatten miteinander unsre besondern Gespräche, unsre Pläne und Träume. Und nun interessirte mich auch sein Schicksal. Der Pflegevater, der ihn gut hielt aber übrigens gewähren ließ, hatte sich auf einmal zum Heirathen entschlossen; er wollte eine Frau mit einigem Vermögen ins Haus führen, und dieser sollte der Knabe, der inzwischen die Schule durchgemacht hatte, weichen, um seinen Anverwandten zur Erlernung eines Handwerks zurückgeschickt zu werden. Wir wurden die geschworenen Feinde der jungen Frau, der wir, mit Recht oder Unrecht, alle Eigenschaften einer bösen Stiefmutter andichteten. Ich insbesondere nahm ganz Partei für meinen Kameraden, und als ich ein paar elende Reime, ihr zum Schimpf, aufs Papier gebracht hatte, so war darüber großer Jubel unter uns. Die Frau zog ein; noch eine Zeit lang blieb mein Freund unter dem neuen Regiment; dann verschwand er eines Tages. Mir ist von unserem Abschied keine Erinnerung geblieben, und ich habe nie wieder sichere Kunde von ihm erhalten. Es hieß später, er wandere als Hausirer mit Leinenwaaren im Gebirge von Ort zu Ort. Ernster als zu ihm war mein Verhältniß zu einem anderen Hausgenossen, einem jüngeren Sohn des Rektors der Bürgerschule. Ein Jahr älter als ich, war er mir an Gesetztheit, an Verständigkeit und praktischem Geschick überlegen. Früh zu mancher Dienstleistung im Haushalt angewiesen, hatte sich schon

der Knabe eine gewisse Sicherheit und Selbständigkeit des Auftretens nicht ohne Altklugheit angeeignet. Ihm gegenüber war ich das Kind, und gern ließ ich es mir gefallen, daß er mich bewachte und behofmeisterte — ein Verhältniß, das sich während des letzten Jahres meines Aufenthaltes im Elternhause zu immer festerer Freundschaft gestaltete. Es war mein erster großer Schmerz, als ich, etwa ein Jahr nach unserer Trennung, erfuhr, daß er in Breslau, wohin er nur eben aufs Gymnasium gegangen, von einem Nervenfieber dahin gerafft worden sei. Nicht ohne Rührung kann ich eines Dritten gedenken, der meine Freundschaft mehr suchte als ich sie erwiderte. Er war von einem feinen Gemüth und fühlte sich mit Scham bedrückt von den traurigen Verhältnissen in seinem elterlichen Hause, das eine brave Mutter mit Mühe aufrecht erhielt, während der Vater, ein Goldschmied seines Gewerbes, durch Trunksucht herunter gekommen war, bis er selbst seinem Leben ein Ende machte. Der Knabe wäre gern diesem häuslichen Elend entronnen und trug mir eine Neigung entgegen, die zugleich dem günstigeren Geschick und der gelehrten Bildung galt, der ich entgegen ging, während er darauf verzichten mußte. Seiner braven Mutter nachartend, hat er sich später kaufmännisch ausbilden dürfen und hat es in Hamburg zu einer genügsamen Existenz gebracht. Zeit seines Lebens hat er die Kindheit in wehmüthiger Erinnerung bewahrt; auch mir ist er anhänglich geblieben und hat mich noch später zweimal, zuletzt zu Anfang der neunziger Jahre, kurz vor seinem Ende aufgesucht.

Nur bis zu meiner Universitätszeit dagegen habe ich einen vierten jüngeren Gespielen im Auge behalten, den Sohn des Pastor primarius in Grünberg. Die öffentliche Schule wurde für ihn zu schlecht gehalten, und auch unsern Spielen mußte er meist fern bleiben. Wir sahen auf ihn als auf ein Muttersöhnchen herab und freuten uns unsrer größern Freiheit und jungenhaften Ungebundenheit. Wieder andere Beziehungen hatte ich zu den Söhnen einer reichen Patricierfamilie, die gleichfalls die Schule und den Privatunterricht meines Vaters besuchten, um für das Gymnasium vorgebildet zu werden. Der Ruf des Reichthums breitete einen eigenen Nimbus über diese besser Gestellten

aus. Hier blieb eine Kluft, die in meiner kindischen Vorstellung nie ganz ausgefüllt wurde. Ich wurde diesen Kameraden gegenüber eine gewisse Scheu und Befangenheit niemals gänzlich los; mir imponirte, und zugleich bedrückte mich die Fülle, die in dem wohlversorgten Hause herrschte, das bei weitem nicht so heimlich und behaglich für mich erschien als die bescheidene Genüglichkeit des eigenen Hauses. Dennoch kam mir von dort manches Gute. Da durfte ich, als geladener Gast in die Weinberge mitgenommen, in die alten Kirschbäume klettern und nach Herzenslust schmausen; hier wurde die Weinlese noch ganz anders als irgendwo gefeiert. Ganze Tage hausten wir oben auf den Bergen bei reichlicher, ja üppiger Verpflegung; das Reisigfeuer durfte nicht ausgehen, das wir umlagerten oder übersprangen, um zuletzt mit allerlei leuchtendem und knallendem Feuerwerk unsere Kurzweil zu treiben. Ein andermal war ich zum Nüsseklopfen eingeladen und wurde mit vollen Taschen entlassen. Oder ich wurde am frühen Morgen auf den Dohnenstrich mitgenommen, um unter der Führung des alten Jägers die gefangenen Krammetsvögel aus ihren Sprenkeln zu lösen. Der rechte Jagdsinn, den meine Kameraden von ihrem Vater ererbt hatten, ging mir freilich ab; auch den Jagd- und Hundegeschichten des Alten wußte ich kein Interesse abzugewinnen. Eine thätigere Rolle spielte ich erst, als wir uns in kindischer Nachahmung der Theaterstücke, die eine Wandertruppe uns vorführte — es waren Raimund'sche und Birch-Pfeiffer'sche Stücke — aufs Theaterspielen legten. Das geräumige Haus meiner Freunde, eben das, in welchem auch die Tanzstunde stattfand, bot Platz genug zum Kleben und Bepinseln von Koulissen. Selbst die Aufführung eines improvisirten Ritterstückes kam endlich zu Stande — nicht zur Befriedigung der Zuschauer, auch nicht zu unserer eigenen: aber wir hatten doch eine Weile in der Einbildung und Vorbereitung einer wichtigen Aktion gelebt und dabei große Quantitäten von Kleister, Pappe und Packpapier verbraucht. Die wenigen Groschen gelösten Eintrittsgeldes wurden mir als dem Theaterdirektor überwiesen und zur Anschaffung einer unermeßlichen Rolle Drachenschnur verwendet.

Weitere Eindrücke wurden mir vermittelt durch die Beziehungen meiner Eltern. Aus der früheren Kindheit steht mir

das Bild eines großen hageren Mannes in Erinnerung — des damaligen ersten Geistlichen der evangelischen Gemeinde. Er hatte etwas Welt- und Lebemännisches, wogegen seine geistliche Würde durchaus zurücktrat. Seiner Amtswohnung hatte er einen Garten angegliedert, den er sorgfältig pflegte und schmückte. Es befand sich ein Fischzuber in demselben und ich hörte von meinen Eltern die spaßhafte Geschichte, wie er eines Tages ein paar Freunde auf einen ganz besonders prächtigen Karpfen eingeladen; da seien die guten Freunde in der Nacht in den Garten eingestiegen — der Karpfen war verschwunden und kam erst wieder zum Vorschein, nachdem man sich an dem Verdruß und der Verlegenheit des Gastgebers ergötzt hatte. Mit dem jovialen Manne durfte man sich dergleichen Scherze erlauben. Auch einen schönen Weingarten mit ansehnlichem Gartenhaus und gärtnerischen Anlagen besaß der Mann; auch hier übte er Gastfreundschaft, die auch mir zu statten kam, da mir alles, was der Garten an Beeren und Kirschen trug, preisgegeben war. Aber die Tage des alten Herrn waren gezählt — er siechte an der Schwindsucht dahin. Noch kurz vor seinem Ende begleitete ich eines Abends meinen Vater zu dem Kranken. Immer war er zu mir freundlich gewesen; an diesem Abend aber beschenkte er mich ausdrücklich, zum Andenken an einen Mann, der bald nicht mehr unter den Lebenden sein werde, mit einem Büchlein, dessen Hauptinhalt arithmetische Räthselaufgaben waren, die mich dann lange beschäftigt und ergötzt haben. Es waltete aber in dem Hause überhaupt ein schweres Schicksal. Eine von der Mutter ererbte Anlage zur Schwermuth war allen Kindern eine Mitgabe fürs Leben. Es waren drei ungemein wohlgebildete Töchter, die Jüngste in meinem Alter, und ein schon auf dem Gymnasium weilender höchst talentvoller Sohn. Der Liebreiz und die Sanftmuth der Jüngsten gab mir die angenehmste Empfindung. Wir waren eines Nachmitags mit noch einer zweiten Puppenfreundin in mädchenhafte Spiele vertieft. Da schickte der Vater, mich zu einem Schauspiel abzuholen, das nicht alle Tage zu sehen war — der Thurm der katholischen Kirche sollte abgebrochen und Knopf und Kreuz herunter geholt werden. Wie sehr ich mich später reuig geschämt habe: ich entschied mich — so wenig war von einem Achilles in mir — für die beiden holden Ge-

spielinnen, die es mir angethan hatten und ließ das stadtwichtige Ereigniß ohne mich vor sich gehen. Der versäumte Moment ist mir stets in Erinnerung geblieben; er stellte sich mir wieder lebhaft vor, als ich viele Jahre später das schöne Predigertöchterchen als eine noch immer liebliche im Verlöschen begriffene Kranke zum letzten Mal wiedergesehen habe. Ihre älteste Schwester war nun eine Frau, die Mutter zweier Söhne geworden, aber sie kämpfte mit dem in ihrer Familie heimischen Dämon. Eine dritte, ihr im Alter nächste Schwester, ein Mädchen von ausnehmender Schönheit, endete in völliger geistiger Umnachtung. Der Bruder endlich, der gleichfalls durch periodische Anfälle des Gemüthsleidens hindurchgegangen war, begegnete mir in Berlin zu Anfang der vierziger Jahre, eben mit einer gelehrten Arbeit aus dem Missionsgebiete beschäftigt, mit der er sich den Grad eines Licentiaten der Theologie erwarb, um dann ein bescheidenes geistliches Amt anzutreten.

Haus und Garten eines anderen Bekannten meiner Eltern erfüllte meine Einbildungskraft mit neugierigem Staunen und zugleich mit unheimlichem Grauen. Vereinsamt lebte in einem stattlichen Hause der sonderbare Mann, dem man ebensoviel Reichthum wie Geiz nachsagte. Ein gegen die öffentliche Straße hin durch eine hohe Mauer abgesperrter Garten war in einem starren, ja düsteren Geschmack gehalten, durch geradlinige Gänge getheilt, an deren Enden sich ein paar düstere Taxuspyramiden erhoben. In der Mitte aber ein großes steinernes Bassin, das ehedem durch einen Springbrunnen aus dem Schnabel eines Adlers mit Wasser versorgt worden war. Jetzt war das Becken leer oder zugeschüttet und die Figur diente nur noch als Denkmal für den Knaben, den Liebling des Besitzers, der hier einst ertrunken war. Der unglückliche Vater hatte noch einen älteren Sohn, der war taubstumm, doch hatte der Unterricht in einer Taubstummen-Anstalt gut bei ihm angeschlagen; wenn er von dort beim Vater zum Besuch war, so bewunderte man, wie gut der nicht unbegabte Jüngling auf Anreden und Fragen hin sich zu verständigen wußte. Eine Schwester endlich der beiden war ein hochgestaltetes schönes Mädchen und gehörte zu denen, welche bei meiner Mutter französischen Unterricht nahmen. Das Haus umschloß aber noch

ganz andere Schätze, welche meine knabenhafte Neugierde ganz besonders reizten. In einer ganzen Flucht von Räumen des obersten Stockes hatte der Besitzer ein ansehnliches Naturalien- und Raritätenkabinet aufgestellt, wie die Liebhaberei für Naturgeschichte sie an Stelle von Gemäldesammlungen zusammenzubringen liebte. Nur einmal hat mein Fuß diese Räume betreten, aber ich sehe noch das unter der Decke hängende Krokodil, die ausgestopften Vögel, den Riesenmagneten, Bogen und Pfeile von Wilden, und erinnere mich des Schauders, mit dem ich eine mit wirklicher Menschenhaut überspannte Trommel betrachtete.

Den häufigsten und längsten Verkehr hatten meine Eltern mit der Familie des Regierungsraths v. Wiese, eines älteren Herrn, der, schon halb erblindet, noch immer als Advocat fungirte, bis er durch völlige Erblindung sich ganz in den Privatstand zurückzuziehen und sich der Führung und Pflege seiner Frau zu überlassen gezwungen war. Es war nicht seine erste Frau; Töchter und Söhne aus einer ersten Ehe kamen und gingen. Der alte Herr verband mit der Spitzfindigkeit und Rechthaberei des Juristen, an der sich meines Vaters einfacher Menschenverstand oft ärgerte, einen überaus jovialen Sinn, der ihn seine Blindheit leicht tragen ließ. Er sprudelte über von Witz und Witzelei, und trieb in dieser Manier auch mit mir gutmüthigen Scherz und dem Kinde oft unverständliche Neckerei. Dem entsprechend war Jean Paul sein Lieblingsautor, in dem er mit seinem vorzüglichen Gedächtniß ganz zu Hause war, und aus dem er öfter humoristische Situationen mit dem größten Behagen zum Besten gab. Aus seinem Munde habe ich zuerst den Namen des berühmten Humoristen gehört. Auch war er ein gesuchter Gelegenheitspoet. Klappende Reimlieder schmiedete er mit improvisatorischer Leichtigkeit für den Bedarf bei Familienfesten und zum Absingen bei Tische, Wiegenlieder mit launigen Refrains, die der nicht wählerischen Lustigkeit meiner gesangfrohen Landsleute vortrefflich dienten. Wenn das Witztournier seiner Unterhaltung pausirte, so setzte er sich mit meinem Vater ans Schachbrett; freilich wurde es für diesen mehr und mehr zur Geduldsprobe, mit dem so gut wie Erblindeten zu spielen, der sich nur noch tastend auf dem Schlachtfelde zu orientiren im Stande war. Neben ihm führte die

Tante Wiese — sie war meine Pathe — das Regiment in Haus und Garten. Mit unruhiger Geschäftigkeit wirthschaftete die kleine Frau; immer mußte etwas Neues in Angriff genommen, eine neue Einrichtung getroffen, in Küche oder Garten ein neues Recept versucht oder gar eine bauliche Veränderung vorgenommen werden. So trieb sie sich unter beständigen Klagen über Dienstboten, Arbeitsleute und Hausgenossen ab, immer von irgend einem Übel geplagt und doch nicht Rast noch Maaß haltend. Dies ewig hastende und wirthschaftende Wesen verband sich indeß mit dem Anspruch auf die Eigenschaften einer Weltdame, die sich als gnädige Frau gern die Hand küssen und den Hof machen ließ und bei übrigens grenzenloser Güte und Gastlichkeit zu herrschen verlangte. Das Haus wurde nicht leer von verwandtschaftlichem Zuzug jugendlichen halbflüggen Frauenvolks. Von ihr, der zweiten Mutter, sollten die Töchter, verwandte oder befreundete Fräulein erzogen, besonders wirthschaftlich ausgebildet werden. Das junge Blut indeß machte der Erzieherin viel zu schaffen. Ich habe den Eindruck behalten, daß die jungen Damen mit der alten in einer Art von Kriegszustand lebten, und daß die Erziehungsresultate nicht glänzend waren. Es fehlte auch nicht an Anbetern, und von meinem kindlich niedrigen Standort blickte ich in aller Unschuld in dies Treiben, von dem ich mir nur eine undeutliche Vorstellung etwa aus einem und dem anderen Wort meiner Eltern bildete. Unversehens indeß ging einmal ein kleines Feuer in der Seele des Knaben auf, aus dem, wenn ich gewitzter und minder blöde gewesen wäre, wohl ein Abenteuer hätte werden mögen. Ich mochte mich meinem zwölften Jahre nähern, als eine kleine Verwandte, ein Mädchen in meinem Alter oder wenig darüber, zu Besuch in das Wiesesche Haus kam. An einem schönen Sommertage mit den beiderseitigen Familien den Sonntag, wie öfter, im Weinberg genießend, war die kleine Dame auf mich und ich auf sie angewiesen. Noch keine hatte sich so wie die kleine Hexe um mich bemüht. Mit der ganzen Koketterie eines Backfischchens nahm sie mich für ihr Geplauder in Beschlag. Es klang durchaus herausfordernd, als sie mir kleine Schmucksachen zeigte, die sie sich rühmte von einem um ihre Gunst werbenden Freunde erhalten zu haben. Würde ich nicht mindestens

ebenso galant sein? War die Gelegenheit nicht die günstigste, wenigstens für heute ihren Diener zu spielen? Es war mir wie ein Märchen, das ich erlebe, es kam wie eine Verzauberung über mich; aber die Verzauberung wirkte wie eine Verblüffung; was mich hätte verstricken und keck machen sollen, machte mich stumm und schüchtern, und gewiß hatte ich schon in der kürzesten Zeit bei dem Mädchen das Spiel verloren; mit dem dummen Jungen war sicher nichts anzufangen. Nun sah ich sie zwar wieder, als sie mit den Ihrigen zu einer Abendgesellschaft zu uns ins Haus kam. Wie sie mich angeblickt, und was sie mir erzählt hatte, das hatte nachgewirkt, und ich wurde es nicht mehr los. Ich hatte den besten Willen, es diesmal besser zu machen. An einem Nebentischchen war für uns beide gedeckt und ich war glücklich in der Nachbarschaft des verführerischen Wesens. Aber wenn ich nun meinerseits mich zeigte und mit jungenhaften Späßen und ungeschickter Renommage um gute Kameradschaft warb, so wurde ich offenbar in ihren Augen nun erst recht das gleichgültige Ding, das Kind, auf das sie von oben herab zu sehen sich vollberechtigt glaubte. Der Funke, den sie angezündet, glomm darum nicht weniger fort. Ein Reiz, an sie zu denken, mir ihre Miene, Gestalt und Reden vorzustellen und mit ihr zusammen zu sein, blieb mir; ich dachte nicht daran, ihm zu widerstehen, und wenn ich allein war, in unbeschäftigten Stunden, erfüllte mich dieser Traum, ein Traum, nicht sowohl in bestimmten Farben als ein Stimmungstraum voll Sehnsucht und Verlangen. Und so stark war der Zug, daß er mir noch zu einem kleinen Anschlag den Muth gab. Sie einmal noch zu sehen — es war der letzte Tag vor ihrer Abreise — sammelte ich ein paar Gefährten zu einer Mummerei. Unsere Mutter, die einer Einladung in das Wiesesche Haus gefolgt war, konnte ja einen Schlüssel oder irgend ein Arbeitsgeräth, das sie brauchte, mitzunehmen vergessen haben. So gab es einen Vorwand, ihr das Vergessene nachzubringen. Wir drangen, als herumziehende Hausirer verkleidet, in das Haus und erklärten unsere Absicht. Der Aufzug erschien befremdlich, und meine Schöne bekam ich nicht zu Gesicht. Auch würde sie schwerlich davon einen günstigeren Eindruck bekommen haben, als von jener mißlungenen Theateraufführung, der sie gleichfalls beigewohnt hatte. Ich war

noch viel zu kindisch, um in solchen Abenteuern bestehen zu können. Mein erster Liebesroman hatte nur in der Phantasie gespielt und endete mit einem völligen Fiasko.

Tiefere und ernstere Eindrücke knüpfen sich für mich an einen Mann, an den sich mein Vater in inniger und verehrender Freundschaft angeschlossen hatte, obgleich ihre Ansichten über religiöse Dinge gänzlich verschieden waren. Der neu angekommene Director des Grünberger Landgerichts war ein ebenso ehrlicher Pietist wie mein Vater ein ehrlicher Rationalist war. Jener gehörte zu den Jüngern Hamanns und vertrat in allen Stücken eine antirationalistische Richtung; sein Lieblingsbuch, das er beständig bei sich führte, war Thomas a Kempis Von der Nachfolge Christi. Aber seine Frömmigkeit war die echteste und freieste, und er erkannte den gleich frommen Sinn meines Vaters auch in der Form des hartnäckigen Rationalismus, dem mein Vater mit Leib und Seele ergeben war. Ein goldenes Gemüth und eine eigenthümliche Sinnigkeit machten ihn meinem Vater lieb, und seine Originalität brachte einen erfrischenden Zug in dessen Leben. Für gewöhnlich schweigsam, öffnete er sich in guten Stunden und wußte dann freundlich und heiter einen Streit über theologische Dinge zu friedlichem Abschluß zu bringen. Im Grunde war es dasselbe praktische Christenthum, worin beide Männer sich begegneten, dieselbe Herzenshumanität und dieselbe Naturfreude. Der ernste freundliche Mann, wie er schon durch seine schlichte immer gleichmäßig schwarze, wenig gepflegte Tracht auffiel, mochte Vielen als ein Sonderling gelten. In seiner Sorglosigkeit, ja Verachtung conventioneller Sitte und Gesetzlichkeit hatte er etwas von dem Derwisch in Lessings Nathan. Denn war es nicht unerhört, daß er sich nicht begnügte, dem Bettler, der bei ihm vorsprach, ein Almosen zu reichen, sondern daß er den zerlumpten Gesellen an seinen von einer zahlreichen Kinderschaar besetzten Familientisch niedersitzen hieß? Und wie gar vertrug es sich mit der Gesetzlichkeit, die er von Amts wegen zu vertreten hatte, wenn er auf seinen Spaziergängen sich kein Gewissen daraus machte — die Weinbergswächter hatten sich allmählich daran gewöhnt, es ihm nachzusehen — gelegentlich eine Traube abzuschneiden, da doch, so habe ich ihn selbst sagen hören,

der liebe Gott dies edle Gut für alle Menschen wachsen lasse? Unverzeihlicher war es, daß er auch in Prozeßsachen dieselbe Naturmoral zur Anwendung brachte. Seine nach einigen Jahren erfolgende Versetzung nach Neiße wurde allgemein als eine Strafversetzung aufgefaßt, da der oberen Behörde mit einem Richter nicht gedient war, der sich oft und mit Erfolg bemühte, die streitenden Parteien zu gütlichem Vertragen zu bewegen und dadurch den Fiskus um manche Einnahme und Sporteln verkürzte. Sein Rechtssinn war viel weniger scharf ausgebildet als seine Rechtschaffenheit und Menschenliebe, und sein Berufseifer hatte seine Grenze an dem Hange zu beschaulichem Lebensgenuß und zum Umgange mit der Natur. Er hatte sich bald die schönsten Plätze in der bescheiden lieblichen Landschaft ausgefunden; das einfach rührende Gedicht, mit dem er bei seinem Scheiden aus dem Ort von einem dieser Aussichtspunkte Abschied nahm, zaubert mir noch heute die ganze Anmuth meiner heimathlichen Gegend vor die Seele. Auch in der weitern Umgebung der Stadt aber wußte er mehr als einen lauschigen Winkel im Waldesgrün an Bach und Teich und wo ein Mühlrad ging, zu entdecken; er wußte, wo in den Dörfern junger Wein geschänkt wurde; eine Flasche Wein, am Bache gekühlt, durfte an der Raststätte nicht fehlen, wo dann die beiden Freunde am Steintisch unter der Linde oder gedeckt von einem Busche ihr Schachspiel aufschlugen, während wir Buben die Haselstauden plünderten oder uns im Wasserbau versuchten oder im Kiefernsande den Fangtrichtern der Ameisenlöwen nachgruben. Auf dem Hin- und Heimwege aber, wenn die beiden Männer nicht schweigend nebeneinander hergingen, flog mir von ihrem Gespräch das eine und andere Wort in die Ohren. Mein Vater wehrte sich nach Kräften, wenn der Andre, halb im Ernst, halb launig und schalkhaft der guten alten Zeit eine Lobrede hielt, seine lieben Mystiker pries oder zu verstehen gab, daß alles Unheil der Gegenwart von der Verdrängung des Handwerks durch das leidige Maschinenwesen stamme. Alles sehr lakonisch; erst durch den Nachhall, den es zu Hause in den belehrenden Reden des Vaters fand, kam mir einiges Verständniß der einen und anderen Ansicht, da es denn nicht fehlen konnte, daß ich unbedingt der väterlichen Meinung huldigte, die an dem Recht

der Vernunft und des Fortschrittes trotz der geistreichen Paradoxien des Freundes unentwegt festhielt. Ein Gewinn immerhin, daß auch die entgegengesetzte Denkweise in einer Persönlichkeit, die sich mir liebens- und achtungswerth darstellte, wenn auch nur von fern erschienen war.

Da ich im Uebrigen ganz von der Lehre und Leitung des Vaters beherrscht war, wurde seine Sinnesweise durchaus die meinige. Er war in Allem, was für die letzte Richtung des Geistes entscheidend ist, mein alleiniger Lehrer. In der Schule, im häuslichen Unterricht, in täglicher An- und Aussprache formte sich mein Geist nach dem seinigen. Auf kürzeren oder längeren Spaziergängen war ich sein Begleiter, und er unermüdlich, mich nach seinem pädagogischen Ideal zu bilden. Ganz im Sinne der Aufklärungspädagogik hat er mich in die Werkstätten der Handwerker geführt und hätte mich am liebsten, wenn nur die Zeit gereicht hätte und ich anstelliger gewesen wäre, nebenher bei einem Tischler, einem Buchbinder, einem Töpfer in die Lehre gegeben. Wie eine Mühle das Korn mahlt, wie es in einer Schmiede und einer Walke aussieht, und wie in den Tuchwebereien und Fabriken die Maschinen arbeiten, hätte ich lernen müssen, wenn ich zu sehen und aufzumerken verstanden hätte. Daran indeß fehlte es mir gänzlich. Ich hätte leicht gewahren und merken müssen, wie der Weinstock beschnitten, an Pfähle gebunden und nach der Lese gedeckt wird, um ihn vor Frost zu schützen; jeder Weinberg zeigte die viereckigen Gruben, in deren Ecken die Reben gezogen wurden, um durch die Senker neue Stöcke zu gewinnen, wie der Boden gehäufelt wurde, um den Sonnenstrahlen mehr Wirkung zu verleihen; jeder meiner Kameraden war von Kindheit auf genau mit den einzelnen Verrichtungen vertraut, und dem Vater selbst hätte ich die Kunst ablernen können, wie und wo man die geilen Reben verschneiden und das tragende Holz stehen lassen muß. Als jedoch die ganze Klasse das Aufsatzthema erhielt, die Behandlung des Weinstockes und die einzelnen Vornahmen dabei zu beschreiben, da fand ich mich den Unwissendsten von allen; in peinlicher Verlegenheit, statt das nöthigste zu erfragen, stöberte ich alten Aufsätzen nach, die vor längerer Zeit im Grünberger Wochenblatt über eine neue Methode des Ziehens und Verschneidens des Weines

gestanden hatten, fand mich dadurch nicht im mindesten gefördert, sondern nur mehr verwirrt und haftete endlich ein ganz unzureichendes Aufsätzchen zurecht. Es fehlte mir sonst nach meinen Jahren nicht an einigem stilistischen Geschick, sobald es sich nur ums Denken und Ordnen von Gedanken handelte. Ein Spiel sollte uns zur bildenden Uebung werden. Mein Vater hatte den Gedanken angeregt, daß wir uns selbst allwöchentlich eine Zeitung schreiben sollten. Wir obersten vier der Klasse waren die Redacteure, denen der Reihe nach die Pflicht oblag, zum mindesten einen geschriebenen Bogen zu füllen, zu dem, wer Lust hatte, einen Beitrag liefern mochte — worauf denn das Blättchen in der ganzen Klasse umherlief. Natürlich waren es meist abgeschriebene Geschichtchen, Kalenderanekdoten und Räthsel, ein buntes Allerlei von Lesefrüchten, was wir nach Art des städtischen Wochenwinkelblättchens zusammenschmierten, aber es kam doch auch vor, daß irgend ein Aufsatzthema, auf das uns der Vater aufmerksam gemacht hatte, zu einem Leitartikel verarbeitet, oder ein lehrhafter Stoff in jämmerlicher Bänkelsängermanier abgehaspelt wurde. Das Ganze unterlag der väterlichen Censur, und bei dieser wurde dann immer etwas gelernt. Aufs Lehrhafte ging durchaus die Tendenz des Vaters. Nur in den Weinleseferien, Nachmittagsferien, während denen auch Vormittags die Bänke gelichtet waren, so daß an einen zusammenhängenden Unterricht und straffes Schulehalten nicht gedacht werden konnte, war es Sitte, daß der Lehrer die anwesenden Schüler durch das Vorlesen unterhaltender Geschichten fesselte. Wir sind in den Vorlesungsstunden aufmerksamer gewesen als beim Eutrop oder in der Geographie- und der deutschen Grammatikstunde. Hier haben wir mit unsäglichem Vergnügen zuerst die unvergleichliche Geschichte von Ulysses und dem Kyklopen vernommen; auch die abenteuerliche Jugendgeschichte des Valentin Duval und Engels Erzählung von dem Deutschen, der in Rom der italienischen Gesellschaft jene Scene vorführt, durch die er sich an dem nationalen Hochmuth der Römer rächt, machte einen tiefen Eindruck auf uns. Noch weiter indeß in das Gebiet, wo die Phantasie dem Verstande das Scepter abnimmt, ließ sich der gute Vater nicht hinüber locken. Auch unsere Declamirübungen hielten sich im Bereich Pfeffelscher und Licht-

werscher Fabeln, wie die damals schulüblichen Chrestomathien sie boten, und endeten bei Schillers Bürgschaft, die wir so gut auswendig wußten, daß wir sie, nicht ohne Konfusion des Epischen und Dramatischen, aufzuführen Anstalt trafen. Gerade noch Houwalds Jugendbilder fanden Gnade vor den Augen meines Vaters, da doch in ihnen das Romantische und das Pädagogische weislich verquickt erschien. Ich hätte ohne dies Buch nichts von Goethe erfahren; denn über unserem Sopha hingen zwar in unansehnlichen Stichen nebeneinander die Bildnisse von Shakespeare, Cervantes, Tasso und Goethe, aber ich sah mir den letzteren erst an und erfragte mir einiges über den Mann, nachdem ich aus dem neuesten Bande des Houwaldschen Werkes zu meinem größten Erstaunen erfahren hatte, daß der Dichter, von dessen Gartenhaus in dem Buche eine Abbildung gegeben war, im ehrwürdigsten Alter noch immer lebe. So fremd war in dem Schulhause die klassische Litteratur. Selbst in der Prachtausgabe, die meine Mutter von Schillers Don Carlos besaß, interessirten mich nur die einige Hauptpersonen bedeutend vorstellenden Kupferstiche. In einem geliehenen Band der Schillerschen Werke, der den Wallenstein enthielt, hatte ich nur an den Lagerscenen ein verworrenes Gefallen gefunden, in die ernsten Reden des figuren- und handlungsreichen Stücks mich hineinzulesen war ich noch nicht im Stande; es dünkte mich fremd und anstrengend. Meinem kindlichen Geschmack sagten aber die für die Jugend geschriebenen Houwaldschen Stücke zu, und hier übernahm es mein Vater selbst, uns für die Aufführung einzuschulen. Die Zigeunerin Babekan und das Vielliebchen wurden mit großer Gewissenhaftigkeit einstudiert, so zwar, daß auch die weiblichen Rollen von Knaben gespielt wurden; mein Freund, der Rectorssohn, verwandelte sich in eine alte ehrbare Dame, und das Milchgesicht eines anderen Schülers, eines hübschen schlanken Jungen mit einer feinen Stimme und guten Manieren, guckte gar schalkhaft aus der jungferlichen Verkleidung hervor. Es wurde aber bei allem Spaß, den wir an der Sache hatten, doch ernst damit genommen und mein Vater, der auch hierbei lehrhaft ernste Absichten hatte, ließ uns keine falsche Betonung durch und meisterte so lange an uns herum, bis es denn doch leidlich anzusehen war, wenn auch mit etwas erzwungener

Correctheit, ohne daß sich ein besonderes Talent dabei hervorgethan hätte. Dieselbe Sorgfalt des Einstudirens wurde den Declamationsvorträgen gewidmet, besonders den lateinischen Dialogen, die als Prunkleistungen den Abschluß der alljährlichen öffentlichen Examina bildeten. Mit großem Fleiß wurde das declamatorisch-rhetorische Element gepflegt, wogegen das eigentlich poetische zurücktrat. Die Neigung zum Lesen begünstigte mein Vater keineswegs. Er hat mir mehr als einmal das geliehene Buch voll schöner Geschichten und Bilder aus der Hand genommen. Einen geradezu bilderstürmerischen Eifer bezeigte er gegen alle Märchenlektüre, von der er Verführung und Verwöhnung der Phantasie fürchtete. Er hat es nicht verhindern können, daß ich mich in das Märchenbuch von E. M. Arndt, ein Geschenk einer Berliner Base, vertiefte, aber sonst wurde dergleichen als Contrebande behandelt. Er wollte durchaus, daß, was ich las, den gesunden Verstand nicht verleugne, daß es nützlich und belehrend sei. Um mich für die versagte Märchenlust zu entschädigen, bestellte er für mich die wöchentlich erscheinenden Blätter des Pfennig-Magazins, einer Zeitschrift, die, mit Holzschnitten reichlich ausgestattet, Unterhaltendes und Belehrendes aus dem technischen, dem naturwissenschaftlichen, dem künstlerischen Gebiete in verwirrender Folge brachte, indem es das Schild gemeinnütziger populärer Bildung aushängte, dabei aber in seinen Quellen nicht wählerisch und ersichtlich eine Nachahmung ausländischer Bildungsblätter war, deren Artikel es übersetzte und plünderte. Daran hätte ich mir denn nun mit dem besten Willen, mich geistig zu nähren, den Magen gründlicher verderben können als an den ausschweifendsten Geschichten- und Märchenbüchern, wenn ich mir das fremdartige Vielerlei hätte näher kommen lassen. Die meisten Artikel jedoch lagen meinem Alter und Verständniß fern, vieles langweilte mich, anderes stieß mich durch die Fremdartigkeit des Inhaltes und der Darstellung ab, und einige durch häßliche Bilder erläuterte Blätter, die von Vorrichtungen in Leichenhäusern ausführliche Belehrung gaben, flößten mir ein solches Grauen ein, daß ich sie anzublicken und wieder aufzuschlagen, dann wieder wegzuwerfen und zuzudecken, abwechselnd gereizt wurde. Wie stach doch gegen diese triste Lektüre das frische Leben im Freien, die heiteren Spaziergänge und selbst

die tägliche Lernthätigkeit ab! Beides ging ineinander über. Auch die Spaziergänge, die ich mit dem Vater machte, waren Lehrstunden. Er setzte alles daran, mich zu einem fixen Lateiner zu machen. Kaum waren wir aus dem Thore heraus, alsbald ging es ans Uebersetzen, wozu er ein Bündel Karten benutzte, lose Blätter, die mir der Herr Primarius zum Geschenk gemacht hatte, und die in ihrer Reihenfolge ein portatives Aufgabenbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische darstellten. Wenn das Pensum absolvirt war, so begann ungesucht die väterliche Belehrung über Menschliches und Natürliches, Kleines und Großes. Es war ein Aufmerksammachen auf dies und das, was uns auf unserem Wege begegnete. Ich ward, soweit ein Kind das kann, mit den Maximen und der ganzen Denkweise des lieben Vaters vertraut. Seine sittliche Anschauung, seine Gewohnheit, in der Natur die Weisheit und Liebe des Schöpfers allwirkend und allgegenwärtig vor sich zu sehen, gab dem Gespräch ganz unabsichtlich eine religiöse Wendung. Das „Fürchte Gott, thue recht und scheue Niemand“ war der Kernspruch des Vaters, der unausgesprochen immer hindurchklang, wenn er Feld und Wald, Himmel und Erde, das Thun und Treiben der Menschen mich mit seinen Augen sehen lehrte. Die Religionsstunden in der Schule, an die Bibel und den Katechismus geknüpft, athmeten denselben Geist. Keine ängstliche geistliche Aufsicht beschränkte die freie Behandlung und Auslegung der biblischen Geschichte und der kirchlichen Lehre. Der ausgesprochenste Rationalismus mit all dem Ernst und all der Innigkeit, die eine gottglaubende und gottvertrauende Seele damit verbinden kann, beherrschte diesen Unterricht. Ohne dem gesunden Menschenverstand auch nur ein Haar breit zu nahe zu treten, war mein Vater seines Gottes und seines Christenthums so sicher, wie er sich darin glücklich fühlte. Und mit Leidenschaft war er diesem seinem Vernunftglauben zugethan; es war die Partei, die er ergriffen hatte, gerade wie er in lebhafter Antheilnahme an den politischen Hergängen auf der Seite des gemäßigten Liberalismus stand, ein höchst loyaler, königstreuer Mann, aber gegen Schreibwesen und Beamtenchikanen oft sein Herz erleichternd, ein Aristokraten- und Junkerfeind, für das constitutionelle Leben der Nachbarstaaten eingenommen, ein glühender Philhellene und mit

Jubel die Ereignisse des Jahres 1830 begrüßend. Mit fast noch größerem Parteieifer, weil die Sache ihm näher lag, protestirte er gegen die himmelschreiende Unvernünftigkeit der Supranaturalisten und nicht minder gegen deren Intoleranz und pfäffisch-päpstliches Gebahren. Mit dem größten Interesse verfolgte er in der Allgemeinen Kirchenzeitung den Krieg zwischen den beiden Richtungen, las auch wohl einmal einen Aufsatz der Neuen Evangelischen, aber nur, um sich leidenschaftlich daran zu ärgern und laut darüber aufzuregen. Wegscheider, Röhr und Bretschneider kamen in seiner Schätzung zunächst nach Luther und des Letzteren Dogmatik war ihm ein so werthvolles Buch, daß er wiederholt hören ließ, man solle es ihm neben der Bibel in seinen Sarg legen. Dagegen waren ihm Hengstenberg und Tholuck Verkörperungen des unwahren und bösen Geistes. Er war so erfüllt von diesen Dingen, daß sie auch seine häusliche Umgebung und mich insbesondere nicht unberührt lassen konnten, wenn ich auch die Glocken nur von fern läuten, nicht zusammenschlagen hörte. Es war längst beschlossene Sache, daß ich Theologie studiren sollte, wobei er mich selbstverständlich für die gute Sache des vernünftigen Christenthums wirken sah. Aber wenn es anders käme? Ich weiß nicht, welche Ungebühr des orthodoxen Lagers wieder einmal seinen ehrlichen Zorn erregte, aber etwas Schlimmes mußte es sein, was er soeben gelesen hatte. „Wenn ich wüßte", sagte er endlich zu mir, „daß du einst in diese Richtung hinüber gelangtest, wenn ich mir das als möglich vorstelle, so würde ich dich lieber vorher sterben und verderben sehen." Die Worte mögen etwas anders gewesen sein, aber ihr Sinn hat sich mir tief eingeprägt, sie banden mich wie durch ein unausgesprochenes Gelübde in das väterliche Glaubensbekenntniß. Beim Bibellesen war das Handbuch des Vaters die Schullehrerbibel von Dinter, den er auch als Pädagogen hoch verehrte und dessen „Malwina", wie schon erwähnt, bei meiner Erziehung eine leitende Rolle spielte. Da war denn die ganze heilige Schrift für uns in das Licht eines Geschichte und Lehre vernünftig-menschlich auslegenden Glaubens gerückt, und aus den Wundererzählungen des Alten und Neuen Testamentes schälte sich eine sehr ehrwürdige, aber durchaus natürliche, von der göttlichen Vorsicht zum Heil des Menschen-

geschlechts geleitete Geschichte heraus, die nur an ihrem äußersten Saum ins Geheimnißvolle verlief. Die rationalistische Deutung der wunderbaren Schicksale des jüdischen Volkes und seiner Patriarchen, der Wunderthaten Jesu und der Legende seiner Geburt und Auferstehung war uns völlig geläufig nach der Auslegung eines De Wette, Röhr und Paulus. Es sollte meinem Vater nicht zum Heil gereichen. Denn bei einem der letzten öffentlichen Examina kam unter anderm die Geschichte von dem Hochzeitswunder zu Kana zur Sprache. Der Vater sollte katechisiren; gewiß waren seine Fragen vorsichtig auf den sittlichen Gehalt der Erzählung und auf die menschenfreundliche Absicht Christi bei dem Wunder mit Umgehung des eigentlichen Mirakels gerichtet; wir indeß fanden uns nicht gleich zurecht, und so platzte ich in unschuldiger Vorschnelligkeit mit der unerwarteten kritischen Antwort heraus: jedenfalls müsse alles mit natürlichen Dingen zugegangen sein. Es war die oft gehörte eigenste Meinung des Lehrers, die dessen vertrautester Schüler verrieth. Seine Ueberzeugung zu verleugnen lag dem offnen Wesen meines Vaters fern; er sah sich genöthigt, die Antwort aufzufangen, zu rechtfertigen und dann erst der Sache die Wendung zu geben, auf die er es ursprünglich abgesehen hatte. Der dem Vater bis dahin freundlich gesinnt gewesene Pastor primarius — es war nicht mehr der frühere, der die rationalistischen Ansichten des Vaters getheilt hatte — ließ das Examen auf andere Unterrichtsgegenstände übergehen; endlich wurden wir entlassen; ich hörte noch, wie er seiner Zufriedenheit mit den Leistungen der Klasse Ausdruck gab, dann aber — mir war die Rede nur halb verständlich — hinzufügte: „die nuptiae Cananenses wollen wir aber doch einer höheren Exegese überlassen.“ Der peinliche Hergang bedeutete den Riß der Freundschaft zwischen beiden Männern und brachte dem Vater große Unruhe. Auf einen Bericht an die Regierung, der von meinem Vater eine Denunciation genannt wurde, folgte eine Aufforderung, sich zu verantworten und auf die Verantwortungsschrift ein Schlußbescheid, der die Angelegenheit wohl glimpflich genug beilegte, aber die Stellung des Verklagten und seine Lehrfreudigkeit auf lange hin beeinträchtigte. —

Ich sollte also Theolog werden und konnte nun im Beginn meines dreizehnten Jahres als für eine mittlere Klasse eines Gymnasiums genügend vorbereitet gelten. Wer sonst von den Grünberger Kindern an eine Gymnasialbildung dachte, ging nach Züllichau, neuerdings nach der gerühmteren Schule in Glogau. Das ging über die Mittel unseres Hauses, und dankbar wurde daher das Erbieten der mütterlichen Verwandten in Berlin angenommen, mich dort bei sich aufzunehmen. Die Beziehungen zu Berlin waren beständig gepflegt worden. Die Lieblingsschwester meiner Mutter war bei deren Hochzeit als einzige Verwandte anwesend gewesen. Sie hatte uns wiederholt von Berlin aus besucht und mir und meinen beiden Schwestern die ganze Zärtlichkeit einer Tante zugewandt, der eigene Kinder versagt sind, während mein Vater mit dem ihm nicht immer bequemen und sein Herrenrecht im Hause erschwerenden weiblichen Gaste ein ganz klein wenig auf Kriegsfuß stand. Von uns Kindern aber wurden die regelmäßig zu Weihnachten eintreffenden Geschenke aus der Hauptstadt höchlich geschätzt. Dergleichen Spielzeug kam uns Kleinstädtern sonst nicht zu Gesicht; es erweckte in uns immer neue Vorstellungen von einer reicheren fortgeschrittneren Welt, auch von den Erwachsenen wurden die wunderbaren Baukasten, die ein vollständiges Wohnhaus oder eine Zugbrücke kunstgerecht herzustellen gestatteten, das Modell eines optischen Telegraphen und Anderes angestaunt; ich hatte dafür nur die Verpflichtung, jeden Geburtstag der guten Tante durch ein feierliches Gratulationsgedicht in meiner schönsten Schönschrift, allenfalls noch durch eine mühselig zustande gebrachte Kreidezeichnung zu ehren. Sauer genug wurden mir diese Dank- und Glückwunschschreiben, die, darauf hielt der Vater, immer noch etwas aparter sein sollten als meine sonstigen Schreib- und Zeichenleistungen, als z. B. die üblichen poetischen Neujahrswünsche, welche fertig zu stellen, auswendig zu lernen und herzusagen um die Weihnachtszeit einen Theil des öffentlichen Unterrichts bildete. So lernte ich frühzeitig auf das Berliner Wesen als auf etwas Vornehmeres hinblicken, das meine Phantasie reizte, aber, da es mir Zwang auferlegte, mich zugleich mit Scheu und Unbehagen erfüllte. Ich war noch ganz jung, als mich die Eltern auf eine Reise zu den Berliner

Verwandten mitführten, da ich denn damals nur ganz unklare und zusammenhangslose Bilder mit nach Hause brachte. Eine spätere Besuchsreise hatte den Zweck, mich förmlich den Verwandten vorzuführen. Ich wurde mit völlig neuen Kleidern ganz stattlich herausstaffirt, wobei die neugriechische Tracht eines Matrosen als Muster diente. Die Reise in einem schlesischen Planwagen, einem einspännigen Fuhrwerk, dauerte zwei lange Tage und wurde durch ein Nachtquartier in Frankfurt a. O. unterbrochen. Die endlosen einförmigen Pappelalleen, durch welche der Weg führte, ermüdeten mich, und nur der Anblick der Oderufer bei Krossen, das Ueberschreiten der breiten Brücke bei Frankfurt, woran sich die Erzählung von dem Tode des Prinzen Leopold von Braunschweig knüpfte — endlich die Maulbeerallee, durch die wir am zweiten Tage aus der Stadt herausfuhren, regte mein Interesse an. Das große Berlin aber mit dem Gewühl in seinen Straßen, mit seinen Palästen und Prachtbauten, mit dem Brandenburger Thor, vor dem drinnen die noch nach russischer Art gebauten Droschken, draußen die Kremser mit ihren mageren Gäulen hielten — das alles war mir zu bunt und überwältigend, als daß ich rechte Freude daran hätte haben können. Noch am vergnüglichsten schien mir eine Rutschfahrt in Heinzelmanns Tivoli; eine sinnreiche Nachbildung der Rutschbahn, die einer der größeren von den Berliner Vettern gar geschickt aus Holz und Pappe hergestellt hatte, reizte mich, es ihm gleich zu thun — aber ich hätte nur ein für allemal die Hand von solchen Tausendkünsten lassen sollen — ich verschnitt die Pappe, und mein plump zusammengekleistertes Wägelchen wollte weder halten noch rollen. Nicht einmal der Abend im Theater, wo ich den Pantoffelmacher im Feenreiche sah, von Weitem, von einem entfernten Logenplatze aus, machte mir so viel Vergnügen, wie die so viel weniger glänzenden Aufführungen in dem Grünberger Gasthaussaal, bei denen ich dicht vor dem Vorhang, unmittelbar hinter den Musikanten saß und so viel deutlicher den Zauberduft von qualmenden Lampen und Staub und Koulissendunst roch. Mir war eben alles zu groß, zu blendend, zu fremdartig und ungemüthlich. Ich suchte in dieser mich umdrängenden glänzenden und lauten Welt überall nur nach den Fleckchen und Stückchen, die den mir vertrauten

heimischen glichen; das Uebrige that mir nicht wohl, sondern verblüffte und verschüchterte mich. Am fremdesten fühlte ich mich unter meinesgleichen. Sie standen so weit über mir an Bescheidwissen, an dreistem und gewandtem Benehmen, diese gut situirten Kinder. Als ich bei einem der Vettern zu Besuch war, sollte ich mit ihm und seinen Kameraden Soldat spielen, was ihnen als guten Berliner Kindern, die alle Tage die Hauptwache unter den Linden aufziehen sahen, ein Lieblingsspiel war. Mein liebenswürdiger Gastgeber wurde nicht müde, mich zu instruiren, und, wenn ich desertiren wollte, mich wieder heranzuholen — mir geriethen seine Bemühungen zur größten Pein, und er mußte endlich den blöden Jungen, der sich weit weg wünschte, aus den Reihen austreten und zur Seite stehen lassen. Fast wäre mir übrigens der Berliner Aufenthalt verhängnißvoll geworden. Ich war in Begleitung eines anderen jungen Vetters durch ein paar Straßen geschlendert; wir hatten im Lustgarten die große Granitschale bewundert und waren von da in die Säulenhalle des neuen Museums gerathen. An dem edlen Bau waren mir nur die mächtigen Säulen merkwürdig, welche die Halle nach vorn hin abschließen, und an diesen wieder die ringsumlaufenden Auskehlungen. Wie viel solche Rinnen wohl jede Säule haben mag? Mein Genosse mußte eine erste festhalten, von der ich zu zählen anfing, den Schaft nach links zu umschreitend. Ich hatte noch nicht gelernt, mich bei jeder Gelegenheit vorsichtig meines mangelnden Auges zu erinnern, und so geschah es, daß ich mich plötzlich zwanzig Fuß tiefer auf dem Rasen fand. Der Sturz von der ansehnlichen Höhe versetzte mir eine tüchtige Erschütterung, aber ich hatte kein Bein und keinen Arm gebrochen; einige Gliederschmerzen und etwas Blutspeien in den nächsten Tagen waren die einzigen Folgen des kleinen Unfalls — des merkwürdigsten Ereignisses meiner Berliner Lokalstudien.

Aber während dieses Berliner Aufenthaltes wurde nun auch über meine Zukunft eine feste Verabredung getroffen. Zwei Brüder meiner Mutter lebten in Berlin. Der Aelteste, der Onkel Jean Paul, der nach dem frühen Tode seiner Gattin mit seiner Schwester Lottchen zusammenlebte, hatte am meisten französisches Blut in den Adern. Von Paris, wo er seine kauf-

männische Lehrzeit zugebracht hatte, hatte er allerlei bisher in Deutschland unbekannte Handelsgegenstände mitgebracht und für diese modischen Neuheiten, als Toilettengegenstände aller Art, vor allem Materialien und Werkzeuge für die Fabrikation künstlicher Blumen einen Laden aufgeschlagen, der für diese Artikel ein Unicum war. Es gab da allerlei glänzende und patente Seltsamkeiten, die meine Neugierde beschäftigten; besonders aber drängte ich mich gern in das auf dem Hofe befindliche Magazin, in welchem ein anderer Geschäftszweig untergebracht war — Elephantenzähne, Büffelhörner, Ebenholz und anderer Drechslerbedarf neben Fässern voll Druckerschwärze. Das vielseitige Geschäft mochte früher schwungvoller betrieben worden sein; das Ladengeschäft namentlich zog sich mehr und mehr auf einige gangbare und reellere Artikel zusammen, während eine Anzahl anderer nur noch als Ladenhüter figurirten, nur noch als Curiosa vorgezeigt, oder, wie die amuletartigen hörnernen Zahnketten, wenn es einen Täufling in der Familie gab, verschenkt wurden. Neben diesem eigenartigen Groß- und Kleinkram, wie viel oder wie wenig er abwerfen mochte, versah aber der Onkel die Stelle eines Börsensecretärs; auf der alten Börse neben dem Museum und dem Dom brachte er bis zu später Mittagsstunde seine Vormittage zu, und hier durften wir ihn gelegentlich besuchen, um uns über das Durcheinander des summenden Menschenschwarmes, der da auf offenem Platze verkehrte, zu verwundern. Der rasche, noch immer jugendlich bewegliche Mann mit seinem leichtblütigen Temperament, unendlich gutmüthig, von galanten Manieren, war ein Freund der Damen, aber auch ein Kinderfreund, und seine Schenk- und Mitbringelust machte mir ihn zu einem lieben Onkel. Zwei Dinge besonders gaben ihm in meinen Augen einen romantischen Anstrich. Er war Freimaurer, und von diesen Geheimnissen bekam ich hier zuerst eine Ahnung, als mir eines Tages ein großer Beutel schwarzer und weißer Kugeln zum Spielen preisgegeben wurde, durch die, so sagte man mir, über Aufnahme oder Nichtaufnahme in die geheimnißvolle Gesellschaft entschieden werde. Ein jugendliches Abenteuer, von dem er gern erzählte, erfüllte mich vollends mit Scheu und Hochachtung. Er hatte als ganz junger Mensch in Paris ganz unvorbereitet und aus dem Stegreif mit dem Luftschiffer Garrigues eine Fahrt

in einer Montgolfière mitgemacht und nicht ohne Fährlichkeiten bestanden. Mehrere Jahre später, als sein sechzigster Geburtstag gefeiert wurde, habe ich als Primaner dieses Abenteuer zu einem verzwickten Possenstück benutzt, in welchem ich den Helden mit seinem Luftschiff auf dem Jupiter stranden und weiter zu den Phäaken des Schlaraffenlandes gelangen ließ, was denn für die Aufführenden durchaus ergötzlich war, von dem Gefeierten und den übrigen Zuschauern nachsichtig aufgenommen wurde. An harten Schlägen hatte es dem guten Onkel, auch abgesehen davon, daß er sich redlich placken mußte, im Leben nicht gefehlt. Neben dem Andenken der früh gestorbenen Frau lebte die schmerzliche Erinnerung an einen hoffnungsvollen Sohn fort, der bei dem Einzug des kronprinzlichen Paares in die Hauptstadt im Gewühl der Schaulustigen auf der Schloßbrücke erdrückt worden war. Ein zweiter Sohn war bei dem Hofgärtner F. in Potsdam in die Lehre gegeben worden; ich verdankte dieser Beziehung einen Ausflug nach der Pfaueninsel, dem Lieblingsaufenthalte Friedrich Wilhelms III. Neben den Gartenanlagen war da allerlei Gethier zu sehen; für mich war das Wichtigste, daß es auch einen Riesen und einen Zwerg zu sehen gab, zwei Geschöpfe, die mir bis dahin nur als Fabelwesen bekannt gewesen waren, da ich denn den Kleinen nicht besonders merkwürdig, den Großen lange nicht groß genug fand.

In viel behaglicheren Verhältnissen lebte der zweite Bruder meiner Mutter, der Onkel Louis. Er hatte sich zum Theilhaber einer blühenden Handlung mit roher Seide aufgeschwungen und leitete dieselbe jetzt in Gemeinschaft mit dem Sohne des früheren kürzlich gestorbenen Mitinhabers, die alte Firma Humbert und Gaertner fortführend. Ein Kaufmann alten, soliden Schlages erfreute er sich der größten Achtung seiner Mitbürger, die seine Rechtschaffenheit, seinen Gemeinsinn, sein unbestechliches Urtheil und seinen Freimuth so hoch schätzten, daß sie ihn zum unbesoldeten Stadtrath erwählten, während ihn später die Berliner Kaufmannschaft durch die Ernennung zum Aeltesten ehrte. Besser als in diesem Hause konnte ich nicht geborgen sein, wenn ich das elterliche verlassen mußte, denn hier fand ich in der gütigen, edlen Hausfrau eine zweite Mutter; von den zwei älteren Söhnen sollte

wenigstens der eine noch eine zeitlang zu Hause bleiben und das Gymnasium besuchen, er konnte mir ein älterer Bruder sein, während der jüngste, dritte wieder an mir einen vorgeschrittneren Kameraden finden mochte, der sich fördernd seiner annähme. So konnte mein Eintritt in die Familie, in der ich außerdem noch zwei Schwestern, eine eben erwachsene und ein munteres Schulmädchen in meinem Alter fand, beiden Theilen frommen; meinen Eltern aber war damit eine große Sorge abgenommen. Es wurde ausgemacht, daß ich nächste Ostern, 1834, eingeliefert werden sollte, und eifrig wurde in der Zwischenzeit dafür gesorgt, die Lücken meines Wissens zu ergänzen. Der Vater hoffte, der Zwölfeinhalbjährige werde in die Obertertia des Gymnasiums aufgenommen werden. Die Wahl des Gymnasiums bestimmte sich durch den Rath des Onkels, der nach seinen praktisch weltmännischen Gesichtspunkten dem Köllnischen Gymnasium vor den anderen strenger und ausschließlicher auf gelehrte Bildung zugeschnittenen den Vorzug gab. An diesem Gymnasium hatte einst Winckelmann Latein und Griechisch studirt, aber mit diesen Ueberlieferungen hatte man neuerdings gebrochen; die Anstalt hatte den Namen eines Realgymnasiums und die Bestimmung erhalten, neben den alten Sprachen dem Französischen und Englischen eine größere Bedeutung und vor allem den Realien, der Mathematik und den Naturwissenschaften sowie den technischen Fertigkeiten mehr Platz einzuräumen. Es handelte sich um das Experiment, zugleich zu den bürgerlichen Berufen und zugleich zu der Gelehrtenlaufbahn vorzubereiten. Während gleichmäßig in allen Klassen ein höheres Maß von Realkenntnissen angestrebt wurde, hatte das Griechische aufgehört, obligatorisch zu sein. Mit dem griechischen Unterricht, der erst mit der Untertertia einsetzte und von den sonstigen Klassenstufen abgesondert ertheilt wurde, lief der englische in der Weise parallel, daß sich die Schüler für den einen oder anderen entscheiden durften. In dem Director August aber war ein Mann gefunden, der für dieses zwitterhafte Programm mit warmer Ueberzeugung eintretend, für dessen Durchführung besonders geeignet erschien. Er war durchdrungen von dem Werth der klassischen Bildung, hatte selbst Sophokleische Stücke übersetzt, ein deutsch-lateinisches Uebungsbuch für den Unterricht in den

mittleren Klassen verfaßt und zusammenhängende größere Abschnitte aus den meistgelesenen römischen Schulautoren in mehreren Heften unter dem Titel Libamenta zusammengestellt. Daneben hatte er den Ruf eines guten Mathematikers und besonders als Physiker, unter Anderem durch die Erfindung eines Hygrometers, einen geachteten Namen. Seine Jugend war in die Zeit der Befreiungskriege gefallen, er gehörte zu den Anhängern Jahn's und hatte in frischen patriotischen Liedern seiner Liebe für die Jugend und seiner Begeisterung für vaterländisches Wesen und für die edle Turnerei Ausdruck gegeben. Auch seine Schulreden bei den Abiturientenentlassungen machten durch die Rundung ihres Styls und die Wärme ihres Tones sowie durch die weiche und wohlklingende Stimme, mit der sie vorgetragen wurden, auf die Erwachsenen wie auf die Jüngeren den gefälligsten Eindruck. Mich dünkt noch heute, daß in solchen gehobenen Momenten, in denen eine edle und würdige Gesinnung und ein aufs Allgemeine gerichteter Geist zu Worte kam, der Mann sich am günstigsten darstellte. An seinem Unterricht durfte man Schärfe und Bestimmtheit, auch Eingehen auf den Einzelnen vermissen. Die Vielseitigkeit seines Wissens und Treibens war ihm offenbar gefährlich geworden — wir witterten den dilettantischen Zug seiner Bildung und es entging uns nicht, daß es bei der Menge seiner Interessen und Obliegenheiten oft etwas unordentlich, ja verworren herging. Stätigkeit und Folgerichtigkeit, Ordnung und Pünktlichkeit, die für Unterricht und Regierung so wichtig sind, waren nicht seine Sache, und wie hätten wir zu Aufmerksamkeit und unbedingter Hingebung uns gezwungen fühlen können, wo ein zerstreutes Wesen uns entgegen trat.

Von diesem Manne hatte ich mich nun, nachdem die Mutter mich wieder nach Berlin begleitet hatte, prüfen zu lassen. Mit meinem Latein ging es wie geschmiert, aber an dem Beweis des Pythagoräischen Lehrsatzes scheiterte ich — noch ein halbes Jahr in Untertertia, so lautete der Bescheid. Das war ohne Zweifel ebenso richtig wie für mich heilsam. Meine mathematische Vorbildung war in der That unzureichend, und ich bedaure nur, daß ich während meiner ganzen Gymnasialzeit diesem Manko nicht beigekommen bin. Mein Geständniß soll aufrichtig und

vollständig sein. Die Elemente der Planimetrie aufzufassen hatte mir keine Schwierigkeit gemacht und mit Interesse war ich den Belehrungen über die Messung von Flächen und Raumgrößen gefolgt, auch in der Arithmetik war ich durch den Privatunterricht unseres Rectors bis zum Verständniß abkürzender Rechenmanipulationen und bis zur Wurzelrechnung gefördert, wenn ich auch an Sicherheit und Schnelligkeit im Technischen der Zahlenkunst hinter meinen beiden Mitschülern zurückstand. Nun aber wollte das Unglück, daß ich plötzlich, statt mit anschaulichen Größen mit Buchstabensymbolen und Formeln mich vertraut machen sollte, durch welche ich mich von der bisher bekannten Linien- und Zahlenwelt abgesperrt und wie ins Leere und Todte hinübergeführt fühlte. Denn es handelte sich bei dem Cursus, in den ich in der Untertertia eintrat, um die Anfangsgründe der Algebra. Der Faden des Verständnisses war gleich Anfangs gerissen, der Anschluß war unterbrochen und ich habe während meiner ganzen Schulzeit nur dann und wann wie durch einen Nebel das in immer fernere Regionen entschwebende Fahrzeug, auf dem andere, nicht eben Gescheutere, so sicher sich vorwärts bewegten, zu Gesicht bekommen. Ich war nicht so dumm, daß ich nicht das Wesen einer algebraischen Gleichung hätte begreifen sollen, aber ich habe dennoch nie gelernt, auch nur eine einfache Gleichung anzusetzen, geschweige denn mit Gleichungen höheren Grades zu rechnen. Ich hörte und verstand wohl, was ein Logarithmus sei, aber die Vorstellung haftete nicht, und die Logarithmentafeln blieben mir nach ihrer rechnerischen Bedeutung und ihrem Gebrauch ein verschlossenes Buch. Die Nacht aber, die sich für mich über die Buchstaben- und Zahlenwelt ausbreitete, warf ihre Schatten auch über die Geometrie, deren analytische Behandlung mich völlig verblüffte. Setzte ich hier ja einmal beim Anblick der Figuren und beim Verfolgen der Beweise für die Lehrsätze mit wiedererwachendem Verständniß ein, so ermüdete ich doch nur zu bald wieder bei den sich häufenden und durch verwickelte Beweise zu erfassenden Sätzen. Wie einer den anderen trug und welchem Ziel der ganze Bau zustrebe, davon hatte ich um so weniger eine Ahnung, da uns der gedruckte Leitfaden, den unser Director in der Obertertia seinem Vortrag zu Grunde legte,

unfertig und bogenweise in die Hand gegeben wurde, da denn mein Antheil an der Materie ohne allen Zusammenhang blieb und sich ebenso zerstreute und verzettelte wie die löschpapiernen Blätter. Immer, auch als dann in der Secunda die Stereometrie und die schwierigeren Capitel der Buchstabenrechnung, in der Prima sphärische Trigonometrie an die Reihe kamen, waren es nur die ersten Grundlagen und allgemeinen Voraussetzungen, die mir eine neue Theilnahme einflößten und mir den bald wieder sinkenden Muth zu einem neuen Anlauf gaben; außerdem, wie namentlich bei den Anfängen der Stereometrie und den Kegelschnitten, diejenigen Partien, in denen durch alle diese Abstractionen und durch all' dieses hypothetische Wesen ein Stück anschaulicher Wirklichkeit zum Vorschein kam. Sobald dies Anschauliche und Greifbare zurücktrat, versank ich alsbald wieder in die stumpfste Unaufmerksamkeit und ergab mich, es mochte kommen, wie es wolle, in mein greuliches Nichtverstehen und Nichtwissen. Welche Schuld mich durch meine Faulheit traf, darüber machte ich mir wenig Scrupel, ich wußte der Sache aber in keiner Weise eine andere Wendung zu geben; völlig hülflos stand ich diesem mathematischen Zauber wie einem Schicksal gegenüber, und da war Niemand, der mir die Hand gereicht oder ein Licht in der Finsterniß gezeigt hätte. Mir fehlte es gewiß an der für mathematische Dinge unerläßlichen Phantasie, die mit unheimlichen Größen und Verhältnissen anschaulich zu schalten und auf der Grundlage solcher Anschauung erfinderisch zu combiniren im Stande ist. Den Aufgaben geometrischer Constructionen oder Beweisführungen, die uns gestellt und besonders in die Ferien mitgegeben wurden, stand ich durchaus rathlos gegenüber; nicht der kleinste Einfall wollte mir kommen und ich habe nie eine gelöst. Nichts desto weniger würde ich bei gehöriger Anleitung so gut wie andere, die nicht begabter als ich waren, in Zug gekommen und mir die nöthigsten Kenntnisse wohl angeeignet haben, wenn mir nicht so vieles im Wege gestanden hätte, was überhaupt den mathematischen Unterricht so häufig erfolglos macht. Es blieb gänzlich unbeachtet, daß mein kurzsichtiges Auge, das ich zu schonen angewiesen und ja durch kein Glas anzustrengen gewarnt worden war, nicht bis zur Tafel reichte,

auf der alles Figurenzeichnen, Beweisen und Rechnen vor sich ging, so daß damit die Ferne, in der ich geistig zu diesen Dingen stand, gleichsam symbolisirt war. Und nun meine Lehrer! Die Geometriestunde bei dem Herrn Director abgerechnet, befand sich der Mathematikunterricht der oberen Klassen in der Hand eines höchst verehrungswürdigen Mannes. Er gehörte zu den garnicht seltenen Männern, die an der Leiter der Mathematik zu den höchsten Ideen und zu der begeisterndsten Liebe für alles Gute, Edle und Schöne sich aufschwingen. Durch und durch eine ideale Natur, hat er uns wiederholt das Platonische Wort eingeschärft, daß der Weg zur Weisheit durch die Wissenschaft der Mathematik führe. Er hing dieser seiner Wissenschaft mit Frömmigkeit und Begeisterung an. Von ihr aus sah er seinen Gott, erkannte und pries er die nach Maß und Zahl, nach ewigen Gesetzen zu wunderbarer Harmonie geordnete Schöpfung. Wiederholt eröffnete er uns, von dem Thema scheinbar abschweifend, einen immer von voller Sachkenntniß zeugenden Blick in das angrenzende Gebiet der Naturwissenschaften, sprach von neuen Methoden und Entdeckungen, am liebsten von den Wundern des gestirnten Himmels und wie es dem menschlichen Geiste gelungen sei, ihnen näher zu kommen. In all' seiner Schlichtheit und Bescheidenheit machte er uns den Eindruck einer bedeutenden von hohem Ernst erfüllten Persönlichkeit. Er schien uns nicht eine Schuldisciplin, sondern eine Wissenschaft mittheilen zu wollen und eine Ahnung von dem, was Wissenschaft sei, ging uns auf, wenn er uns höher nahm als wir verdienten. Und nicht bloß der Geist der Wissenschaftlichkeit, sondern der der echten Bildung winkte uns aus den vielen Excursen und Zwischenreden zu, mit denen er seine für mich unverständlichen Rechnungen unterbrach, denn seine Belesenheit war ansehnlich. Zahlreiche Dichterstellen, die er auswendig wußte, tauchten wie leuchtende Sterne aus der Nacht, die sich über mir wölbte, so lange ich ihn in der unheimlichen Sprache der Potenzen, Functionen und Logarithmen reden hörte. Hallers Ode von der Ewigkeit citirte er mit Vorliebe; eben aus seinem Munde habe ich auch die ergreifenden Homerverse von den gleich Blättern des Herbstes niedersinkenden Geschlechtern der Menschen, von dem über den Hirten und der Heerde aufgehenden Abendstern, und das schöne

Gleichniß von dem auf der Jagd umstellten Löwen gehört. In seinem Munde erst bekam mir das Klang und Bedeutung. Was ich von den edeln Dichtungen Goethes zuerst durch ihn kennen und schätzen lernte, waren Verse aus Tasso und Iphigenie, der Monolog des Prometheus und der Gesang Muhameds. Indem ich dieser Momente gedenke, in denen zum erstenmal ein bedeutendes Dichterwort mir nicht bloß ans Ohr, sondern in die Seele schlug, werde ich nachträglich inne, wie reich die Ernte war, die ich hier, ohne mir damals deutlich Rechenschaft davon zu geben, aus den Furchen und aus den auf den Weg gefallenen Körnern davon getragen habe — literarhistorische und ästhetische Kenntnisse, Anregung des noch wenig entwickelten Gefühls für das Schöne, Erhöhung des sittlichen Bewußtseins und Achtung vor den auserlesenen Geistern, mit deren Sprüchen oder Thaten uns der Lehrer bekannt machte. Daß der Unterricht in seinem eigentlichen Fach so fast spurlos an mir vorüber rauschte, war indeß doch in seiner Behandlung mitbegründet. Er war ganz der Mann, die ohnehin Empfänglichen, die besonders für diese Disciplin Begabten mit sich fortzureißen, aber die Schwachen heranzuziehen, die Unaufmerksamen zur Aufmerksamkeit, die Nachlässigen zum Fleiß und die Zurückgebliebenen zum Verstehen zu zwingen, gehörte nicht zu seinen Talenten. Sein sachlicher Eifer, seine ganze Persönlichkeit imponirte allen; mit einem Wort, einem über die Klasse geworfenen Blick beherrschte er die ganze Masse; keiner würde gewagt haben, wie gegen andere Lehrer, gegen ihn etwas Naseweises oder Freches zu unternehmen. Selbst gewisse Sonderbarkeiten in seinem Auftreten, Strafreden, die dem jungen Volke seltsam klangen, weil sie zu sehr sich ins Allgemeine verliefen, schmälerten nicht den Respect vor ihm. Aber, vielleicht schon wegen seiner Kurzsichtigkeit, nur im Ganzen herrschte er. Die Unaufmerksamen durften getrost sich ihrer Unaufmerksamkeit überlassen. Er kannte und sah die Einzelnen nicht, er arbeitete mit den Wenigen, die ihm zu folgen im Stande waren und überließ die Uebrigen dem Schicksal ihrer Faulheit und Theilnahmlosigkeit. Am wenigsten an seiner Stelle war er daher in den unteren Klassen, die zugleich auch die gefülltesten waren. Ich habe in der Obertertia von der Freiheit, die daraus für den Einzelnen

erwuchs, den ausgiebigsten und unverschämtesten Gebrauch gemacht. Die Ausarbeitungen, die wir an bestimmten Tagen vorzulegen hatten, begnügte sich der Lehrer am Anfang der betreffenden Stunde in der Weise zu controliren, daß er, dem für gewöhnlich die Klasse nur eine unterschiedslose Masse war, von der sich nur eine kleine ausgewählte Schaar abhob, die Reihen der Bänke durchschritt, um die einzelnen Hefte einzusehen und zu mustern. Bei diesem nicht sehr gründlichen Verfahren mochten denn die nur abgeschriebenen Arbeiten ebensowohl wie die ehrlich selbstgefertigten durchschlüpfen. Nun hatte ich zufällig eines Tages, als unvermutet die Hefte nachgesehen wurden, gar kein Heft aufzuweisen. Rasch entschlossen tauchte ich in der Verlegenheit, um einer beschämenden Rüge und Strafe zu entgehen, hinab und hielt mich unter den Sitzen zu Füßen meiner Neben- und Vormänner — denn mein Platz war auf der hintersten Bank — so lange geduckt, bis die Revision vollendet war. Da sich die Auskunft als probat erwiesen hatte, so zögerte ich nicht, das Verfahren auch künftig jedesmal zu wiederholen. Das Abschreiben der Arbeiten schien fortan als ein überflüssiger Kraftaufwand, dessen Endzweck durch das Verschwinden in der Versenkung einfacher und heiterer erreicht werden konnte. Von meinen Mitschülern wenigstens wurde die Sache als ein Hauptspaß aufgefaßt — für mich selbst war es jedesmal ein aufregendes Abenteuer, nicht unähnlich den mit Gefahr verbundenen Listen der Schmuggler; denn diejenigen, die mir Deckung und Unterschlupf in dem unteren Raume gewährten, auch keineswegs Willens waren, mich zu verrathen, konnten sich doch nicht versagen, mich mit Püffen und Kitzeln dergestalt zu bedrängen und zu ängstigen, daß ich manche peinvolle Minute auszustehen hatte. Wirklicher Gewissensbisse über den geübten Betrug erinnere ich mich nicht; das Stück gehörte in die Reihe jener Listen, die in dem Kriege Aller gegen Einen nach der Schülermoral völkerrechtlich erlaubt sind. Oder hatte an dem Unbehagen, das ich bei jeder Wiederholung empfand, doch das Bewußtsein des Unrechts einen Antheil? Eher glaube ich, daß sich mit der Furcht vor der Entdeckung das Gefühl der Scham über die Feigheit mischte, die ebenso wie meine Faulheit über den Spaß ging.

Ich bin also später zu der schulüblichen Methode des Abschreibens zurückgekehrt, und habe mich damit bis ans Ende meiner Schulzeit durchgedrückt. Meine Unzureichendheit war trotz Allem erkannt, und ich erfreute mich infolgedessen einer vollständigen Nichtbeachtung seitens unseres Mathematikers. Denn wie ich beständig angstvoll erwartete, aufgerufen und in meiner Nichtigkeit bloßgestellt zu werden, so mochte es ihm unbequem sein, und er scheute sich, eine versagende Taste anzuschlagen. Während an der Tafel immer weiter gerechnet wurde und durch eine Anzahl Eingeweihter, deren Können ich beneidete und bewunderte, dafür gesorgt war, daß die Fahrt nicht ins Stocken gerieth, machte ich mich, durch einen Nachbar dazu angeregt, an die Lektüre von Goethes Wahlverwandtschaften und genoß mit einem bisher nicht gekannten Behagen in aller Heimlichkeit die anmuthig-verfängliche Geschichte, die als eine zwiefach verbotene Frucht nur um so besser mundete. Ich war mit dem Buche noch nicht zu Ende, als ich in meinen Träumen unterbrochen und seltsam aufgerüttelt werden sollte. Zu allgemeiner Freude wurde der Klasse eines Tages mitgetheilt, daß auch der deutsche Unterricht, den bisher ein Probecandidat ertheilt hatte, in Stellvertretung desselben vorübergehend von dem Klassenlehrer, eben dem Mathematiker, der uns so oft durch seine Excurse in die lichte Welt der Dichtung bewirthet hatte, übernommen werden würde. Er nahm uns alsbald auch hier sehr hoch, denn seiner anregenden Erläuterung und Besprechung von Goethes Hermann und Dorothea, bei der sich uns der Geist der unvergleichlichen Dichtung nach den verschiedensten Seiten hin erschloß, ließ er die Lectüre von Schillers Aufsatz über das Erhabene folgen, und gleich Anfangs sollten uns ungeahnte Lichter über die Wahrheit oder Halbwahrheit des Lessingschen „Kein Mensch muß müssen" aufgehen. Nicht lange, nachdem er den Unterricht angetreten, hatte er uns einen Aufsatz über das Thema „Von den fünf Sinnen" zurückgegeben. Ich hatte darüber mein bischen Wissen und meine Gedanken ganz ordentlich gesammelt, und, seinen Andeutungen folgend, mit Lust an der Sache ausgeführt, wie sich die verschiedenen Sinneswahrnehmungen ergänzten, wie bei Thieren und Menschen hier der eine, dort der andere Sinn ausgebildet sei, wie die Schärfe einzelner Sinne den

Bedürfnissen der Lebewesen angepaßt zu sein scheine, wie sich auf einer niedrigeren allgemein geistigen Entwicklungsstufe dennoch ein einseitig entwickelteres Sinnesleben finden könne und Aehnliches mehr. Der Aufsatz erfuhr eine überraschend günstige Beurtheilung. Ich sah mich auf einmal von dem verehrten Lehrer, der mich bisher, da die Kluft einer völligen Theilnahmlosigkeit und Unwissenheit in dem mathematischen Fach zwischen uns lag, nicht beachtet hatte, hervorgehoben, und hörte nicht ohne Beschämung, las roth auf weiß unter meinem Aufsatz, daß hier eine Leistung vorliege, die von dem ernstesten Wahrheitsstreben zeuge und zu den besten Hoffnungen berechtige. Er glaubte wirklich ein ihm bis dahin verborgenes junges Talent in mir entdeckt zu haben. Nicht bloß vor der Klasse erging er sich in anerkennenden Bemerkungen, die immer wieder den nachdenklichen Ernst und die Sachlichkeit der kleinen Abhandlung hervorhoben, sondern durch einige Mitschüler, die als seine Pensionäre seine Hausgenossen waren, wurde mir hinterbracht, daß er, meiner Person und meiner Herkunft nachfragend, der Geistesart und der jugendlichen Entwickelung Herder's gedacht habe, der, gleich mir, eines armen Schulmeisters Sohn gewesen und sich aus engen Verhältnissen heraufgearbeitet habe. Mir war Herder's Name, sein Cid und einiges von seinen Paramythien bekannt; begreiflich aber, daß ich von jetzt an seinen Namen wie den eines Schutzpatrones still bei mir ehrte und seinem Geiste, von dem ich nur die dunkelste Ahnung hatte, näher zu treten beschloß. Meine ersten Versuche führten mich nicht weit; was ich von ihm las, packte mich keineswegs, sondern ließ mich in eine verschleierte Gegend blicken, der ich doch so gerne helles Licht und scharfe Umrisse gegeben hätte. Es mußte indeß doch etwas Rechtes dahinter stecken, und so trug gerade das Unbestimmte und Dämmrige der Erscheinung dazu bei, mich zu reizen und bei ihm festzuhalten, was ich nur um so mehr that, da ich stolz auf den Spott meiner Mitschüler war und die Neckereien, die sie mir jetzt anhefteten, zu verdienen eine kindische Verpflichtung fühlte. Recht von Außen her und wie um mich nur erst zu binden, bat ich den großen Schriftsteller, bei mir einzukehren. Ich fand bei einem Antiquar in schönen Einbänden die lange Reihe seiner sämmtlichen Schriften in der großen Octavausgabe. Diesen Schatz

erstand ich nun Band für Band, stellte ihn andächtig auf und hatte die größte Freude, ihn durch die Freigebigkeit meiner Verwandten auf Grund meiner Wunschzettel wachsen zu sehen. Ich durchmusterte, d. h. durchblätterte die Bände; ich lernte dadurch den ungeheuren Umfang dieser Schriftstellerei kennen; ich las hier und da einen Aufsatz, eine ganze Schrift — und schob den Rest beiseite in der Erwartung, daß mir der Geschmack dafür später kommen werde. Bis zu meinem Abgang zur Universität habe ich jedoch nur ein einziges größeres Werk aus Eifer für die demnächst zu studirende Theologie wirklich gelesen — die Schrift vom Geist der ebräischen Poesie.

Hatte mich jedoch das Lob des Lehrers gehoben, so sollte ich nur zu bald tief gedemüthigt werden. Denn mit meinem Incognito war es nun aus. Wenn ich wirklich ein angehender Philosoph war, so mußte es dem Manne, der mich dafür anzusehen beliebte, geradezu erstaunlich sein, daß ich noch keinerlei Proben mathematischen Verständnisses gegeben und folglich unter die blinden Passagiere gerechnet worden war. Eine Andeutung in dieser Richtung begleitete gleich jenes mir in der deutschen Stunde gespendete Lob. Nicht viel Zeit verging und ich wurde zur Wiederholung irgend einer Formel eines Satzes oder Beweises in der Mathematikstunde aufgefordert. Als ich so ein erstes und zweites Mal kläglich bestanden hatte, brach ein Ungewitter über mich herein, wie es die Klasse noch nicht gehört hatte. Welche Entschuldigung ich für diese Vernachlässigung vorbringen könne? Mangel an Fähigkeit, an Verstand sei es nicht. Daß ich sehr wohl könne, wenn ich wolle, daran sei kein Zweifel. Zu wollen aber sei meine einfache und erste Pflicht. Denn die Schule verlange für alle ihre Aufgaben und Lehrfächer den gleichen Fleiß und die gleiche Hingabe und stelle es nicht in das Belieben des Einzelnen, das Eine vor dem Andern zu bevorzugen. Ich aber sei ein Gutschmecker, der sich nach eigner Laune die Gerichte aussuche, die seinem Gaumen am meisten zusagten. Es gäbe Mittel, solche Leckerhaftigkeit zu verhindern, und meine Laune zur Faulheit mir auszutreiben. Er sei Willens, mich zu zwingen. Was ich heute nicht gelernt, danach werde er morgen fragen, denn es stehe einzig bei mir, meine Kräfte

zu brauchen. Er werde sich, wenn ich das Geforderte nicht leiste, die Freiheit nehmen, mich aufs Karzer zu schicken und mich so oft und so lange einzusperren, bis ich mich zu dem nöthigen Fleiße bequemt haben werde. Ich mußte den Erguß dieser im heftigsten Zorn gegen mich gerichteten Vorwürfe und Drohungen über mich ergehen lassen. Was sie Wahres enthielten, entging mir nicht; nur daß Alles zu spät kam, da ich keinen Grund unter meinen Füßen fühlte, um mich aus dem Sumpfe emporzuarbeiten. Es waren nicht Vorhaltungen, nicht moralische Anspornungen, die mir gefehlt hätten; ich sollte vielmehr Etwas leisten, wofür ich gar keine Handhabe besaß, kurz ich befand mich ganz in der Lage des durch die Ungunst der Verhältnisse absichtslos und wider besseres Wollen und Wünschen verwahrlosten und heruntergekommenen Bettlers, dem weder durch Almosen noch durch Correctionsanstalten noch durch geistlichen Zuspruch geholfen werden kann. Ich hätte den Muth einer vollständigen Beichte meiner Unwissenheit haben müssen — dann vielleicht durch völliges Vonvornanfangen hätte Rath geschafft werden können. Von einem durch den Lehrer beschämten Schüler, der in allen seinen Mitschülern Mitschuldige und Mitverschworene, Helfer und Hehler erblickt, war solcher Mut nicht zu verlangen. Der erste Gedanke war: Du willst dich aufraffen, der zweite, es werde nichts so heiß gegessen wie aufgetragen, und damit hatte es seine Richtigkeit. Die mir angedrohte Pferdekur wäre doch so leicht nicht durchzuführen gewesen; da das Uebel so tief saß und schon so weit um sich gegriffen hatte, so wurde der Kranke bald wieder sich selbst überlassen. Bei dem nächsten Versetzungsexamen empfing ich noch einmal eine herbe Lection. Lediglich der Mathematik wegen, da ich hier ganz greuliche Dinge vorbrachte, mußte ich noch ein halbes Jahr in der Secunda aushalten, wurde endlich das nächste Mal mit fortgeschoben und fuhr in der ersten Klasse fort, die Mathematikstunden als wahre Angst- und Qualstunden zu versitzen. Auch als dann jener würdige Lehrer die Anstalt verließ, um einem ehrenvollen Rufe als Director an die Danziger Realschule zu folgen, änderte sich die Sache für mich nur wenig. Ja selbst die Zerknirschung, die ich einst bei seiner Ansprache empfunden, verflog sammt den guten Vorsätzen, die ich damals flüchtig gefaßt

hatte. Ja ich hatte mich, da ich doch irgendwie mich retten und mit mir fertig werden mußte, nun erst recht in die Vorstellung versteift, daß es mein gutes Recht sei, mich ablehnend gegen ein Fach zu verhalten, für das mir von der Natur das Organ versagt sei. Dies offen auszusprechen gab mir ein kleiner in lateinischer Sprache abzufassender Aufsatz Gelegenheit, den uns unser Director eines Tages auferlegte. Ihn hatte die Schlaffheit, die er an uns zu bemerken glaubte, der Mangel an selbstthätigem Interesse, das wir besonders dem jetzt von ihm übernommenen mathematischen Unterricht entgegenbrachten, geärgert und in Zorn versetzt. Wofür hätten wir denn eigentlich Interesse? Welche Ziele hätten wir uns vorgesetzt? Was dächten wir aus uns zu machen? und in welcher Richtung habe sich bisher unser Bildungsstreben, unser Fleiß bewegt? Diese Fragen sollten wir in einem kurz gefaßten Lebenslauf, einer Schilderung unsrer selbst und unsers Studienganges beantworten. Es war eine Zumuthung, die vielleicht mehr Selbstkenntniß und Klarheit in den jungen Seelen voraussetzte, als vom pädagogischen Gesichtspunkt aus gerechtfertigt war und der daher von den Meisten nur nothdürftig durch einige äußerliche Angaben Genüge geschah. Die Art und Weise, in der ich mit dreister und selbstgefälliger Einbildung meine Bekenntnisse machte, war ganz unerwartet und verblüffend. Es war ein kleiner Roman, in dem ich unter Anderm die väterlichen Reden gegen den Unsinn des Supranaturalismus zu einem feierlichen Auftritt gestaltete nach dem Muster des dem jungen Hannibal von seinem Vater Hamilkar abgeforderten Schwures ewigen unverbrüchlichen Römerhasses. Mit dem Bekenntniß meiner entschiedenen Liebe zu den alten Sprachen verband ich aber weiter den Ausdruck ebenso entschiedener Abneigung gegen die Mathematik und rechtfertigte dieselbe mit dem unpassenden nihil probat, qui nimium probat, was so viel heißen sollte als: man dürfe nicht Alles billigen, wer zu Vielerlei treibe, sei nicht im Stande, irgend etwas ordentlich zu treiben. Natürlich wurde ich unter vier Augen vorgenommen und von dem milden Manne über das Unverständige meiner rebellischen Ansichten gelinde zurechtgewiesen. Was mich aber, der ich mir einen ganz anderen Effekt versprochen hatte, am meisten beschämte, war dies, daß dem eingebildeten Lateiner

ein paar unverantwortliche grammatische und stylistische Schnitzer nachgewiesen wurden. Mit dem Antimathematiker fertig zu werden, hatte endlich die Schule selbst die größte Noth. Zum Unglück, jedoch für mich zum Glück waren die Andern, die mit mir gleichzeitig das Abiturientenexamen bestehen sollten, in der Mathematik ebenso arme Schächer wie ich. Es wäre der Anstalt nicht zum Ruhme gereicht, wenn sie gerade in dem Fache, worin sie mehr als andre Anstalten zu leisten strebte, sich als unzulänglich erwiesen hätte. So ließen wir uns sämmtlich noch kurz vor Thoresschluß von unserm Director in ein paar wöchentlichen Privatstunden nicht etwa den letzten Schliff geben, sondern vielmehr aufs nothdürftigste zurechtstutzen und auf einige Hauptcapitel dressiren. Es ist nicht viel dabei in unsere Köpfe gekommen; auch wurden die Stunden weder sehr regelmäßig noch sehr planmäßig gegeben, sondern mehr um einem anständigen Schein zu genügen. In der mündlichen Prüfung mochte nach solchen Vorbereitungen der Examinator die lecken Schifflein mit einiger Nach- und Vorsicht in den Hafen steuern. Für die schriftliche Prüfung hatte er auf andere, sehr sinnreiche Weise Rath geschafft. Wer geneigt ist, über solche Durchsteckereien nach der Härte der allgemeinen Moral oder Polizeigesetze zu urtheilen, der mag auch über mich den Stab brechen. Genug, daß ich durch eigne und fremde Schuld fünf ganze Jahre auf der Schulbank gesessen hatte, ohne auch nur den bescheidensten Ansprüchen an mathematisches Wissen zu entsprechen. Ich habe diese Lücke meiner Bildung später oft gefühlt und schmerzlich bereut.

Doch ich habe durch diese pythagoräischen Bekenntnisse der Erzählung über meine Berliner Schulzeit weit vorgegriffen und muß daher jetzt nachholen.

Es war doch nicht bloß die Mathematikstunde, durch die ich mich gleich Anfangs in ein fremdes Element versetzt fühlte. Der ganze strenggeregelte Zug des Unterrichts, obgleich mich das Neue daran interessirte, dünkte mich höchst ungemüthlich. An die Stelle des einen Lehrers — und dieser eine war der eigene Vater gewesen — traten die einzelnen Fachlehrer, daheim hatten mich alle Jungens gekannt und mich bei meinem Vornamen genannt — hier sah ich mich in eine wildfremde Gesellschaft versetzt, Berliner

Kinder, denen allen die Großstadt irgendwie in Sprache, Manieren, Tugenden und Untugenden ihren Stempel aufgedrückt hatte. Schon das feinere Tuch ihrer Röcke fiel mir an meinen Nachbarn auf. Sie hatten indeß bald ausgefunden, daß ich ihnen im Latein über sei und fanden es daher gerathen, mit mir zusammenzuhalten, ja ein auf Gegenseitigkeit begründetes Bündniß mit mir zu schließen. Sie nahmen sich in der That recht gönnerhaft meiner Unerfahrenheit an. Um dem kleinen Knirps aus der Provinz zu imponiren, um sich für manche schriftliche und mündliche Hülfeleistung dankbar zu erweisen, boten sie mir an — denn sie bildeten ein untrennbares Paar — mich mit ins Theater zu nehmen, das sie regelmäßig zu besuchen vorgaben. Ich durfte wirklich eines Abends mit ihnen in eine Loge des Königl. Schauspielhauses schlüpfen und sah mit kindlichem Entzücken ein paar kleine unterhaltende Stücke. Bei der Aushändigung des Eintrittsbillets indeß und wieder gegen den Schluß der Vorstellung gab es so viel Heimlichkeit, so viel Gewinke und Getuschel, daß ich wohl merken mußte, es gehe nicht ganz ehrlich zu. Auch konnten und mochten sie mir schließlich nicht verschweigen, daß sie Rücktrittsmarken benutzten, über deren Geltung an bestimmten Tagen sie genaue Studien angestellt hatten. Es blieb daher bei diesem einem Male. Ich habe mich nicht zum zweiten Male auf diese Weise bewirthen lassen. Der Ruf, den ich mir bald als guter Lateiner erworben hatte, der hohe Platz, den ich mir bei jedem Extemporale erschrieb, half bald, meine anfängliche Befangenheit überwinden, auch meine Ausarbeitungen des Geschichtsvortrages sowie meine deutschen Aufsätze fanden Anerkennung; Physik und Botanik, namentlich die letztere mit Excursionen in die Umgegend verbunden, ließ ich mir, wenn auch ohne besonderen Eifer, gefallen. Daß gerade der lateinische und der Geschichtsunterricht in der Hand des Klassenlehrers sich befanden, befestigte meine Stellung. Oberlehrer Krech war zweifellos der beste und zugleich gefürchtetste Lehrer der ganzen Anstalt. Wäre es nur nicht gar zu militärisch hergegangen! An die laxe Unterrichtspraxis daheim gewöhnt, sah ich, wie hier Alles nach der Schnur ging. Jede Stunde erhielt in dem Klassenbuch ihren lobenden oder tadelnden Vermerk, jede Leistung wurde gebucht und jedes Versäumniß gerügt. Kam

mir das schon etwas spanisch vor, so traf mich vollends die Härte der hier herrschenden Ordnung aufs Empfindlichste in zwei Punkten, die ich leichtgemuth zu nehmen gedachte, an denen ich aber eine schwere Zurückweisung erfuhr. Ich hatte mich, meiner Theologie gedenkend, sogleich auch für den hebräischen Unterricht gemeldet und versprach mir von dieser Seltsamkeit ein ganz absonderliches Vergnügen. Die ersten Stunden jedoch belehrten mich, daß die Sache keineswegs so spaßig sei, daß überhaupt die Methode, spielend zu lernen, hier nicht bekannt sei. Es sollte vielmehr sogleich hartes Holz gebohrt und rasch zur festen Einübung der Paradigmata übergegangen werden. Ehe ich es mir versah, war ich weit zurückgeblieben und hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als von dem Abenteuer wieder abzustehen. Als ich aber dem Klassenlehrer diesen Wunsch mit aller Dringlichkeit vortrug, wurde ich mit meiner Bitte kurz abgewiesen; ich hätte das vorher erwägen sollen, es sei nicht statthaft, wie in einem Taubenschlag ab und zu zu fliegen, und nun müsse ich fürs Erste ausharren. So habe ich mich mit dem peinlichen Gefühl, der Sache nicht gewachsen zu sein, den ganzen Sommer hindurch durch die Elemente durchgestümpert. Ich fühlte mich in diesen Stunden kreuzunglücklich und war froh, mit dem Schlusse des Semesters wieder austreten zu können, um dann erst als Secundaner noch einmal von vorn anzufangen.

Eine noch schmählichere Demüthigung erfuhr ich mit meinem leichtsinnigen Obenhinauswollen beim Griechischen. Da war ich ja über die Declination und die regelmäßige Conjugation, die in der untersten griechischen Klasse eingeübt wurde, schon hinweg. Der Vater hatte sein Bischen Griechisch wieder hervorgesucht und mich mit Hülfe einer mangelhaften Grammatik und einiger griechischer Lesestücke aus dem Jakobs soweit vorbereitet wie er, der „dabei selbst wieder Griechisch lernen wollte“, dazu im Stande war. In meinem Dünkel meinte ich, mit diesem meinem lockeren Halbwissen bereits für die zweite Klasse reif zu sein und erlangte ohne weitere Förmlichkeiten, in diese gewiesen zu werden. Nun ging es aber in dieser so scharf her, lange Abschnitte der Buttmannschen Grammatik, Paradigmen und Regeln wurden von Stunde zu Stunde aufgegeben und unbarmherzig abgefragt, daß

ich allen Muth zur Sache verlor und als ein fauler Nachzügler weit zurückblieb. Der höchst ungemüthliche Lehrer erkannte bald, wie es mit mir stehe und ich empfand es trotz aller Beschämung als eine Wohlthat, daß er mich auswies und in die untere Klasse zurückschickte.

Immer war es die Verwöhnung und Verweichlichung durch die allzu zärtliche Erziehung im Elternhause, wofür ich in den neuen Verhältnissen Buße zahlen mußte, eine meist recht schmerzlich quälende und drückende. Auch Turnen und Schwimmen sollte ich nun lernen. Beim Turnen kam mir meine Spring- und Klettergewandtheit einigermaaßen zu Statten. Dennoch hatte ich keinen rechten Sinn für diese methodisch und handwerksmäßig betriebenen Kraft- und Gelenkigkeitsübungen, mir leuchtete nicht ein, daß das, was mich als freies Spiel ergötzte, nun gleichfalls zu einem ernsten Geschäft und einem pflichtmäßigen Lehrobjekt gemacht werden sollte. Das knabenhafte Gefallen an körperlicher Anstrengung und frischem Tummeln lag mir fern, und selbst unter einem Haufen lärmender Knaben, ja dann erst recht, flüchtete ich lieber schüchtern und träumend zu meiner kleinen Gedankenwelt zurück. Der weite Weg zum Turnplatz wurde mir bald lästig. Daß ich endlich ganz wegblieb, hing aber mit einem kleinen Erlebniß zusammen. Der Turnlehrer war mir freundlich gesinnt. Einmal nach dem Schluß der Turnstunde schlug er mir vor, ihn eine Strecke Weges bis in die Mitte der Stadt zu begleiten. Wir stiegen endlich drei, vier Treppen zu einer recht bescheidenen und engen Wohnung auf, wo er Verwandte besuchte, Mutter und Tochter. Ich wurde Beiden vorgestellt und sah mich sogleich von dem Geplauder der Tochter in Beschlag genommen, während er mit jener von seinen Angelegenheiten sprach. Ein schönes, schlank gewachsenes Mädchen, nicht oder wenig älter als ich, stand vor mir. In ungezwungener Nachlässigkeit, in einem nicht unschicklichen Halbgewande strählte sie ihre langen blonden Haare und schien kein Arg dabei zu haben, daß ich, der ich kaum die Augen zu ihr aufzuheben wagte, sie so erblickte. Es schien, als ob sie in diesem Thun ganz aufginge und als ob ihren schönen Leib zu zeigen und sich zu schmücken, damit sie selbst und Andere Wohlgefallen an ihrer Erscheinung

hätten, ihr einziges Geschäft sei. Wie eine unschuldig leichtfertige Nymphe stellte sie sich dar und verrieth doch sogleich, daß sie ein echtes Berliner Kind, eine ganz moderne kleine Hexe sei. Das lebenslustige Geschöpf hatte das Köpfchen voll romantischen Theaterkrams. Ich weiß nicht, rüstete sie sich eben zu einer Rolle oder war sie nach Hause zurückgekommen, um es sich wieder bequem zu machen? Genug, mit der ganzen Geschwätzigkeit eines Backfisches erzählte sie mir von dem einzigen Vergnügen des Theaterspielens, das eben in ihrem Bekanntenkreise in voller Blüthe zu stehen schien. Und ob ich mich nicht auch schon darin versucht habe und daß ich vielleicht gar einen Part zu übernehmen Lust habe. Zu vielen Zwischenreden ließ sie mir freilich nicht Zeit, auch verschloß mir die Blödigkeit den Mund: aber Alles, was ich gesehen und gehört hatte, wirbelte mir ganz wunderbar durch den Kopf. Ich wurde ihr Bild nicht wieder los. Die kleine Theaterprinzessin erschien so reizend wie verfänglich. Ganz bestimmt aber hatte ich das Gefühl, daß ich hier zu Menschen gekommen war, zu denen ich nicht gehörte und mit denen gesellschaftlich zu verkehren nicht anging. Ein Tik vornehmer Ehrbarkeit regte sich in mir gegen das vierte Stockwerk mit seiner romantischen Armseligkeit und Nachlässigkeit. Ich war durch meinen Begleiter in eine schiefe Lage gebracht worden. Ich grollte ihm, ja ich faßte den Verdacht, er habe der kleinen Truppe einen brauchbaren Akteur zuführen wollen. Wie dem sei, stärker als die lockende war die warnende Stimme in mir. Nur mit dem verlegensten Gesicht hätte ich dem Lehrer wieder begegnen können. Wir trennten uns, als wir unten vor dem Hause angelangt waren, und weder das Haus noch den Turnplatz habe ich seit jenem Nachmittag wieder betreten.

Mit dem Schwimmunterricht ging es nicht besser, wohl aber viel schlimmer. Gar vergnügt wanderte ich die ersten Male nach der Pfuelschen Schwimmanstalt, zusammen mit meinem jüngeren Vetter. Mit dem alten Soldaten, dem ich zugewiesen wurde, kam ich in ein ganz leidliches Verhältniß, wenn ich auch nicht zu den schnellst Lernenden gehörte. Nicht ohne Grund stand dieser Mann in dem Rufe, etwas bequem zu sein. Schon mehrmals hatte er sich durch einen noch im activen Dienst stehenden

Unteroffizier vertreten lassen, der die Schwimmschüler nicht anders behandelte als seine Rekruten. Ich war bis zur schlaffen Leine avancirt und wünschte mir nichts besseres, als mich frei zu schwimmen. Mein harter Exercitienmeister jedoch überanstrengte mich, ich fing infolgedessen an unsicher zu werden und wurde nun nur um so härter angefaßt. Nun war ich in Ungnade gefallen, mußte doppelt so lange im Wasser bleiben wie andere und um so mehr Spreewasser schlucken, je mehr ich prudelte. Eine Weile wohl biß ich die Zähne zusammen, dann aber entzog ich mich den Mißhandlungen meines Peinigers. Der Weg, der mir solche Pein in Aussicht stellte, wurde mir verhaßt; unter allerlei Vorwänden und Listen — denn ich schämte mich des Eingeständnisses meiner Weichlichkeit — wußte ich mich der Fortsetzung meiner Schwimmstudien zu entziehen; anders gesagt: ich ging hinter die Schwimmschule. Der Sommer ging zu Ende; im folgenden Sommer steckte ich mich hinter den Arzt, der, statt der kalten warme Bäder als für mich zuträglicher verschrieb — und so ist es gekommen, daß ich in der Schwimmkunst wie in so vielen anderen Künsten — in einem kläglichen Dilettantismus hängen geblieben bin.

Wie gut es mir gewesen wäre, wenn ich schon im Elternhause neben dem, wozu eigene Neigung mich trieb, auch das Unliebsame und Unbequeme, aber Nothwendige ohne Besinnen auf mich zu nehmen angehalten worden wäre, zeigte sich noch eklatanter, nachdem ich Michaeli 1834 nach der Obertertia versetzt worden war. Das Jahr, das ich in dieser Klasse verbrachte — glücklicherweise nur ein Jahr —, war die unerfreulichste, ja schwächlichste Periode meiner Schulzeit. Wenn ich heute mit Beschämung auf diese Periode zurückblicke, so will es mich bedünken, als ob es eine für meinen Fortschritt in Kenntnissen fast verlorene, für meine Charakterbildung höchst unglückliche Zeit gewesen sei. Ich zehrte im wesentlichen von dem Wissenskapital, das ich schon mitgebracht hatte, ohne es, mit Ausnahme etwa des Griechischen, zu vermehren. So wenigstens kommt es mir vor; denn es verhält sich freilich mit dem geistigen Wachsthum wie mit dem organischen. Auch Thiere und Pflanzen vermögen sich eine Zeit lang zu erhalten und zu entwickeln, auch wenn sie unter ungünstige Lebens-

bedingungen versetzt sind, auch wenn sich ihre Lebensenergie auf sich selbst zurückzuziehen und von außen nur spärliche Zufuhr an Nahrung aufzunehmen scheint. Auch das erkrankte und geschädigte Leben ringt sich unbemerkt zur Gesundheit durch. In solch einem kritischen Zwischenzustand befand ich mich in jener Zeit. Damit ging es aber folgendermaaßen zu. Die Klasse, in der ich nun für's erste auf der hintersten Bank saß, war überfüllt, etwas weniger zahlreich nur die entsprechende griechische Abtheilung und nur in dieser arbeitete ein Lehrer, der zugleich zu fesseln und zu spornen und jeden Einzelnen, er mochte wollen oder nicht, an den Aufgaben und Leistungen des Ganzen zu betheiligen wußte. Keinem der übrigen Lehrer wüßte ich das Gleiche nachzurühmen. Der lateinische, der zugleich der Klassenlehrer war, und von dem zu profitiren ich also besonders mich hätte aufgelegt fühlen sollen, war ein Mann von der größten Gewissenhaftigkeit, aber von mäßiger Gelehrsamkeit und unfreiem, ungewinnendem Wesen — eine Persönlichkeit, die es nicht verstand, auch durch sich selbst die Sachen, die sie zu lehren hatte, uns erfreulich zu machen. Er war, trotz aller Gutherzigkeit und Leutseligkeit, die ihm außer der Schule nachgesagt wurde, infolge der pedantischen, trocknen, schablonenhaften Art, wie er die Disciplin handhabte, uns unser Pensum abfragte und unsere Leistungen censirte, ein unbeliebter, nach dem Urtheil der Gestraften und Getadelten sogar ein bösartiger und übelwollender Lehrer. Ehrwürdig hätte uns eigentlich der Geschichtslehrer sein sollen, denn es war ein in Schulehalten alt und grau gewordener Mann; zu jung indeß, um das Alter um des Alters willen zu respectiren, fanden wir den guten alten Herrn, der seine Geschichtserzählung so gleichmäßig vom Rocken abspann, als verstünde sich das Interesse für die merkwürdigen Menschen und Begebenheiten von selbst, beinah komisch. Da die Rede ging, er trage treu nach Beckers Weltgeschichte vor, so hatte er den Spitznamen „der alte Becker" erhalten. Wenn er auf dem Katheder hinter seiner großen Brille thronte, so fühlten wir uns durch dieselbe wie durch einen unsichtbar machenden Schirm gedeckt und ließen die Geschichten von den Kreuzzügen, von den Kämpfen zwischen Pabst und Kaiser, zwischen den deutschen Königen und ihren

Vasallen zum einen Ohr hinein, zum anderen hinausgehen. Denn seine Repetitionen hatten keinen aufregenden oder beängstigenden Charakter. Ein brauchbarer und verdienter Lehrer für die unteren Klassen, konnte er für die Obertertia offenbar den Ton nicht mehr finden. Fast schien es, als ob ihm hier schonende Milde und Gehenlassen die weiseste Methode war. Jedenfalls war uns die Methode bequem und hielten wir dies Fach für ein Ueberfach, auf das für die Censur und die Versetzung wenig ankomme. Wie es mit der Mathematik stand, habe ich schon gesagt. Derselbe Fall aber war es mit dem naturwissenschaftlichen, d. h. dem zoologischen Unterricht. Die Anstalt war für diese Fächer mit den besten wissenschaftlichen Kräften versorgt. Wissenschaftliche Tüchtigkeit jedoch macht noch nicht den tüchtigsten Lehrer. Von Untertertia bis zur Secunda habe ich Burmeister zum Lehrer gehabt, den berühmten Verfasser der Geschichte der Schöpfung, der sich schon damals eines bedeutenden litterarischen und gelehrten Rufes erfreute. Es ist möglich, daß sein geistvoller, gründlicher und beredter Vortrag diesen und jenen meiner Mitschüler für immer für die Liebe zur Naturwissenschaft gewonnen — für die Mehrzahl war er durchaus ungenießbar. Es war ein akademischer Unterricht wie er in den Hörsaal einer Universität, nicht in eine Klasse voll halbwüchsiger Jungen passen mochte. Unglücklicher Weise kam auf die Obertertia die Zoologie. Soviel ich mich jedoch entsinne, sind wir über die Sippe der Käfer und sonstiger Insekten nicht hinausgekommen, denn gerade damals war der Lehrer mit den ersten Bänden seines großen Handbuches der Entomologie beschäftigt. Da gab es nun wohl ein halbes Dutzend begeisterter Entomologen, die, dem Sprachstudium abgeneigt, an den Lippen des kundigen Lehrers hingen, im Thiergarten und im Grunewald auf die Jagd nach allem möglichen kriechenden und fliegenden Gethier gingen und immerfort mit Fläschchen und Schächtelchen, Korkscheiben und Insektennadeln, um ihre Jagdbeute zu bergen, bewaffnet waren. Nur diese Specialisten haben von dem ins Einzelnste und Kleinste sich verlierenden Unterricht wirklichen Gewinn gehabt — wir Uebrigen bewunderten die sauberen Zeichnungen, die der ungemein geschickte Mann aus freier Hand auf die Tafel brachte, freuten uns wohl einmal an

den wunderbaren und vielartigen Gestalten der Thiere und einer ganz der Demonstration gewidmeten Stunde, waren auch dicke Hefte nachzuschreiben gehalten, aber darüber hinaus hatten wir keinen Gewinn davon; viel zu weit ging die Masse des Details über unsere Fassungskraft und unser Gedächtniß hinaus. Daß er es nicht mit Studenten, sondern mit jungen Burschen im schönsten Flegeljahrenalter zu thun habe, dessen erinnerte sich der gelehrte Herr nur dann, wenn er uns bei irgend einer Prügelei oder einem anderen Unfug überraschte. Er fiel dann gänzlich aus seiner erhabenen wissenschaftlichen Rolle; jähzornig brauste er auf und schimpfte wie ein Schiffsknecht. Sein Unterricht ganz besonders hat mich bei späterem Nachdenken in der Ueberzeugung befestigt, daß sich dies sogenannte Realgymnasium ein thörichtes und unmögliches Ziel vorgesteckt hatte. Es war thöricht, den naturwissenschaftlichen Fächern neben den humanistischen einen so breiten Raum zuzugestehen, daß die letzteren dadurch verkürzt wurden. Nur in den seltensten Fällen wurde das, was man eigentlich beabsichtigte: eine gleichmäßige Ausbildung in beiden Arten des Wissens, erreicht; die Anstalt hatte in der That, während ich ihr angehörte, nur einen einzigen, ihrem Ideal entsprechenden Musterschüler aufzuweisen, der durch gleichmäßige Vertheilung seines Fleißes es möglich machte, regelmäßig mit den ersten Censuren von Klasse zu Klasse bis zur Entlassungsprüfung aufzusteigen. Der geduldige junge Streber war von schwächlicher Gesundheit und von mäßiger Begabung. Mit seinem wohltemperirten Wissen erlangte er beim Abgange zur Universität ein glänzendes Zeugniß, aber es war sein letzter Erfolg; die Schule hatte ihn derartig verbraucht, daß er in seinen juristischen Studien stecken blieb und sich nur mit Mühe und Noth eine untergeordnete Lebensstellung erringen konnte. Viele Andere haben sich auf der Anstalt eine anständige Durchschnittsbildung erworben; die Regel aber war, daß die Geister sich schieden. Sie folgten der Richtung ihrer Anlagen und Neigungen und trafen mit mehr oder weniger Bewußtsein ihre Wahl zwischen den entgegengesetzten Bildungsweisen, die zu verbinden und zu vermischen der Plan der Anstalt ihnen zumuthete. Mancher gute Kopf benutzte dankbar die Gelegenheit, die ihm hier geboten war, frühzeitig eine vorzügliche

mathematisch-naturwissenschaftliche Vorbildung sich anzueignen, während er das Sprachliche mehr oder weniger links liegen ließ. Schwieriger war es denen gemacht, die sich ihrer Geistesart nach dem Letzteren zuneigten, eine ausreichende Grundlage philologischer Bildung zu gewinnen. Ihnen kam die Anstalt doch viel weniger entgegen, und es wurde ihnen nicht so leicht, sich in ihrer Einseitigkeit zu behaupten.

Zu diesen nun zählte auch ich. Nicht einmal der Unterricht im Deutschen und Französischen, wie er in der Obertertia getrieben wurde, fesselte in höherem Maße meine Aufmerksamkeit. Daran, den deutschen Unterricht durch Zurückgreifen auf unsere ältere Sprache wissenschaftlich zu vertiefen und zugleich interessanter zu machen, dachte damals noch niemand, und von dem Werth und Nutzen der Theorie des Satzbaues, der stilistischen und rhetorischen Figuren konnte mich der langweilige Vortrag des Lehrers nicht überzeugen. Die französischen Stunden waren in guter Hand — aber theilten trotzdem das gewöhnliche Schicksal dieses Unterrichts, wonach derselbe in der Meinung der Schüler nur nebensächliche Bedeutung hat. Der französische Lehrer war zugleich der Religionslehrer, ein milder, ernster, liebenswürdiger Mann, ein Berliner Prediger, ein Schüler Schleiermachers. Er las mit uns das Neue Testament, für dessen Geist er uns zu erwärmen suchte, ohne daß er an unseren Fleiß besondere Forderungen gestellt hätte. Wie durch einen Nebel sehe ich durch alle diese täglich an mich gebrachten Aufforderungen, meinen Geist, meinen Fleiß und meine Aufmerksamkeit zu wecken hindurch. So viel auch geschah — es fehlte am Besten, und ich that von mir aus nichts, es auf mich wirken zu lassen. Ich versank, dem Unterricht gegenüber, in eine träumerische Gleichgiltigkeit. Mein Fleiß erreichte den denkbar niedrigsten Höhestand. Häusliche Arbeiten zu fertigen, war mir zuhause nicht angewöhnt worden. Ich machte die Entdeckung, daß sich das Nothwendigste in der Klasse selbst, sei es während, sei es zwischen den Stunden beschaffen ließ, etwa mit Ausnahme der deutschen Aufsätze und der lateinischen Exercitia. Damit gewann ich denn allerdings viele freie Zeit, allein auch diese verwandte ich, vielmehr ich vergeudete sie mit übelgewählter Leserei. Zunächst verwechselte ich die Unbefriedigung, die ich dunkel in Folge

meines Unfleißes empfand, mit positiver Melancholie, und beschloß, diese als eine mir wohl anstehende, erhabene Stimmung zu nähren. Ich setzte mir also in den Kopf, mich durchaus an das Ernste und Tragische halten zu müssen, womit meine Liebhaberei für alles Dramatische zusammenstimmte. So suchte ich mir denn in dem Katalog unserer Schulbibliothek eine Anzahl als Trauerspiele bezeichnete Stücke aus und las diese mit resignirter Langmuth durch, pflichtmäßig, wie man den Rosenkranz abzubeten pflegt, und mit eingebildeter Erbauung. Ich habe damals den Codrus von Cronegk, Oehlenschlägers Correggio und manches der Art gelesen, wovon mir bis auf den Titel jede Erinnerung geschwunden ist. Nach einiger Zeit indes trug doch das Gefühl der Langeweile den Sieg über diese heuchlerische Askese davon. Im dramatischen Fach zwar verblieb ich, da ich mich hier stärker, unmittelbarer und ununterbrochener angeregt fühlte als durch das Langathmige des erzählenden Genres, wie ich denn auch bei der Trägheit meines Gedächtnisses für das weite Meer der Geschichte keinen Sinn hatte. So wurde ich vor der Gefahr der Romanleserei bewahrt und naschte allenfalls nur kapitelweise in den gerade im Hause befindlichen Bänden damals beliebter historischer Romane, wie sie für die älteren Hausgenossen aus der Leihbibliothek bezogen wurden. Ja, so weit es sich bloß ums Naschen handelte, suchte ich mir viel lieber noch die Berichte auf, welche die Vossische Zeitung in großer Ausführlichkeit von den Verhandlungen der französischen Deputirtenkammer gab, und ergötzte mich nicht sowohl an dem politischen, meinem Verständniß fern liegenden Inhalt, als vielmehr an der dramatischen Lebendigkeit jener stürmischen Auftritte, jener von beständigen Zurufen, von Beifall und Mißfallen unterbrochenen Redekämpfe. Demselben Geschmack folgte ich nun aber auch in den Stunden, die ich den Schularbeiten oder stärkender körperlicher Erholung hätte widmen sollen. Unberathen wie ich war, verfiel ich einem Autor, dessen lebendige Leichtigkeit und leichtfertige Lebendigkeit mich unterhielt, ohne mir irgend welche Anstrengung zuzumuthen. Ein paar Stücke von Kotzebue hatten meine Neugierde gereizt schon im elterlichen Hause. Jetzt ging ich an eine systematische Lectüre seiner sämmtlichen Schau- und Ritterstücke, Rühr- und Lustspiele. Die Taschenausgabe seiner

dramatischen Werke trug ich Band für Band aus der Leihbibliothek nach Hause und hatte nicht eher Ruhe, als bis die scheinbar unerschöpfliche Quelle endlich doch erschöpft war. Monate lang war diese lockere Theaterpuppenwelt die Welt, in der ich lebte und in der ich mir den Ernst der wirklichen Welt, die Pflichten, Sorgen und Nöthe der Schule vom Leibe hielt. Auf dem großen Hofe des Inselspeichers, an welchem die Wohnung meines Onkels lag, lagerten fortwährend, auf einander gethürmt, neben Fässern und Körben mit mächtigen Ballons, eine Menge großer, leerer Kisten, hinter denen Versteck zu spielen, oder die zu Häuser- und Festungsbauten zu verwenden, wir längst gewohnt waren. Hinter diese hölzernen Wände, die sich zu schattigen, stubenartigen Kammern schlossen, flüchtete ich mich an heißen Sommernachmittagen mit meinen Leihbibliotheksbüchern und ergab mich, ungestört durch den eigenthümlichen Speichergeruch, der mich umgab, einer wüsten und nichtsnutzigen Vielleserei. Ich habe nicht immer gelesen, sondern mehr als einmal hat mich der Schlaf übermannt. Ohne Zweifel war die Schlaffheit, in der ich mich befand — es ist mir noch heute tröstlich, diese Entschuldigung zu haben — zugleich in meinen körperlichen Zuständen begründet. Ein vierzehnjähriger Knabe, der sich weder körperlich zu tummeln noch zu geistiger Arbeit anders als in gelegentlicher Laune zusammenzunehmen Lust hat, ist eine zu abnorme Erscheinung, als daß er nur moralisch dafür verantwortlich gemacht werden dürfte.

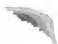
Seine Schuld war doch auch nicht die Sonderstellung, die er im elterlichen Hause gegenüber seines Gleichen eingenommen, die fürsorgende, schonende, zärtliche Hand, die ihn eigenliebig, einbildsam und weichherzig gemacht hatte. Mit diesem in sich gekehrten, zu sehr mit sich beschäftigten Wesen stieß er sich nicht bloß an den ihm ungewohnten harten Forderungen der Schule wund, sondern er kam sich auch fremd und wie ein Verbannter in dem oheimlichen Hause vor, das nun das seinige sein sollte. Aeußerlich wie innerlich war zur Klage nicht der mindeste Grund. Vor Tausenden, die, wenn sie die Schwelle des elterlichen Hauses verlassen haben, nur noch fremde Gesichter sehen und kalte oder unvertrauliche Worte hören, war er unendlich bevorzugt. Tausende würden ihn um eine Lage beneidet haben, die reichlicher und

glänzender war als die, von der er herkam. Die Wohnung im Inselgebäude, die sein Oheim inne hatte, gehörte wegen ihrer freien Lage und ihrer Entfernung von den lärmenden Hauptstraßen der Stadt, die doch von da aus leicht zu erreichen waren, zu den wünschenswerthesten. Sie hatte etwas Anheimelndes und selbst Romantisches. Der Weg zu ihr führte am Wasser entlang; wenn der Knabe zur Schule ging über die Fischerbrücke, sah er unter sich Kähne und Netze, weiterhin die Masten der größeren Spreekähne und über diesen den gothischen Thurm einer Kirche aufragend, der jeden seiner Stundenschläge mit gefälligem Glockenspiel bekräftigte. Von den vorderen Zimmern der zwei Treppen hoch gelegenen Wohnung im Inselgebäude fiel der Blick auf die sich hier stattlich zum Hafen verbreiternde Spree, auf den jenseitigen Quai und rechts auf die Inselbrücke und deren Passanten. Die rückwärtige Seite der Wohnung, in der ich mit dem jungen Vetter eine riesige Stube einnahm, ging auf den großen Hof, auf dem sich der Speicher erhob. Das Auf- und Abladen der Schiffe am Krahn, der Verkehr der Lastwagen gab ein belebtes Schauspiel, zuweilen öffnete sich uns auch der Speicher; wir durften die hier aufgehäuften Waarenmassen anstaunen und kugelten uns mit Vorliebe auf den großen Wollsäcken oder sahen zu, wie Säcke, Kisten und Fässer heraufgewunden wurden. Mit den Kindern des Packhofverwalters einige Freundschaft zu pflegen, erschien nützlich. Im Hause selbst aber zwei junge Menschenkinder, ein Vetter, der für's Erste noch eine Vorbereitungsschule, eine jüngere Base, die eine Privat-Töchterschule besuchte — beide wünschten sich nichts Besseres, als mit dem Ankömmling sich auf den geschwisterlichsten Fuß zu stellen. Daß ich mich als Kind im Hause fühlen solle, war der Wunsch auch meiner Pflegeeltern. Es ging gut bürgerlich in dem Hause her, einfach aber reichlich, in regelmäßiger Ordnung mit pünktlicher Innehaltung der täglichen Mahlzeiten. Der Onkel saß des Morgens mit seiner Thonpfeife und seiner Zeitung am Kaffeetisch; wenn er Mittags vom Comptoir, Abends aus seiner Ressource kam, immer war er mittheilsam, heiter und freundlich, ein sicher auf sich selbst stehender Mann und der unbestritten, im Nothfall mit lebhafter Festigkeit und Entschiedenheit, das Regiment führte. Ganz für ihn und die

Ihrigen lebte meine Tante. Sie war, was ich mir immer unter einer Matrone vorgestellt habe, von der ruhigsten und sanftesten Haltung, des Mannes Beratherin und harmonische Gefährtin, wenn es zuweilen Noth that, seine Besänftigerin. Sie war bei aller Verständigkeit von weicher Gemüthsart und leicht gerührt. In der Familie fand sie ihren Mittelpunkt und so war sie ebenso frauenhaft wie mütterlich. Sie hatte sich entschlossen, mich mit zu ihren Kindern zu zählen, mich nicht merken zu lassen, daß ich aus einem andern Neste zugeflogen war, und es hätte nur an mir gelegen, mich sogleich ihr und den beiden Nesthäkchen anzuschmiegen. Mir war das leider unmöglich. Die Eierschalen aus dem andern Nest hingen mir noch zu fest an, ja gerade gegen die Sorglichkeit und Freundlichkeit, mit der man um mich warb, lehnte sich mein Anhänglichkeitsgefühl an Vater und Mutter und an die alten Kameraden auf. Ich bildete mir ein, ich würde unter fremden Leuten — wenn ich der Heimath nur näher geblieben wäre — mich freier, selbständiger, glücklicher fühlen. Dort wäre mir verstattet gewesen, meine zärtlichsten Gedanken und Meinungen ungestört für mich fortzusetzen und weiter zu spinnen: hier wurde mir ein neuer Familiengeist aufgedrungen, der an die Stelle des alten treten sollte und der doch in allem Einzelnen — es ließ sich nicht aussprechen, wo und wie — ein ganz anderer war. Ohne daß ich es hätte ändern können, schnürte sich mir das Herz zusammen. Schüchtern, schweigsam und trübe lebte ich die ersten Tage dahin; es war wenig aus mir herauszubringen, und ich mochte den Eindruck eines blöden, ungeselligen Burschen, eines Ritters von der traurigen Gestalt oder gar eines angehenden Büchermenschen machen, in dem schon jetzt der künftige Theologe stecke. Da war denn großer Jubel, als sich dies denn doch nicht bestätigte. Eines Abends, als wir Kinder in Abwesenheit der Erwachsenen ganz unter uns gewesen, war ich plötzlich warm und munter geworden. Ich hatte meine besten Späße und Künste zum Besten gegeben, und man wußte nun, daß es mit meiner Kopfhängerei nichts zu sagen habe, ich würde schon aufthauen und mich mit der Zeit völlig eingewöhnen. Auch dies jedoch war ein Irrthum. Es blieb nämlich nun dabei, daß ich nach Art der Hypochondristen gleichsam ein Doppelleben führte. Nach wie vor

konnte ich mich nicht dazu bringen, mich offen und harmlos hinzugeben und in den zutraulich-gemüthlichen Ton der ganzen Hausgenossenschaft einzustimmen. Immer wieder stand dem guten Onkel und der guten Tante gegenüber, die mir so gern Vater und Mutter gewesen wären, die Scheidewand der Blödigkeit und des Fremdfühlens da; nur immer wenn wir Kinder unter uns waren, machte ich mit oder gab vielmehr den Ton zu allerlei Muthwillen und Unterhaltung an. Es behagte mir nämlich, der Aeltere zu sein und mich einer gewissen Autorität zu erfreuen; wo das nicht gelang, stellte sich sogleich, auch wenn ich unter meines Gleichen war, die dumme Verstimmtheit und ein launisches Zurückweichen ein. Die zwei Jahre, die ich voraushatte, gaben mir über Vetter Karl ein großes Uebergewicht, und ich habe dasselbe in Schulsachen nicht bloß mit Härte, sondern auch mit Politik aufrecht zu erhalten gewußt, denn ich war mit der von ihm mir abbegehrten Hülfe beim Uebersetzen und dergleichen bis zur Grausamkeit ökonomisch; ich sorgte dafür, daß er mein Wissen für größer hielt als es war; ich spielte wie die Katze mit der Maus mit dem guten Jungen, wenn er mir mit unbekannten Vokabeln oder einer schwer zu übersetzenden Stelle über den Weg lief, und nicht immer war das Spiel ein ehrliches Spiel.

In ganz andrer Weise widmete ich meine Dienste seiner Schwester. Sie wurde auch mir bald eine liebe Schwester. Sie allein verstand es, mich zutraulich zu machen und mir ein heimathliches Gefühl wieder zu geben. Ihr galt ich, wofür ich so gern gelten mochte, als ein beachtenswerthes Menschenkind; für sie war ich eine anerkannte Autorität. Ich hatte von meinem Vater die Kunst gelernt, eine Gänsefeder zu schneiden und verstand es, ein Schreibheft mit zierlicher Frakturschrift und kalligraphischen Schnörkeln zu verzieren. Wie gern stellte ich diese Künste ihr zur Verfügung, wenn sie mich schmeichelnd darum bat und mich mit Bewunderung dafür belohnte. In allen Schulnöthen, besonders wenn es sich um einen deutschen Aufsatz handelte, mußte ich rathen und helfen. Ihre kindliche Zuneigung, die sie mir unbefangen und dabei mit schalkhafter Zärtlichkeit kundgab, that mir unendlich wohl, und dies Behagen war nur um so größer, weil es mit jener geheimnißvollen Blödigkeit und Sprödigkeit



gemischt war, die ich dem zarten Wesen gegenüber doch nicht unterdrücken konnte. So haben wir als gute Kameraden fünf Jahre neben einander gelebt. Je mehr sie den Kinderschuhen entwuchs und sich stattlich entwickelte, während der Knabe noch immer Knabe blieb, um so ergebener wurde ich ihr im Stillen. Wie viel sie mir sei, wurde mir deutlich, als sie nach einer schweren Krankheit, fast schon aufgegeben, dem Leben wiedergeschenkt wurde. Und nun kam mir, wie als ob es mit einem Male vor sich gegangen wäre, das Bewußtsein, daß das Mädchen zur Jungfrau geworden sei. Plötzlich schien sie mir, die doch dieselbe war, eine andere, und ich ertappte mich darüber, daß auch mein Gefühl für sie sich zu einer Art verlangender Scheu umsetzte. Ihr unverändert schwesterliches Betragen machte mich glücklich, drängte mich von ihr und zog mich nur stärker wieder zu ihr. Daß ich dieses liebenswürdige Geschöpf, das sich nun zur vollen Blüthe entfaltet hatte, verlassen mußte, war die einzige trübere Empfindung, die sich in den Jubel mischte, mit dem ich beim Verlassen der Schule der Universität zueilte. Ich habe sie nicht wiedergesehen. Ich war im ersten Rausch des studentischen Lebens, als die Kunde kam, daß sie einer tückischen Krankheit erlegen sei. Ich empfand dabei wohl, wie herzlich lieb sie mir gewesen war, aber ich war damals doch nicht im Stande, einen scharfen Schmerz länger zu hegen. Mich machte, als ich einige Zeit danach das nun einsamer gewordene Berliner Haus wieder besuchte, der Vorwurf, daß ich nicht nach ihrem Grabe geführt zu werden verlangt habe, mehr verlegen als daß er mich innerlich berührt oder erschüttert hätte. Erst als ich länger als ein Menschenalter danach — wir hatten ihren ältesten Bruder zur letzten Ruhestätte begleitet — vor diesem ihrem Grabe stand, habe ich bitterliche, bitterliche Thränen geweint.

Das Zusammenleben aber mit meinem Stubengenossen und der Verkehr mit zwei, drei anderen, entfernteren Vettern gestaltete sich denn doch auch mit der Zeit zu einem ganz vorzüglichen. Nicht bloß in Schulsachen, sondern auch in anderen Dingen, wußte ich mich zum Angeber und Führer aufzuschwingen. Nicht bei den Tummel- und Lärmspielen, für welche die großen Hofräume so günstige Gelegenheit boten, sondern bei stilleren

Unternehmungen. Die Theaterlust steckte mir noch immer in den Gliedern. Eigentlich freilich reizte mich nur das Außenwerk und nur darin konnte ich etwas leisten. Sonntag für Sonntag breiteten wir auf dem Boden unserer geräumigen Stube die zusammengeklebten Papierwände aus, die zu Vorhang und Coulissen werden sollten. Eine Masse Farbentöpfe, mit den lateinischen Farbennamen bezeichnet, standen bereit und nun wurde von Morgen bis Abend gepinselt, um nach den Vorlagen von Kindertheatercoulissen — denn bis zur Erfindung reichte mein Bischen Zeichenkunst nicht — eine Straße, ein Zimmer und dergl. herzustellen. Als Direktor und Hauptmeister dieser Zeichenschule bildete ich mir Wunder ein, was ich vermöchte und war namentlich stark im Verbrauch von Schlemmkreide und schattengebender Tinte. Ich bildete mir aber auch ein, besser als die anderen schauspielern zu können. Wir gaben eine Guckkästnerscene aus Glasbrenners damals viel beliebtem „Berlin wie es ist — und trinkt“ und ein Körnersches Lustspiel zum Besten. Dabei erntete aber nicht ich, sondern Vetter Gustav mit seinem natürlichen, ganz entschieden mimischen Talent den größten Beifall. Gott sei Dank: ich bin von Beschämung zu Beschämung gegangen und so mein Lebelang langsam von waghalsiger Selbsttäuschung zu einiger Selbsterkenntniß gelangt. Eine Weile nach jener Aufführung mit den selbstgemalten Coulissen bereitete ich eine andere, ein Festspiel zu des Onkels Geburtstag vor. Zum Geburtstag des vorigen Jahres hatte ich eine einfache Scene in Knittelversen, zum Theil in schlesischem Dialekt für uns drei Kinder des Hauses verfaßt und hatte damit die günstigste Aufnahme gefunden. Nun jedoch wollte ich höher hinaus. Der gute Onkel sollte durch ein Schauspiel geehrt werden, das ich, eilig genug, in Prosa nach einer Erzählung von Amalie Weise und mit deutlichen Anklängen an einzelne Scenen von Schillers Räubern zu Papier gebracht hatte — ohne eine Ahnung der nöthigen Technik, ohne eine Spur eigener Erfindung. Das Machwerk war so kümmerlich wie die Aufführung übereilt und ungeschickt. Auf dem Theaterzettel hatte ich stolz meinen Namen angebracht und es war meine erste Kränkung, daß die verständige Tante mir unter Berufung auf andere Theaterdichter zu verstehen gab, es wäre correcter gewesen,

den kleinen Zusatz zu machen: „nach einer Erzählung von Amalie Weise". Erst am folgenden Tage aber sprach der Gefeierte dem „Dichter" seinen Dank aus. „Mein Urtheil über sein Werk aber", so fuhr er fort, „werde ich ihm nicht sagen; denn wenn es lobend wäre, so würde ich besorgen, ihn eitel zu machen, wenn tadelnd, ihn zu kränken". Lange, lange habe ich an diesem unausgesprochenen, wahrhaft Salomonischen Urtheil gewürgt, immer wieder versucht, es zu meinen Gunsten zu deuten und immer wieder die Bitterkeit des Fehlschlags durchgekostet, wenn es in anderem Sinne gemeint war. Erst nach Jahren, nachdem es seine erziehende Wirkung reichlich geübt hatte, habe ich die schonende Milde, der es entstammte, verehren gelernt. Die nächste Wirkung war, daß ich keine selbstfabricirten Stücke wieder auf die Hausbühne brachte. Nur für mich konnte ich dem verführerischen Reiz, mich als einen künftigen Dramatiker zu träumen, nicht widerstehen. Eben Schillers Räuber, die ich gierig verschlungen hatte, daneben die Körnerschen Stücke, endlich der Tell stachelten meinen Nachahmungstrieb. Ohne irgend im Stande zu sein, eine Fabel zu erfinden, einen Plan zu entwerfen, schwebte mir immer nur der Effekt einer großen Handlung oder einer komischen Entwickelung in der Leere meiner Phantasie vor. Die Titel der Stücke, die ich gern geschaffen hätte, füllten die Vorderseite dicker Hefte, und höchstens ein paar hundert Verse kamen auf die ersten Blätter zu stehen — Scenen und Dekorationsbilder, die nichts als der ungeschickte Abklatsch meiner dramatischen Lektüre waren.

Machte ich nun damit, freilich ohne so bald klug zu werden, die Erfahrung, wie weit mein Können hinter meinen einbildnerischen Trieben und Gelüsten zurückbleibe, so setzten andere Erfahrungen und Erlebnisse auch meinem sonstigen stillen Hochmuth einen Dämpfer auf. Tief und aufrichtig war mein Schmerz über den Tod meines Jugendfreundes Theodor gewesen. Ich brachte es nichts desto weniger fertig, auf den Dahingegangenen eine Elegie in Distichen zu verfassen. Daß ich dieselbe, die den Schmerz in Phrasen verflüchtigte, in dem Grünberger Wochenblatt abgedruckt wissen wollte, dies Verlangen ging schon nicht rein und allein aus dem Gedanken hervor, dem lieben Todten ein Andenken zu stiften — ich wollte den Freund ehren und mich gedruckt sehen.

Geradezu herzlos aber mußte das Beginnen erscheinen, alsobald jenes Gedicht selbst zum Gegenstand eigener Kritik zu machen. Ich weiß nicht, welche schriftstellerische Laune, welcher kritische Teufel mich plagte, unter der Maske eines Dritten mein eigenes Werk Zeile für Zeile hier lobend, dort tadelnd durchzurecensiren und auch für diese Selbstkritik die Veröffentlichung zu begehren. Ich bemühe mich noch heute, mich zu entschuldigen und bin wirklich überzeugt, daß, mag auch die Eitelkeit einen großen Antheil an der Sache gehabt haben, doch die Beschäftigung mit dem Schicksal des Freundes und meinem eigenen, vor Allem aber die Sucht, etwas hervorzubringen und über das Hervorgebrachte zu reflectiren mich zu solcher Seltsamkeit verführte. Die kühle Art, mit der die Jugend fremdes Leid und ein ihr selbst widerfahrenes, das sie doch nicht fortwährend mit sich herumtragen kann, von sich abschüttelt, verdient nicht härter getadelt zu werden. Das ganz Unziemliche, Häßliche und Beleidigende aber, was in der öffentlichen Schaustellung lag, sah ich alsbald selbst ein, als mein Vater es mir mit den Worten zeigte: das sei, wie wenn Jemand ein Denkmal errichten und dann mit Steinen danach werfen wolle.

In ähnlicher Weise bedurfte ich der Zurechtweisung und daß meinem prätentiösen und selbstzufriedenen Ich, das in dem warmen Klima des Elternhauses so üppig gewachsen war, ein Dämpfer aufgesetzt wurde, noch in zahlreichen andern Fällen. Ich wurde einst bei einer leidenschaftlichen und heftigen Balgerei mit meinem Stubengenossen betroffen. Der Anlaß war der nichtigste von der Welt und eben deshalb war die Wuth, mit welcher wir über einander herfielen, ebenso komisch wie sie wenigstens mir, als dem Aelteren, übel anstand. Den Unwillen der milden Frau, die ich jetzt wie eine Mutter zu ehren hatte, zu beschwichtigen und, ihren Tadel vorwegnehmend, mich selbst zu rechtfertigen, gab ich mir die Miene, über das kleinliche Object unsers Kampfes erhaben zu sein und wandte so alle Schuld auf den Gegner, der „um einer solchen Lappalie willen“ den Angriff begonnen. Zum ersten Mal kam da ein scharfes Wort über ihre Lippen, ein völlig gerechtes, das mich durch und durch traf, und das ich nicht wieder vergessen habe. Ich sei „immer so außerordentlich weise“, das hindre mich aber nicht, in dieser wie in andern

Sachen so kindisch zu sein wie die Andern auch. Nur langsam ist mir dieser Weisheitsdünkel ein wenig ausgetrieben worden. Auch war die Eigenliebe, die ihm zu Grunde lag, mit einer noch häßlicheren Eigenschaft, mit Eifersucht verbunden. Auch hiervon muß ich Einiges beichten. Wir Knaben hatten das Glück, unsre Hundstagsferien auf dem Lande zubringen zu dürfen, wo ein Verwandter ein mäßig großes Gut als Pächter bewirthschaftete. Das Gut lag etwa sieben Meilen von der Hauptstadt entfernt in einer landschaftlich nicht gerade reizvollen Gegend. Der Aufenthalt war nichts destoweniger für uns ein kleines Eldorado. Eine Fahrt von da nach dem nahen Nonnhausen, wo wir Schloß und Park des Barons de la Motte Fouqué bewundern durften, machte weit nicht so viel Eindruck auf uns als das ganze ländliche Wesen in dem einfachen Liepe. Nicht nur, daß der große Gutsgarten, an dessen Ende ein kleiner Teich Gelegenheit zum Baden bot, uns zu jeder Tageszeit zu lauschigen Plätzen lockte: vor Allem die Anschauung des ganzen wirthschaftlichen Treibens, die Kuh- und Pferdeställe, die Ackergeräthschaften auf dem großen Hofraum, das Füttern des Hühnervolkes, die Milchwirthschaft und was sonst in einer wohlgeordneten Wirthschaft vor sich geht, zog unsre Aufmerksamkeit auf sich. Wir schlossen Kameradschaft mit dem Herrn Inspector und begafften neugierig die kleine Stube, die gar wunderlich duftete und in der ein unglaubliches Durcheinander von Stiefeln, Peitschen, Schieß- und Rauchgeräth herrschte. Es war die Zeit der Ernte. Wir fuhren mit den leeren Wagen auf's Feld und mußten uns von den Schnittern anbinden lassen. Ganz neu war uns die Rapsernte, bei der die kostbare Oelsaat in großen Planen vorsichtig gesammelt und eingefahren wurde. Aber wir mußten auch selbst Hand anlegen. Unser freundlicher Wirth stellte uns wohl einmal beim Abladen und Aufspeichern der eingebrachten Garben in der Scheune an, damit wir erführen, wie viel Ausdauer und Schweiß vorangehen müsse, ehe das köstlich derbe Brot, das wir uns so gut schmecken ließen, zum Munde geführt werden könne. Dann wieder fuhren wir mit dem Knecht zur Mühle oder suchten den Gänse- und Kuhhirten auf den Weideplätzen auf. Unser bester Freund endlich war das kleine Langohr, das eigentlich Vetter Gustav gehörte,

aber sammt dem zugehörigen Wägelchen als Gemeinbesitz betrachtet wurde. Unsre Zärtlichkeit gegen das Thier war freilich eine so eigennützige, daß es unsre freundschaftlichen Gesinnungen schwerlich erwiderte. In der That, es wurde dergestalt von uns geplagt, daß es sich nur durch eselhafte Störrigkeit gegen unsre Zumuthungen wehren konnte. Unsre Reitversuche namentlich hatten den schlechtesten Erfolg, und als wir endlich eine Methode erfunden zu haben glaubten, das Thier durch ängstigendes Klappern zum Traben zu bringen, da rächte es sich an seinen Peinigern dadurch, daß es jedesmal, am Ende des Weges den Kopf zwischen die Beine nahm und den Reiter über sich weg möglichst unsanft auf den Sand setzte. Alle diese unterhaltsamen, für Leib und Seele heilsamen Arbeiten, Spiele und Spielereien, die uns einzig durch den Gedanken an die aufgegebenen aber liegen bleibenden Ferienarbeiten zuweilen vergällt wurden, machte ich eifrig mit. Eine besondere Würze aber erhielt für mich dieser idyllische Müßiggang durch einige Kopf- und Phantasiebeschäftigung, ohne die ich nicht gut auskommen konnte, wenn ich nicht Anwandlungen von Langeweile haben sollte. Der Hausherr war ein höchst gebildeter Mann, der seine juristische Laufbahn noch nicht lange gegen die Landwirthschaft vertauscht hatte. Er stand noch mit einem Fuße in den litterarischen Interessen seiner vorigen Bildung und verfolgte insbesondere den Gang der Politik mit kritischer Neugierde. Mir war er insonderheit gewogen und erörterte mit mir in der ihm eigenen scherzenden Weise manche kleine Frage, ließ sich kleine Schulabenteuer erzählen — genug, er verstand es mich zutraulich zu machen, indem er mich ein wenig höher nahm als die Andern und so meiner Eigenliebe neues Oel aufgoß. Noch etwas ehrerbietiger begegnete mir der Herr Schulmeister, der in dem Hause des Amtmannes ein gern gesehener Gast war und der Einzige, mit dem in dieser dörflichen Abgeschiedenheit sich ein Gespräch führen ließ. Der blasse, schmächtige, bescheidene junge Mann waltete mit großer Treue und ausgesprochenem pädagogischen Geschicke seines Amtes, das ihn und seine kleine Familie kümmerlich genug nährte. Der Unterricht der Dorfjugend, der ihm oblag, wurde von ihm nicht handwerksmäßig betrieben, obgleich sein Wissen und seine Bildung über den engen

Kreis der Elemente hinausging, in den sein Amt ihn einschloß. Sein kleiner Bücherschatz zeigte, daß er an den Werken unsrer Klassiker sich zu bilden und zu erheben fortfuhr und daß ein ideales Streben wie ein immerwährender Lichtschein den Horizont seiner täglichen Berufsarbeit vergoldete. Mein unreifes und unfertiges Wissen mochte im Durchschnitt etwa dem seinigen die Waage halten, wenn es auch auf verschiedenem Wege erworben war und im Einzelnen hier etwas niedriger, dort etwas höher stand. Meine Jugend und die gelehrte Anlage meiner nur erst im Werden begriffenen Bildung gab mir ein gewisses Uebergewicht über den Mann, der in seiner Weise fertig und abgeschlossen war. Er wiederum war mir durch die encyklopädische Abrundung seines Wissens, durch seine Jahre, seinen Ernst und seine Erfahrung weit überlegen. Wie dem sei, wir zogen uns an; es behagte mir mich mit meiner angehenden lateinischen und griechischen Gelehrtheit vor ihm zeigen zu können und dafür von ihm manche kluge und gute Rede über die Dinge zu hören, die ihn am meisten beschäftigten und über die er nach seiner Sinnigkeit sich ein verständiges Urtheil gebildet hatte. Zuweilen war mir, als ob ich meinen Vater höre, und je mehr er mir mein Recht widerfahren ließ, um so mehr sah ich zu ihm wie zu einem Freunde auf. Mit meinen lateinischen Kenntnissen vor ihm und dem gesammten Publicum des Dorfes Liepe zu glänzen fand sich ein herrlicher Anlaß. Es war während meines zweitmaligen dortigen Aufenthaltes, als ich bereits in die Secunda aufgerückt war. Eben damals wurde an dem Thurm der Dorfkirche eine Reparatur vorgenommen, die eine Herabnahme des Thurmknopfes bedingte. Dabei hatten die Werkleute in dem Bauche der metallnen Kugel außer einigen alten Münzen ein lateinisches Document an den Tag gebracht, das seit zwei Jahrhunderten dort geruht hatte. Die nächste Instanz, vor welche die Entdeckung gehört hätte, wäre wohl der Herr Pastor gewesen. Es bestand indeß kein sehr inniges Verhältniß zwischen ihm und seiner Gemeinde, und ebenso wenig gab es zwischen dem Pfarr- und Amtshaus mehr als einen Anstandsverkehr. Denn der alte geistliche Herr war ein wunderlicher Kauz; an ihm sowohl wie an seiner Hausehre und an dem ganzen von einer zahlreichen

Nachkommenschaft angefüllten Pfarrhause haftete wenig von jenem patriarchalisch-idyllischen Schimmer, den man nach dem Vicar of Wakefield oder nach Vossens Luise in einer Dorfpfarre zu suchen pflegt. Die Verbauerung hatte offenbar bei Zeiten ihren Anfang genommen und rasche Fortschritte gemacht. Auch das Bischen Poesie, was der Mann einst mitgebracht hatte, war von der ältesten Mode; es hing nämlich an den Wänden des Hauses, an Bänken und Bäumen des Pfarrgartens in Form von Täfelchen mit eingerahmten Inschriften, Sprüchen und sentimentalen Versen. Mir ist diese Lavatersche Manier, die Natur moralisch und poetisch spielerisch zu verbrämen, sonst nirgendwo wieder vorgekommen. Es machte einen gezierten und lächerlichen Eindruck und kam uns so wenig erbaulich vor wie die Predigten des guten Mannes. Etwas mehr Rücksicht und Pietät hätte uns wohl angestanden, aber wir waren eben naseweise junge Burschen. Das vergilbte Papier wurde uns also ohne viel Umstände von den Zimmerleuten ausgehändigt, und da saß ich auch schon, um die Urkunde, die von den traurigen Begebenheiten des großen deutschen Krieges erzählte und den Marktpreis der Getreidearten, wie er damals gewesen, verzeichnete, ins Deutsche zu übersetzen. Mit diesem Exercitium, bei dem mir doch die halcyonischen Tage, von denen da die Rede war, und Andres nicht eben in Livianischem Latein Ausgedrückte einige Schwierigkeit machte, ging es nun in die Kirche. Meine Zuhörerschaft bildeten die Arbeiter und was sich sonst von Neugierigen hinzufand. Ich hielt inmitten der Kirche eine kleine erläuternde Ansprache und gab dann den Text des ehrwürdigen Dokuments zum Besten — nicht wenig stolz auf die Rolle, die ich mir selber genommen, im Stillen erwägend, wie dies ein Vorspiel meiner einstigen Herrlichkeit als Kanzelredner sei. Seinen Abschluß aber fand das kleine Abenteuer durch den Besuch, den ich nun erst bei dem so zur Seite geschobenen Pastor machte, um auch diesem zum Triumph meiner Eigenliebe die Urkunde vorzulesen. Ein voller Triumph war es doch nicht. So ganz hatte der alte Herr sein Latein doch nicht verschwitzt; es war mir aufs Aeußerste verdrießlich, daß er mich in aller Bescheidenheit auf einen recht thörichten Uebersetzungsschnitzer verbessernd aufmerksam machte.

Ein Seitenstück zu den Hundstagen in Liepe waren die Pfingsttage, die ich zusammen mit Vetter Karl auf einem andern Gute der Mark, gleichfalls bei einer verwandten Familie auf Einladung von dem ältesten, nun auch in Berlin die Schule besuchenden Sohn vergnüglich zubringen durfte. In dieser Gegend wurde die berühmteste Butter für den Berliner Markt hervorgebracht. Nicht auf Ackerwirthschaft, sondern ausschließlich auf Rinder- und Schafzucht wurde hier Alles gestellt. Weite Wiesenflächen, auf denen der Unkundige sich selbst bei Tage so leicht verirren konnte wie auf einer amerikanischen Prairie, von sich kreuzenden Gräben bewässert, dehnten sich, im Grün des Frühlings fröhlich anzusehen, nach allen Seiten. Wollte man nicht ins Unbestimmte hin spazieren gehen oder einen weit entfernt wohnenden Nachbar besuchen, so mußte man die Unterhaltung nahe am Wohnhause suchen, um das sich Alles gruppirte; denn es gab hier kein eigentliches Dorf, sondern nur eine Anzahl von Tagelöhnerwohnungen. Das Haus der Herrschaft aber durfte man wohl ein Schloß nennen, wie es denn auch mit einem wohlgepflegten Park voll herrlicher Bäume umgeben war. Hier also tummelten wir uns oder lagen stundenlang auf der Kegelbahn, die völlig zu unserer Verfügung stand. Für mich jedoch übte die größte Anziehung die nach dem Garten schauende Stube des Hauslehrers, in der, wenn nicht Ferien waren, mit einem jüngeren Bruder und einer Schwester meines Freundes Schule gehalten wurde. Da standen ja neben neueren mir noch unbekannten theologischen Werken manche andere, die ich schon bei meinem Vater gesehen hatte. Ein Candidat, der sich hier auf sein zweites Examen vorbereitete, ein Handwerksgenoß, wenn ich über die paar Schuljahre hinaus mich als Studirenden der Theologie dachte! So hob ich mich also wieder ein wenig auf die Fußspitzen und suchte meiner Länge ein paar Zoll hinzuzuthun. Es half mir freilich nicht viel und ich konnte mich mit dem Theologen lange nicht so gut verständigen wie mit meinem Lieper Cantor. Immer wieder versuchte ich ein theologisches Gespräch mit ihm in Gang zu bringen und ihn über die dogmatischen Zeit- und Streitfragen auszuholen, die mir von Jugend auf nachgingen — mein Candidat behandelte das Alles mit so kühler Nebensächlichkeit und bezeigte so wenig

Lust, sich auf der Kegelbahn dadurch stören zu lassen, daß mein Ideal eines Gottesgelehrten und künftigen Verkündigers der ewigen Wahrheit einen ziemlichen Stoß erhielt. Er war weder warm noch kalt, ließ Gott einen guten Mann sein und fertigte meine zudringlichen Fragen schließlich mit dem Bekenntniß ab, er vermuthe, daß in dem Streit der Meinungen fürs Erste ein gemäßigter Rationalismus wie der Bretschneidersche den Sieg davon tragen werde — ein Bekenntniß, das offenbar die Richtschnur war, nach der er sich selbst durch das Fegefeuer seines nächsten Examens hindurch zu schlagen gedachte.

Wenn ich nun aber so von allen Seiten die Gastfreundschaft meiner Verwandten und Halbverwandten genoß, so erschien es billig, daß dieselbe auch von meiner Seite erwidert würde. In solcher Meinung ging von meinen Eltern der Vorschlag aus, ich möchte nun auch einmal die befreundeten Vettern in den nächsten Sommerferien zum Gegenbesuch nach Grünberg mitbringen. Man könnte denken, ich wäre mit Jubel darauf eingegangen. Nichts weniger als das. Ich bedachte die Enge und Aermlichkeit unserer häuslichen Verhältnisse: eine falsche Scham überkam mich zusammen mit der Vorstellung der Kränkung, wenn das, was mir das Liebste und Heimlichste war, den besser und reichlicher gewöhnten Kameraden etwa nicht gut genug vorkommen sollte. Mehr als das. Mein eigenliebiges Herz zog sich zusammen bei dem Gedanken, daß ich das trauliche Zusammensein mit den Meinigen und deren Liebe mit Anderen theilen sollte. Zu der falschen Scham gesellte sich die thörichtste, selbstsüchtigste Eifersucht. Eifersüchtig war ich schon längst auf den Vorzug, den einem der Vettern bei Alt und Jung die offene Gutmüthigkeit und freie Liebenswürdigkeit, die ihm natürlich war und so stark gegen mein verschlossenes und im Stillen von Prätensionen gedrücktes Wesen abstach, verschaffte. Auch in meinem Elternhause nun würde er sich einschmeicheln und mich von meinem Platz, meinem Vorrecht auf Anerkennung und Zärtlichkeit verdrängen. Strafe genug, daß ich mich mit solchen eifersüchtigen Grillen quälte, und nur in der Ordnung, daß sie unbeachtet blieben. Die Reise mit dem Planwagen und dem Schimmel durch die langweiligen Pappelalleen wurde also wirklich zu Dreien angetreten und Alles ver-

lief zu allgemeinster Zufriedenheit. Die hauptstädtischen Gäste fanden die schulmeisterliche Idylle und die bequeme Freiheit der Kleinstadt als etwas ganz Neues und Reizvolles. Die grünen Hügel waren so anmuthig wie je; die alten Lieblingsplätze, auf täglichen Spaziergängen aufgesucht, waren noch alle wie sie gewesen und ich empfand ein doppeltes Vergnügen, die Gefährten überall umherzuführen, sie mit allen Schleichwegen und Schlupfwinkeln bekannt zu machen. So empfänglich für das Alles, so fröhlich dankbar und liebenswürdig betrug sich namentlich der gefürchtete Nebenbuhler, daß ich ihm im Stillen alles Unrecht abbat. Mit meinem Vater zumal kamen die jungen Gäste auf einen so vertraulichen Fuß, ohne daß ich an seiner Liebe den mindesten Abbruch erfahren hätte, daß ich nur gewünscht hätte, die drei Ferienwochen hätten noch einmal angefangen, als sie zu Ende waren. Denn diesmal, wie bei jedem Besuch zu Hause, fiel mir der Abschied schwer auf die Seele. Mit allen Fasern hing ich an der Heimath und dachte mit Beklemmung, ja mit Grauen an die große Stadt und das große Haus, wo ich mich heimisch zu fühlen noch immer nicht gelernt hatte, nicht lernen wollte und niemals lernen würde. Die ersten Wochen nach der Rückkehr insbesondere waren qualvolle Zeiten. Ich empfand das bitterste Heimweh, über das ich um so weniger Herr zu werden vermochte, je weniger ich mich darüber mitzutheilen im Stande war. Am meisten noch erleichterte es mich, wenn ich zu der Tante im andern Hause schlich und mit ihr, die ja Alles aus eigener Anschauung kannte, über die Grünberger Verhältnisse und Personen plaudern durfte. Den Leiden der geschäftigen Phantasie mußte die Phantasie selbst, die immer bereite Trösterin, Linderung schaffen. Eine Ausfahrt durch das Frankfurter Thor beglückte mich, weil auf diesem Wege und in dieser Richtung der ersehnte ferne Ort lag, dem ich nun doch um eine halbe Meile näher gerückt war. Könnte ich meinem Fuße nicht die Flügel geben, mit denen meine Sehnsucht beständig in die Luft schlägt, ohne vom Flecke zu kommen? Die langen vierundzwanzig, von Pappeln rechts und links eingezäunten Meilen, die zweimal vierundzwanzig Stunden, die nöthig sind um jene zu durchmessen, könnten sie nicht verkürzt werden, wenn ich ohne Pferd und Wagen

und obenein ohne Geld dazu zu brauchen, auf der ebenen Chaussee so dahin fliegen könnte wie der Schlittschuhläufer auf dem Eise? So toll war das Heimweh hinter mir her, daß ich den närrischen Gedanken völlig ernst nahm. Von allen Menschen der ungeschickteste eine mechanische Erfindung zu machen, ohne einen Begriff von den Schwierigkeiten der Sache und ohne zu berechnen, wie weit möglicher Weise Zeit und Raum zusammengerückt werden könnten, war ich darauf aus, mir Räderschuhe für die schnellste Fahrt nach der Heimath zu construiren und mich so unabhängig von allen umständlicheren Vorbereitungen im eigentlichsten Sinne auf eigene Füße zu stellen. Der von Wunsch und Sehnsucht geborene Gedanke war mir so einleuchtend, daß ich unverweilt bei einem Drechsler die Räder anfertigen ließ, auf die es doch in erster Linie ankam. Da der Handwerker sich nicht übereilte, so hatte ich Zeit, die heftigsten Anfälle der Krankheit zu überwinden. Auch wollte sich die Idee nicht weiter gestalten — der Radschuh wurde von mir nicht zu Ende erfunden, aber Jahre hindurch war es mir immer tröstlich, auf die in einem Winkel meines Schränkchens ruhenden zierlich gedrechselten Röllchen einen Blick zu werfen und mir zuzuflüstern: Du könntest, wenn du wolltest!

Um jedoch zu meinen Schulabenteuern zurückzukehren, so war ich, Gottlob, unverdienter Weise nach Jahresfrist aus der Obertertia herausgerettet, einer der Allerletzten freilich, die noch mitgenommen waren. Ich verdankte es ausschließlich meinen Leistungen im Lateinischen und im Deutschen. Ja, wenn das Deutsche nicht gewesen wäre! Ein Aufsatz über ein allgemeines ernstes Thema, ich kann nicht mehr sagen welches, hatte durch seine gute Disposition, durch verständige Ausführung und erträglichen Stil mir ein für alle Mal die gute Meinung des Lehrers gewonnen. Ich hatte die gute Meinung nicht verloren, auch als ein folgender Aufsatz der Erwartung des Lehrers wenig entsprochen hatte. Diesmal nämlich — denn wir sollten in allen möglichen Darstellungsgattungen herumgeführt und geübt werden, auch eine Chrie habe ich nach dem bekannten Recept zusammenschmieden müssen — diesmal hatte der launige Herr, der in der That seinen Unterricht in alle Wege mit einigem Humor zu würzen pflegte, uns als Thema die Autobiographie eines Pferdes auf-

gegeben. Das Pferd, das ich reden ließ, war aber ein schwerfälliger, trübseliger Gaul, der schon als junges Füllen recht altklug gewesen sein mochte und troß einer Ilias von Schicksalen, die es erlebt hatte, nichts Rechtes und vor allen Dingen nichts Amüsantes zu erzählen wußte. Viel besser hatten sich andere meiner Mitschüler in die Pferdenatur hinein zu versetzen und lustige Reit-, Stall- und Roßkammgeschichten zu erzählen, auch dem zuletzt an den Sandkarren gespannten Klepper noch ein Lächeln unter Thränen anzudichten gewußt. Ich hatte mir die größte Mühe gegeben, aber ich war hier nicht in meinem Fahrwasser und mußte erst durch neue Leistungen mit anderem Salz als dem des Witzes die gute Meinung wieder herstellen. Wie ich dann wieder mit der kleinen Abhandlung über die fünf Sinne mir einen so großen Stein im Brette bei dem anderen Lehrer gewonnen, habe ich bereits erzählt. Auch der Litterarhistoriker, den jener in der Secunda nur vorübergehend vertrat, war mit meinen Leistungen zufrieden; ich verdankte seinem reichen Wissen, das er nur in zu großer Fülle vor uns ausbreitete, mancherlei Anregungen. Ich habe es ihm schlecht gedankt. Sein Fehler war, daß er, mehr Gelehrter als Lehrer, uns zu hoch nahm und doch die Kluft zwischen seinem Standpunkt und unserer Unreife weder durch Anmuth und Heiterkeit noch durch imponirende Vornehmheit und Sicherheit auszufüllen verstand. Der Schüler respektirt aber nicht die Gelehrsamkeit, sondern nur die Regierungskunst des Lehrers. Herr Dr. Guhrauer hatte sich nun auch anderwärts Blößen gegeben. Eine von unserem Director gegründete Pensionsanstalt stand unter seiner Leitung und Aufsicht. Auch hier hatte er den älteren, meist vornehmeren auswärtigen Familien angehörenden Pensionären gegenüber seine Autorität nicht aufrecht zu erhalten verstanden. Es hatte rebellische Auftritte gegeben, bei denen der ungeschickte Inspektor arg in die Enge getrieben, ja thätlich beschimpft worden war. Aus dem Pensionat pflanzte sich die aufrührerische Stimmung in die Klasse fort, und leicht gelang es den Aufsässigen, ihren junkerhaften Dünkel uns Anderen mitzutheilen und uns für die Meinung zu gewinnen: es vertrage sich mit unserer Ehre nicht, einen Mann als Lehrer zu dulden, der so Unwürdiges über sich hatte ergehen lassen.

Die Verschwörung war rasch im Gange. „Dem Geächteten auf keine Frage eine Antwort!“ Mit dieser Parole versuchten wir es zuerst, sahen uns aber nach wenigen Minuten mit solchem passiven Widerstand in viel größerer Verlegenheit als der Fragende, der das kindische Beginnen bescheiden und mäßig genug mit kluger Ueberlegenheit vereitelte. Die Sache mußte also anders angefaßt werden. Mir als dem Primus der Klasse fiel die Aufgabe zu, eine Beschwerdeschrift an unseren Director zu verfassen, die in dem Antrag gipfelte, den ungeliebten und durch die Vorfälle im Pensionat nach unserer Ansicht entehrten Lehrer seines Amtes zu entheben und durch jenen Anderen, der ihn schon einmal vertreten, zu ersetzen. Es wird wohl die Freude an einer großen Action und an der stilistischen Formulirung gewesen sein, die mich über die Unverschämtheit des Begehrens und über die Herzlosigkeit des Benehmens gegen den Angeklagten verblendete. Bei alledem aber war mir doch recht übel zu Muthe, als der Director mit dem ganzen Ernst des Strafrichters in der Klasse erschien, um die Empörung niederzutreten. Er gab seiner Entrüstung über unseren Unverstand, unsere Pietätslosigkeit und unsere Ueberhebung den beredtesten Ausdruck, brach dann aber kurz ab. Er wolle zu unserer Ehre annehmen, daß wir nicht gewußt, was wir gethan; er verzichte eben deshalb darauf, den Urheber der Bittschrift zu ermitteln; er überlasse denselben seinem eigenen Gewissen, da er keine Strafe kenne, die, wenn er strafen wollte, hart genug für ihn wäre.

Hatte mich aber so mein Muthwille und meine oppositionelle Thatenlust mit dem einen Lehrer in Conflict gebracht, so bewahre ich zwei andern Lehrern die dankbarste Erinnerung. In der Secunda begann der Unterricht in der Chemie, der sich dann in der Prima fortsetzte. Die neuen Anschauungen und Begriffe, die ich hier bei der Lebhaftigkeit des Lehrers gewann, ließen mir dieses naturwissenschaftliche Fach viel anziehender erscheinen als die Physik, die Botanik, die Zoologie und Mineralogie. Mir ist es später wohl zu Statten gekommen, daß ich wenigstens die Elemente dieser neuen Wissenschaft erfaßte, daß ich gar, während der letzten beiden Schulsemester, Zutritt zu dem Laboratorium erhielt. Mit leichteren und doch erfreulichen Experimenten, der Herstellung

des bläulich brennenden Wasserstoffs, der Entwickelung des selbstentzündlichen Phosphorwasserstoffs, der aufflammend die wulstigen Ringe in die Luft schickte, wagte ich bis in unser Studirzimmer vorzudringen, wobei denn freilich gelegentlich eine zerspringende Retorte ihren Inhalt an die Decke warf, so daß es von oben her im nächtlichen Dunkel wie von Sternen leuchtete und funkelte. Im Laboratorium mißrieth mir, da es mir an Geduld und Genauigkeit fehlte, die quantitative Analyse, die ich von irgend welcher Stoffverbindung liefern sollte, und als ich gar Sägespäne in Zucker verwandeln sollte, ging es mir nicht besser als den alchymistischen Goldmachern — ich kam nicht weiter als zu einer unsagbaren syrupartigen Masse. Immerhin lernte ich diesen und jenen Apparat, gewisse Handgriffe und Manipulationen kennen; die chemischen Formeln mutheten mich verständlicher an als die trigonometrischen, da ich mit ihnen die Vorstellung von etwas Stoffartigem verbinden durfte. Den Rath, mit dem mich der wackere Seebeck bei meinem Abschiedsbesuch entließ, ich möge diese Dinge doch auch ferner nicht ganz fallen lassen, habe ich freilich nicht befolgt, aber ich bin doch öfter noch Unwissenderen begegnet, die ich belehren konnte und das Wenige, was hängen geblieben war, hat mir gedient, im Nothfall Andres, was ich von neuen Erfindungen und Entdeckungen hörte oder las, daran anzuknüpfen.

Bei Weitem den meisten Einfluß auf meine geistige Entwickelung aber übte ein anderer Lehrer, der einzige strenger philologisch gebildete, den ich überhaupt auf der Schule gehabt habe. Agathon Benary, der in der Secunda und Prima den Hauptheil der lateinischen, in letzterer auch die griechischen Stunden in Händen hatte, war keineswegs ein musterhafter, er war das Gegentheil eines pedantischen, ja selbst eines gewissenhaft fleißigen und ordentlichen Lehrers. Seine Haltung in der Schule grenzte ans Saloppe und launisch Willkürliche. Nicht nur der gewöhnlichen Ordnung der Schule, auch den Schülern, den Collegen, dem Director gegenüber erlaubte er sich die größten Freiheiten. Er gab nicht sowohl Unterricht und übte Disciplin, als er vielmehr mit beiden spielte, so weit es die Schranken seiner Stellung und Aufgabe irgend gestatteten. Hätte er nicht er selbst sein und sich gehen lassen dürfen, so würde das Schulhandwerk ihm verdrieß-

lich und langweilig gewesen sein, und sich zu langweilen war er ein für allemal nicht gesonnen. Dem ganzen Schulbetriebe gegenüber verhielt er sich, zu unsrer nicht geringen Erbauung, mit unverhohlener Ironie wie Einer, der seiner freien Bildung, seiner eigenen wissenschaftlichen Würde zufolge sich darüber erhaben fühlt. Das unsäglich nüchterne Schulgebet, das mit gedankenloser Eintönigkeit am Anfang wie am Schluß des Vormittags- wie des Nachmittagsunterrichts hergeleiert werden mußte, machte er sich zu bespötteln und zu travestiren kein Gewissen. Ebenso hatte er der Geringschätzung kein Hehl, mit der er auf den naturwissenschaftlichen Ballast herab sah, mit dem das Fahrzeug unsrer Bildung überlastet war. Wie er über den philologischen Dilettantismus des Herrn Directors dachte, darüber ließ er uns nicht im Unklaren. Er übte daran gelegentlich die anmaaßlichste und härteste Kritik und verrieth durch manche sarkastische Anspielung, daß er überhaupt mit seinem Chef keineswegs auf dem besten Fuße stehe. Dieselbe hochfahrende Kritik, wie sie den Jüngern Fr. Aug. Wolfs von ihrem Meister her eigen war, richtete er gegen Gelehrte, die wir sonst hatten rühmen hören und gegen Bücher, die uns, um daraus zu lernen, in die Hand gegeben waren. Nicht mäßiger und zurückhaltender war er in seinem Urtheil über uns. Mit schneidender Schärfe und wieder mit grausamem Spott wußte er zwischen aller Lässigkeit, mit der er die Zügel schleifen zu lassen schien, dennoch sich in Respect und uns in einer heilsamen Furcht zu erhalten. Und zwar trotzdem, daß er mit unverhohlener Parteilichkeit dem Einen Gunst und Nachsicht, dem Andern Nichtbeachtung zuwandte, alle aber ohne Unterschied zur Zielscheibe seines Witzes machte, so etwa wie die Katze, die mit der Maus ihr Spiel treibt. Keine andern Stunden waren so unterhaltend wie diese, sie waren aber auch für die, welche den philologischen Dingen Interesse und Neigung entgegen brachten, die lehrreichsten. Sie bildeten ein Pendant zu denen des Mathematikers. Hier wie dort ein geistreicher Mann, nur daß der Eine durch seinen Ernst, der Andere durch die Keckheit und launenhafte Freiheit seines Witzes uns fesselte. Die Bescheidenheit des Ersteren stach gegen die Selbstgefälligkeit und Eitelkeit des Andern ab, aber gerade, daß der Letztere seine Persönlichkeit

so stark mitspielen ließ, gab seinem Unterricht ein gleichsam dramatisches Interesse. Natürlich war dies geistreiche Wesen um so mehr am Platze, je empfänglicher das Publicum war, das er vor sich hatte. Die oberste Klasse gewährte seinem Bedürfniß geistreicher Mittheilung erst die rechte Freiheit und den gemäßesten Schauplatz. Hier am öftesten wurde das eigentliche Pensum einer Stunde durch gelehrte, philosophische, eben so oft durch anekdotische Plauderei durchbrochen, ja nicht selten gelang es uns, bei mangelhafter Präparation, durch Fragen und Zwischenbemerkungen das Gespräch derart in Fluß zu bringen, daß die Stunde zu Ende war, ehe auch nur eine Zeile Homer oder Tacitus übersetzt war. Hatte er sich so vertraulich gegen uns über alles Mögliche, über die Ereignisse des Tages, über Politisches und Unpolitisches, über philologische und unphilologische Dinge ausgelassen, wie als ob wir seines Gleichen wären, so mußten wir freilich das nächste Mal wieder erfahren, daß wir noch ganz unwissende Burschen seien, die scharf in die Zügel genommen werden müßten. Immer doch fühlten wir uns bei aller Ungleichmäßigkeit der Behandlung angeregt und gespornt, und wer nur nicht ganz träge oder stumpf war, dem mußten diese Stunden in der einen oder andern Art eine Quelle reicher Belehrung werden. Der meisterhafte Geschichtsunterricht des vortrefflichen Krech, bei dem die fesselndsten Vortragsstunden mit Repetitionsübungen abwechselten, so methodisch wie auf dem Exercirplatz oder auf dem Manöverfelde, zwang mich zum Lernen; mit Lust folgte ich den litteraturgeschichtlichen Vorträgen desselben Lehrers und that mit Freuden mein Bestes, um mir durch meine deutschen Aufsätze immer wieder seine Zufriedenheit zu verdienen. Hier war meine eigentliche Stärke, die ich so übermüthig fühlte, daß ich mich sogar für Entgelt dazu hergab, für ein paar ungeschicktere oder faulere Mitschüler die Aufsätze zu verfertigen. Allein den meisten Gewinn an Wissen, an geistiger Beweglichkeit und allgemeiner Bildung glaube ich doch dem unregelmäßigen Unterricht unsres Humanisten zu verdanken. Im Latein sind wir in der Klasse nicht über Tacitus, Cicero und ein Terenzisches Stück, im Griechischen nicht über eine Anzahl Gesänge der Ilias und ein paar platonische Dialoge hinausgekommen — den früher

gemachten Versuch, ein Sophokleisches Stück zu lesen, wagte der Lehrer nicht zu wiederholen, und das Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische galt nach dem Plan der Anstalt schon für eine überflüssige Belästigung der Schüler. Nicht so der lateinische Aufsatz, und hier wußte der Lehrer durch den Hinweis auf das ciceronische Muster und auf die besten Neulateiner, durch die Feinheit seiner Stilanweisungen und Stilkritik meinen Sinn für die Form erfolgreich zu bilden, so daß mir die Kunst der lateinischen Rede zu üben eine Lieblingsbeschäftigung wurde. Selbst die Bequemlichkeit des Mannes gedieh mir zum Heil. Nachdem er mir zuerst versuchsweise einmal die Correctur der lateinischen Extemporalia der Quarta übertragen hatte, wurde dies zur Regel, und ich bildete mir nicht wenig darauf ein, als stellvertretender Corrector in den Heften der Quartaner möglichst viel rothe Tinte zu vergießen. Ich galt ihm als ein Schüler, der etwas mehr Futter brauche als die andern. Nicht nur daß ich einen Stolz darein setzte, für die Lectüre in der Klasse aufs Beste vorbereitet zu sein — es bedurfte nur eines Winkes, mich auch zu besonderer Privatlectüre anzutreiben. So habe ich damals den ganzen Terenz und Einiges von Plautus, die ganze Ilias und Odyssee gelesen — letztere zusammen mit einem meiner Mitabiturienten, dem Sohne des bekannten Afrikareisenden und Zoologen Lichtenstein, einem sehr begabten jungen Manne, der dann leider das Opfer eines Duells wurde. Zu bedauern nur, daß ich bei Präparation und Privatlektüre die alte Unsitte der Benutzung einer Uebersetzung beibehielt, da denn ein gut Theil des Nutzens solcher Lektüre, die Geduld zur Arbeit und die Lust, Alles nur der eigenen Anstrengung zu verdanken, verloren ging. Solcher Krücken, die doch immer zugleich versteckt werden mußten, habe ich nie ganz entrathen mögen, und auch umgekehrt bei der Anfertigung lateinischer und deutscher Aufsätze mein eignes Gewebe mit fremden Fäden durchschossen — hier weniger zum Schaden als dort. Denn um von den lateinischen Ausarbeitungen nicht zu reden, so diente ja die Entlehnung einzelner Sätze und Wendungen aus Rottecks Weltgeschichte und Zschokkes Stunden der Andacht unmittelbar der Bildung eines eigenen Stils durch Einprägung und Nachahmung des verhältnißmäßig Musterhaften. Zu einer noch halsbrechenderen Unter-

nehmung drängte mich unser Lateiner durch Erregung meiner Eitelkeit. Lateinische Verse zu machen wurde von uns, da die realistische Pädagogik der Anstalt darin eine brodlose Kunst sah, nicht gefordert. Unser Lateiner dachte anders darüber, er erzählte uns die Geschichte von dem großen Polyhistor Conring, der als Knabe so verliebt ins Versemachen gewesen, daß er mit Gewalt davon habe abgebracht werden müssen, und der, als der Lehrer ihn wegen Uebertretung des Verbots handgreiflich gezüchtigt, ihn mit dem Hexameter um Schonung gebeten habe: Desine praeceptor, post haec non carmina scribam. Ich solle es nur in Gottes Namen versuchen. Das Gedicht könne ich dann beim nächsten Examenactus als ein ganz auserlesenes Specimen von Gelahrtheit öffentlich recitiren. Der Tod der Kleopatra, meinte der Schalk, sei ein Thema, das sich zu diesem Zwecke besonders empfehle. Der Tod der Kleopatra wurde unter fleißiger Benutzung des Gradus ad Parnassum gedichtet und dabei nicht unterlassen, den berückenden Liebreiz der Königin mit so viel schmückenden Beiwörtern zu schildern, als sich irgend in das Maaß des Hexameters fügen wollten. Das tragische Epos, durchaus mit dem frostigsten Bombast ausgestattet, besonders einige onomatopoetischmalende, von Klopstocks Messias inspirirte Verse fanden den entschiedensten Beifall, da sie die heiterste Wirkung hervorbrachten. Mein Kritiker befand sich um diese Zeit überhaupt in der strahlendsten Laune; er hatte soeben ein schönes junges Weib heimgeführt, und wir spürten den Einfluß dieses Ereignisses nicht bloß an der milderen Stimmung, die über ihn gekommen war, sondern auch an der reinlicheren und gepflegteren äußeren Erscheinung. Ich müsse, sagte er mir, nun noch ein Uebriges thun und die Dichtung, um sie Jedermann zugänglich zu machen, im Versmaaß des Originals ins Deutsche übersetzen. Bald danach sagte er selbst, daß er das Poem in der neuen Form seiner Frau vorgelesen habe. Die Fröhlichkeit, die da meine Kleopatra offenbar verursacht hatte, beleidigte mich indeß keineswegs, es machte mich vielmehr sehr glücklich, als ich demnächst das junge schöne Weib in ihrem Hause zu sehen bekam und mir dabei sagen durfte: sie kennt dich und hat über deine schlechten Verse gelächelt.

Die indirecten Einwirkungen Benarys gingen aber noch weiter.

Mit Vergnügen erinnere ich mich der durch mehrere Stunden fortgesetzten Einleitung in die Lektüre des Tacitus. Der gründliche, geistvolle Vortrag war sichtlich ein Stück aus seinen Vorlesungen, die er als Privatdocent an der Universität hielt. War uns Manches daran zu hoch, so gab es uns doch gerade durch die Ahnung einer noch höheren Auffassung und Weisheit als der schulmäßigen einen Antrieb zum Vorwärtsstreben. Die Darstellung der Zeitverhältnisse und des persönlichen Charakters des großen Geschichtsschreibers, der schriftstellerischen Absicht, in der er seine Biographie des Agricola und sein Buch über Germanien geschrieben, wenigstens die Hauptgesichtspunkte, prägten sich uns um so mehr ein, als der Vortrag etwas Constructives hatte und sich in scharfer Pointirung zusammenfaßte. Wir sperrten so zu sagen Mund und Nase auf; denn dergleichen hatten wir noch nie gehört, würden aber mehr dergleichen hören, wenn wir nur erst diese verwünschten Schulbänke hinter uns hätten. Und durch das Auftischen ähnlicher Leckerbissen wurde auch während der Lektüre und bei der Besprechung unserer Stilarbeiten unser Appetit gereizt, wenn die gewöhnliche Hausmannskost uns weniger munden wollte. Da sich der Mann speciell mit den Lautgesetzen der lateinischen Sprache beschäftigte, so bekamen wir auch hiervon so wie von den Geheimnissen der historischen Grammatik manche Brocken zu kosten. Zu Abschweifungen aller Art gab die Lectüre reichlichen Anlaß. Ehe man es sich versah, fiel die Rede auf ästhetische, politische,. religiöse Dinge. Die Stunde wurde zur Conversation und mit einer Suade, die uns in Erstaunen setzte, raisonnirte der Mann über die neuesten Theatererscheinungen, über Raupach und Devrient, über Shakespeare und über die damals beliebtesten Schauspieler und Schauspielerinnen, über die Crelinger und ihre Töchter, über Görres und Räthling, über das moderne Ballet und die Orchestik der Alten. Er gehörte zu dem Kreise der jüngeren Hegelianer, in deren Mitte Eduard Gans das große Wort führte. Ohne es zu wissen, waren es die Anschauungen dieser Schule, in die wir zwar nicht eingeweiht, aber mit denen wir doch umsponnen und für die wir vorbereitet wurden.

Während aber alles dies sich unmerklich in meine Bildung einschlich, so blieb ich in meiner religiösen Entwickelung auf dem

rationalistisch oppositionellen Standpunkt stehen, den ich mit der Muttermilch eingesogen und in dem die väterliche Unterweisung und das väterliche Beispiel mich befestigt hatte. Nicht ohne Kampf, mit Absicht und Bewußtsein behauptete ich mich auf demselben, denn bald genug wurde ich gewahr, daß ich mit der Versetzung in einen anderen Ort auch in eine andere religiöse Atmosphäre versetzt worden sei. Mit dem elterlichen Hause schien ich mir auch die Religion meiner Kindheit verloren zu haben, und auch nach ihr daher sehnte ich mich mit einer Art von Heimweh zurück. Was ich jetzt von Kanzel und Katheder über das wunderbare Wesen und die Wunderthätigkeit Christi zu hören bekam, däuchte mich wie eine unverständliche fremde Sprache und ängstigte mich. Wie Jemand in fremdem Lande den Laut seiner Muttersprache zu hören verlangt, so verlangte mich, da ich mir allein nicht zu rathen und zu helfen wußte, nach Stärkung meiner alten Ueberzeugungen und nach Beistand und Waffen, womit ich mich in denselben behaupten und der von allen Seiten auf mich eindringenden Lehre mich erwehren könne. Nicht vergeblich wandte ich mich in einem flehentlichen Briefe an den Vater, mir eines der Bücher zu schicken, die ich so oft in seinen Händen gesehen, die er, weil sie seine eigenen religiösen Ueberzeugungen enthielten, so oft gerühmt hatte. Er schickte mir Röhrs berühmte Briefe über den Rationalismus, und die Lektüre des Buchs beleuchtete mir nicht nur den Stand der Frage zwischen Supranaturalismus und Rationalismus viel gründlicher als ich ihn bisher gekannt hatte, sondern fesselte mich auch durch den auf das Leben Jesu bezüglichen Theil mehr als ein Geschichts- oder Märchenbuch es hätte thun können; ich fühlte mich aufgeklärt, in meinen religiösen Vorstellungen gestärkt und von Neuem beruhigt. Der Religionsunterricht auf der Schule bestand bis zur Prima hin in Lesung des Neuen Testaments. Der Lehrer stand offenbar dem Vernunftglauben näher als der Orthodoxie und ging darauf aus, ein herzliches Verständniß der Schriftworte im Sinne einer vermittelnden Gefühlstheologie zu wecken. Ich wußte damals noch nicht, daß es der Geist Schleiermachers, des von meinem Vater stets mit Achtung genannten Mannes war, der in diesen Erläuterungen wehte. Derselbe befremdete mich nicht, er stieß mich

nicht ab, aber er umwehte mich doch nur, ohne mir tiefere Eindrücke zu machen. Zu stark hatten sich die kräftigeren Linien einer rein verstandesmäßigen, moralisch praktischen Auffassung des Christenthums meinem jugendlichen Gemüthe eingeprägt, als daß sie durch das von zarteren und schwankenden Linien umschlossene Bild hätten verdrängt werden können. Ich empfand wohlthuend den milden Ernst und die Herzlichkeit des Lehrers, aber einen Umschwung oder auch nur eine Erschütterung meiner Denkweise sollte ich ihm nicht verdanken.

Mich aber in dieser Denkweise zu verstärken und zu befestigen diente der Confirmationsunterricht. Meine Verwandten gehörten der französischen Colonie und damit dem reformirten Bekenntniß an. In der kleinen Walloner Kirche zogen seit Kurzem die feurigen Predigten eines jungen reformirten Geistlichen ein großes Publicum an. Dem Vorbereitungsunterricht dieses Mannes wurde ich und ein paar Vettern übergeben. Wir waren im Ganzen nicht mehr als fünf Confirmanden, an denen der junge Mann seine geistlich-pädagogischen Anfängerversuche machte. Er ließ es an Ernst und Gründlichkeit nicht fehlen. Eine vollständige, mit allen locis probantibus ausgerüstete Dogmatik wurde uns in die Feder dictirt und paragraphenweise durchgenommen. Die ganze Schwere und Herbheit calvinistischer Orthodoxie sank auf uns nieder. Keinen Punkt des Lehrgebäudes ersparte uns der gewissenhafte Mann, ohne sich je zu versichern, wie wir zu diesen Dingen ständen und welche Frucht uns daraus für Herz und Gemüth erwachse. Er hatte keine Ahnung davon, wie stumpf sich die Einen, wie kritisch die Anderen dieser finsteren Weisheit gegenüber verhielten. Das Meiste von dem, was ich da niederschreiben mußte, stand in geradem Gegensatz zu meinen rationalistischen Ueberzeugungen und revoltirte meinen Verstand. Ich glaubte nicht an diese Beweise für die Wunder, nicht an die ursprüngliche Sündhaftigkeit der menschlichen Natur und an die Nothwendigkeit der Erlösung durch den Glauben an einen menschgewordenen Gott. Allen diesen dogmatischen Positionen setzte ich meine Zweifel, meinen Unglauben, meine Negation entgegen. Ich führte heimlich meinen Krieg gegen den ehrwürdigen Mann. In respectloser kritischer Laune durchbrach ich sein Dictat mit Fragezeichen, Aus-

rufungszeichen und anderen schnöden Parenthesen in Nachahmung der unterbrechenden Zwischenrufe bei parlamentarischen Verhandlungen. Und nun sollte dieses Buch dem Manne in die Hand gerathen; denn als er zur Vervollständigung seines eigenen lückenhaft gewordenen Heftes sich das meinige als das lesbarste und sorgfältigste erbat, konnte ich es nicht verweigern, ja, ich empfand eine gewisse Genugthuung darüber, mich ihm als Kritiker zu zeigen. War es aber Pastoralklugheit, war es die Absicht, meine Eitelkeit zu beschämen oder war es Verlegenheit, genug ich bekam nach einiger Zeit mein Heft mit all den unehrerbietigen Glossen zurück, ohne daß auch nur ein Wort gefallen wäre. Erst in dem Gedenkspruch, den er mir bei der Einsegnung mitgab, erhielt ich meine Antwort: „Christum lieb haben ist viel besser als alles Wissen“. Die feierliche Handlung brachte nichts desto weniger eine heftige Bewegung in mein Inneres und ging nicht ohne eine tiefe Erregung meines religiösen Empfindens, nicht ohne die nachhaltigste Wirkung auf meinen sittlichen Menschen vorüber. Der so kritisch gestimmte Knabe hatte sich seinen Glauben, sein persönliches kindliches Verhältniß zu dem lieben Gott wohl bewahrt. Während er sich mit dem formulirten Christenglauben und den kirchlichen Veranstaltungen irgendwie abzufinden gezwungen war, schloß er auf eigene Hand einen mystischen Vertrag mit dem Vater im Himmel, in dessen Liebe und unter dessen unmittelbarer Fürsorge zu stehen er gewiß war. Es fiel ihm zu, in einem von ihm selbst ausgearbeiteten Glaubensbekenntniß, einer Umschreibung des kirchlichen Bekenntnisses, für sich selbst und seine Mitkatechumenen vor versammelter Gemeinde Zeugniß abzulegen. Mit zwar nicht unbedrücktem, aber beschwichtigtem Gewissen that er, was viele Tausende vor ihm gethan haben und thun werden. Er hatte früh gelernt, daß Worte und Formeln durch den Geist der Auffassung und Deutung sich lösen und ihre beängstigende Gewalt verlieren. Er deckte die Scham seines Gewissens mit dem weiten Mantel der Auslegung und der Anbequemung. Mit dem Vorbehalt, der ja auch bei den Worten der heiligen Schrift gelten müsse, daß sich ebenso mit den harten Sätzen und Vorstellungen der drei Artikel ein erträglicher vernünftiger Sinn verbinden lasse, verlas er sein Bekenntniß, dessen

Summe für ihn nur in dem Gelöbniß bestand, nach dem Vorbild Christi ein reines, Gott wohlgefälliges Leben zu führen und sich der Vaterhand Gottes anzuvertrauen. In all' dieser Zeit hatte ihm fortwährend der Lieblingsspruch seines Vaters vor der Seele gestanden, mit welchem dieser ihn einst von Hause entlassen hatte: „Fürchte Gott, thue Recht und scheue Niemand!" Er wußte, daß der Vater sich kurz vor der Einsegnung mit dem Prediger brieflich in Beziehung gesetzt hatte. Wenn Gott ihm jetzt ein Zeichen geben möchte, daß er auch ferner um ihn und mit ihm sein werde! Dies, setzte er bei sich fest, solle das Zeichen sein, wenn der Prediger eben jene Tobiasworte zum Text seiner Einsegnungsrede machen würde. Daß nun das Zeichen wirklich eintraf, überraschte ihn keineswegs; an diesem Wunder zu zweifeln, fiel ihm nicht ein, aber es erfüllte ihn mit einem unbeschreiblichen Gefühl dankbarer Zuversicht und hob ihn über alle sonstigen Scrupel und über das Peinliche des feierlichen Hergangs hinweg. In dieser Stimmung ging er auch zum Abendmahl, so hart es ihn auch ankam, eine Ceremonie mitzumachen, von der alle Ungläubigen durch die Worte zurückgeschreckt wurden, daß sie Brod und Wein sich selbst zum Verdammniß genießen. Er hatte diese Worte so oft gehört, daß sie sich ihm unerlöschlich einprägten. Zum zweiten Male diese mystische Handlung zu begehen, hat er sich niemals entschließen können.

Der Religionsunterricht in der Prima des Gymnasiums gab zu Kämpfen keinen Anlaß. Auch dieser war in den Händen eines Geistlichen, eines herzensguten behaglichen Mannes, der in der Weise des breitesten Rationalismus alle verfänglichen Stücke der Dogmatik liegen ließ, wo sie lagen, und den lieben Gott durchaus als einen guten Mann behandelte. Auch bezüglich der Bibelkritik huldigte er den freisinnigsten Ansichten, wie die Wenigen leicht merken konnten, die seinen einschläfernden Vorträgen einige Aufmerksamkeit schenkten. Der alte Herr war mir, der zu diesen Wenigen gehörte, mir, dem künftigen Theologen, wohl gewogen und versicherte mir, als ich Abschied nahm, ich würde mir auf der Universität manches Colleg sparen können, wenn ich mich an seine Hefte halte, denn er habe uns darin „die neuesten Ergebnisse der kritischen Bibelforschung" mitgetheilt!

Die Stunde des Abschieds, die heiß ersehnte, war endlich gekommen: ich verließ als Primus omnium die Schule mit einer lateinischen Rede de epica Homeri arte, ausgerüstet mit einem Zeugniß, das die Ungleichmäßigkeit meiner Reife nicht verhehlte, aber zugleich andeutete, daß meine deutschen Aufsätze bisweilen logische Schärfe gezeigt hätten und daß mir auch metrische Uebersetzungen Horazischer Oden gelungen seien. Noch ein stürmisches Befreiungsfest, und die sechs dabei nach der Melodie des Gaudeamus von mir angesungenen Freunde stoben auseinander. Nur Zweien davon bin ich später ganz vorübergehend wieder begegnet — dem Einen, nachdem er Leibarzt des Kronprinzen Friedrich geworden war.

Mein Vater hatte inzwischen so viel Stipendien für mich aufzutreiben verstanden, daß meine Existenz in der Universitätsstadt in Hoffnung auf weitere Erleichterungen gesichert schien. Während er aber in diesen Sorgen steckte und mit mir berieth, welche Vorlesungen aus der Fülle dessen, was der Hallische Lektionskatalog verlockend anbot, der Anfänger zu hören haben werde, richtete ich noch intensiver als auf die neuen Studien meinen Sinn auf die selige Freiheit des Studentenlebens. Die Sehnsucht ungehemmter Wißbegier floß in meiner Vorstellung untrennbar mit der Sehnsucht nach freier Gesellung und selbständiger Entfaltung meines Lebensdranges zusammen. In dem neuen Lande, von dem ich träumte, wuchsen alle Bäume in den Himmel, und an diesen Bäumen hingen neben den goldenen Früchten der Wissenschaft die noch goldeneren Blüthen jugendlicher Lust und Begeisterung. Ganz erfüllt von den Alttestamentlichen Vorlesungen von Gesenius war noch immer der Subrektor der Grünberger Bürgerschule. Sein Schulmeisterhandwerk betrieb er mit wenig Geschick und ohne Freude mit schläfriger Pedanterie; aber auch die Hoffnung auf ein Predigtamt, für das er wohl noch weniger geschaffen war, hatte er allmählich aufgegeben. Wie alte Jungfern an den Reliquien hangen, die ihnen die Herzensabenteuer jüngerer Tage in Erinnerung bringen, so lebte der Mann noch ganz in den Heften seiner Universitätszeit; vor Allem aber hatte es ihm das Alte Testament angethan; das Geseniussche Lexicon und die

De Wettesche Bibelübersetzung waren seine heimlichen Geliebten, und in allen seinen schulfreien Stunden las er planmäßig Jahr aus Jahr ein mit deren Hülfe den Urtext, um, wenn er zu Ende war, wieder von vorn anzufangen. Er wurde warm, wenn er von den überfüllten Hörsälen der Gesenius und Wegscheider erzählte und die Anekdoten wiederholen durfte, die über den Ersteren im Schwange gingen; es erschien mir als das höchste Glück, in allernächster Zeit nun gleichfalls auf diesen gedrängten Bänken zu sitzen und in vollen Körben die ernste, aber mit Scherz und Laune gewürzte Gelehrsamkeit des großen Orientalisten einheimsen zu dürfen. Vollends aber nicht satt hören konnte ich mich an den noch vergnüglicheren Erzählungen eines alten Candidaten von der Herrlichkeit des Halleschen Burschenlebens, wie es in den zwanziger Jahren gewesen war, wie man den Philistern gegenüber den Herren gespielt, wie die Musensöhne, mit dem Volk der Halloren völkerrechtlich verbündet, so manchen Sieg über ihre Widersacher davongetragen, wie sie in hellen Haufen mit dem Rufe „Burschen heraus“ durch die Gassen gezogen, dann aber wieder wie ein wohlregiertes Völkchen, das sich selbst das Gesetz giebt, mit feierlichem Anstand ihre Commerse gefeiert, die herrlichen Burschenlieder gesungen und ihren Rednern gelauscht hätten, da es denn in der noch eben lärmenden vielhundertköpfigen Versammlung auf einen Wink des Sprechers „still wie in einer Kirche“ gewesen sei.

Solcher Bilder voll, mit den überschwänglichsten Vorstellungen von Burschenmacht und studentischer Freiheit, genesen von allen Anwandlungen von Heimweh, fuhr ich, nachdem ich noch einmal in Berlin vorgesprochen und dort einen leichtherzigen Abschied genommen, Ende April 1839 in Halle ein.

Von der Familie meiner Mutter lebte auch hier ein auf meine Ankunft längst vorbereiteter Vetter. Ich sollte also auch hier einen Familienanhalt, in ihm selbst einen Rathgeber und vermittelnden Fürsprecher haben. Durch großen Fleiß und Rechtschaffenheit hatte er sich, in einer ehrenvollen Gewerbsthätigkeit, zu einiger Wohlhabenheit emporgearbeitet und genoß als Mitglied des Magistrats allgemeinen Ansehens und Vertrauens. Sein Wort galt etwas und seine Protektion konnte mir nützlich werden.

Mit viel größerem Stolz als später, nachdem Handel und Industrie einen höheren Aufschwung genommen, sahen damals die Bürger der Stadt auf die Universität. Die besser gestellten Klassen suchten den Umgang der Professoren, und alle hatten eine gewisse Schwäche für alles Akademische, auch für die bunten Mützen und die übermüthigen oder gar ungezogenen Streiche der akademischen Jugend. Mein Vetter war noch jung genug, um sich an diesem Treiben mit Heiterkeit zu interessiren, und noch wichtiger und amüsanter erschien dasselbe seiner lebensfrohen, aus einem langweiligen Landstädtchen in die Universitätsstadt verpflanzten Gattin. Ein Neffe von ihr, ein flotter Studiosus juris, hatte im Hause seine Wohnung und war für den eben angekommenen Fuchs der natürliche Mentor, der ihn mit den nöthigsten Belehrungen versah und ihn vor Verstößen gegen das, was im studentischen Verkehr Brauch war, bewahrte. Eine Wohnung für das Sommerhalbjahr hatte mir Vetter George besorgt. Sie lag in einem großen Hofraum auf dem „Großen Schlamm", die bescheidenste von mehreren anderen, die ein gesuchtes Studentenquartier bildeten. Sie war so niedrig, daß die Decke abzureichen war, aber überflüssig geräumig und mit einer besonderen, in ein Bodengelaß verlaufenden Schlafkammer versehen; auch stand mir ein kleines Gärtchen mit einer Laube — Alles für wenige Thaler, zur Verfügung; es schien mir, daß ich fürstlich versorgt sei. Unten in der Laube machte ich meine ersten selbständigen Studienversuche. Gleich am zweiten Tage stürzte ich mich auf die von Hause mitgenommenen Wegscheiderschen Institutiones. Wider Erwarten fand ich die Lectüre verzweifelt langweilig, und ebenso wenig wollte mir das Experiment gelingen, das ich gleichzeitig mit dem vielgerühmten Hallischen Biere, in dem ein ganz besonderer Geist stecken sollte, anstellte. Das unschuldige Hausbier, das mir meine Wirthsleute auf Bestellung brachten, wollte die erwartete Wirkung auch nach dem Genuß mehrerer Flaschen nicht hervorbringen: ich klappte das Buch zu, bezeugte dem ohnmächtigen Getränk meine Verachtung und beschloß, der Ruine Giebichenstein, zu der mich Vetter George gleich am ersten Tage geführt hatte, einen abermaligen Besuch abzustatten; war mir doch da das Herz aufgegangen und ein Bild entgegengetreten, das all die romantischen Vorstellungen, die ich an den

neuen Ort und das neue Leben knüpfte, zu bestätigen schien. Der schönste Frühlingsnachmittag lockte mich, mir eigene Wege zu suchen; diese indeß führten den Unkundigen weit vom Ziele ab; ich irrte stundenlang durch Felder und Furchen und war endlich froh, mich auf der großen Landstraße wieder zu finden, auf der ich vorgestern in die Musenstadt eingefahren war. Ein Gefühl der Einsamkeit und der Verlassenheit war über mich gekommen, eine weiche Frühlingsstimmung, in der meine Träume so pfad- und ziellos in der Zukunft umherschweiften wie mein Fuß durch die Kreuz- und Querwege der grünenden fruchtbaren Landschaft. Solchem müßigen Geträume nun entrissen mich die nächsten Obliegenheiten der Immatriculation, der Anmeldung zu den Vorlesungen und der Bewerbung um theilweisen Honorarerlaß. Auch dabei sollte mir mein praktisches Ungeschick, mein Mangel an Ordnungssinn einen Streich spielen. Gleich bei meinem ersten Papiereinkauf war mir mein werthvollstes Papier abhanden gekommen. Dergleichen verlorene Sachen wurden damals noch öffentlich ausgeklingelt; nicht ohne ein Gefühl der Beschämung hörte ich die Klingel des Ausrufers und mich selbst als einen Studiosus der Theologie durch die Gassen gerufen, der dem „ehrlichen Finder seines Armuthszeugnisses“ eine angemessene Belohnung zusagte. Nun lief zwar dieser Zwischenfall glücklich ab, aber bald standen meiner jugendlichen Unerfahrenheit ganz andere Erfahrungen bevor. Es war eine Kette von Enttäuschungen, die meiner hochstrebenden einbildnerischen Erwartung von dem akademischen Wesen einen Dämpfer nach dem anderen aufsetzen sollten. Ich war mit einer Empfehlungskarte von Agathon Benary an Gesenius versehen worden und stellte mich mit dieser dem großen Gelehrten, um zugleich eine von ihm angekündigte öffentliche Vorlesung anzunehmen — seine größeren Vorlesungen paßten nicht in den Studienplan des Anfängers — an einem Sonntag Vormittag vor. Ein kühler Empfang. Die Empfehlungskarte wurde bei Seite gelegt, so etwa wie ein Kaufmann eine minderwerthige Münze bei Seite legt. „Uebrigens, hieß es, „kommen Sie doch in Zukunft zu einer schicklicheren Zeit, wenn andere Leute kommen“. So fand ich sehr bald die Thür und stieg recht niedergeschlagen die Treppe hinunter, ja ich empfand einige Genugthuung, als mein Instructor,

nachdem ich ihm mein Mißgeschick geklagt hatte, versicherte, daß man eigentlich daraufhin dem Herrn Professor die Fenster einwerfen müsse. Das ließ sich schon eher hören! Und nun wollte er mich, damit ich einige Fühlung gewänne, mit einigen seiner theologischen Bekannten zusammenbringen. Die beiden Theologen, wie er selbst in den letzten Semestern stehend, — er hatte mit ihnen in Magdeburg auf der Schulbank gesessen — werden ohne Zweifel später sehr ehrenwerthe, hochehrwürdige, auch wohl untadlig rechtgläubige Pastoren geworden sein. Mir hätten sie fast auf der Schwelle das theologische Studium verleidet. Himmel, welch' eine Unterhaltung wurde da geführt! Mit Behagen erging man sich in den gewöhnlichsten Mittheilungen, deren beste Würze der Cynismus war. Mir eröffnete sich ein Blick in eine so niedrige Lebensauffassung, wie ich sie nicht für möglich gehalten, ja bis dahin überhaupt nicht gekannt hatte. Von meinem Studium war wohl auch zwischendurch die Rede, aber in keinem anderen Sinne als daß mir angedeutet wurde, was, wenn man es recht praktisch für das dereinstige Examen anfangen wolle, gehört werden müsse, bei welchem Docenten das brauchbarste Heft zu holen sei u. s. w. — es war die handwerksmäßigste Ueberlieferung, in welche der Neuling, der nach Wissenschaft und höheren Aufschlüssen dürstete, eingeweiht wurde. In den Hörsälen, dachte ich, wird es anders sein. Wie viel versprach ich mir von der Encyklopädie und Methodologie des theologischen Studiums, mit der der Anfänger doch anfangen mußte, und von der Einleitung in das Neue Testament! Allein so schulmäßig hatte ich mir die Sache denn doch nicht vorgestellt. Da saßen die Meisten des kleinen Häufleins, das sich zu der ersten dieser Vorlesungen eingefunden hatte, mit Schreibärmeln, um, Paragraph für Paragraph, die unglaublich trockene Weisheit nachzuschreiben, die ihnen in die Feder diktirt wurde. Das Trivialste wurde breit getreten, ich merkte zu spät, daß ich mir den geist- und geschmacklosesten Führer ausgesucht hatte, wo ich des lebendigsten und anregendsten bedurft hätte. Um Vieles anziehender war die Niemeyersche Vorlesung über Einleitung ins Neue Testament. Was ich hier zu hören bekam, trug den Stempel ernster Wissenschaftlichkeit an sich; die Gründlichkeit und Genauigkeit,

der freie kritische Geist, der hier waltete, sprach mich an, nöthigte mir Antheil und Hochachtung ab — wenn nur nicht Alles gar so buchmäßig, der Vortrag so unfrei, ein eintöniger Diktirvortrag gewesen wäre, Wort für Wort darauf berechnet, von den Hörern nachgeschrieben zu werden. Das war schon anders in dem einzigen exegetischen Colleg, das ich bei Rödiger über die Genesis hörte und gewiß mit noch größerem Nutzen gehört haben würde, wenn meine hebräischen Kenntnisse größer gewesen wären. Gerade dem Besuch dieses Collegs jedoch sollte ich eine persönliche Bekanntschaft verdanken, die mich für so viele Enttäuschungen, die ich erfahren hatte, entschädigte und die so stark gedämpfte Begeisterung für die Herrlichkeit des akademischen Lebens zu neuer Flamme entfachte. Um die versäumten ersten Stunden nachzuholen sprach ich einen mir zunächst Sitzenden, dessen Aeußeres mir Vertrauen einflößte, um sein Heft an, ich würde es ihm in seine Wohnung zurückbringen. Es war ein hagerer knochiger Gesell mit langem schlichtem Haar, das ihm zudringlich über die Stirn fiel; aus klaren Augen leuchtete unendliche Freundlichkeit, während die schmale, etwas gebogene Nase dem Ausdruck Schärfe und Bestimmtheit gab. Das längliche Gesicht war von wettergebräunter Farbe, scharf geschnitten, die Wangen etwas eingefallen, die Backenknochen stark hervortretend. Wir mochten wohl beide Gefallen an einander finden, denn er forderte mich auf, ihm das Heft in seine Wohnung zu bringen, da wir dann überlegen könnten, ob wir nicht einen gemeinschaftlichen Spaziergang machen sollten. Ich fand mich pünktlich zur verabredeten Stunde ein und erfuhr nun, daß wir noch einen Dritten, mit dem mein Bremenser sich bereits verabredet hatte, abzuholen hätten. So machte ich sogleich zwei Bekanntschaften, die bedeutungsvollsten für meine ganze Studienzeit. Es sah bei jenem Dritten ganz anders aus als bei dem Ersten. Denn bei dem Bremenser war es noch recht unwirthlich; ein großer Sack Tabak, gewaltige Büchsen voll Thee und Kaffee standen umher und verriethen die von Hause mitgebrachte Ausstattung des Kaufmannssohnes. Die Wohnung des Anderen absichtsvoll geordnet und ausgeschmückt; neben allerlei studentischen Attributen die Wände mit Bildern in symmetrischer Vertheilung behängt, die wenigen Möbel mit Büchern und

unschuldigen aber bedeutsamen Kleinigkeiten, Andenken älteren und jüngeren Datums, bestellt. Zu der sauberen, einigermaaßen koketten und phantastischen Behausung schien der Inhaber derselben vollkommen zu passen. Die beiden Ankömmlinge wurden fast stürmisch begrüßt. So ungefähr hatte ich mir den echten Burschenschafter gedacht. Die offene Brust, der übergeschlagene Hemdenkragen, die lang herabwallenden dunklen Locken, das Alles nahm mich ein; der kräftige Händedruck, das zuversichtliche Auftreten, die wohlklingende Stimme, die von einem inneren Feuer leuchtenden Augen, die kräftige Adlernase und die belebten Züge des Jünglings schlugen mich in Bann; ich bemerkte wohl, aber es irrte mich nicht, daß diese burschikose Natürlichkeit offenbar an sich selbst Freude hatte und daß sie auch Anderen zu gefallen wünschte. Die Sorgfalt, die Eigenheit, mit der das Studentische sich hier darstellte, erhöhten für mich nur den Reiz der Erscheinung.

Von Allem, was auch mich erfüllte, war nun auf unserem Spaziergang die Rede, von studentischer Freiheit, von wissenschaftlicher Freiheit, von dem großen Gegensatz zwischen Glauben und Wissen in der Theologie und von der Möglichkeit einer Versöhnung dieses Gegensatzes. Der lebhafte Dispnt meiner beiden Begleiter, die stürmische Beredsamkeit, mit der der Poet — so will ich ihn bezeichnen — die verständigen Entgegnungen des Bremensers auffing, machte mich lange Zeit nur zum schüchternen Zuhörer. „Nun, lieber Kerl“, so wandte sich endlich der Poet an mich, „hast du denn auch deine Ideale?“ — Ob ich sie hatte! Aber daß die Frage danach so offen gestellt, daß die Ideale so unter dem hellen blauen Himmel aufgerufen werden konnten, war mir neu. Hier durfte man also von dem Innerlichsten und Heiligsten reden, ohne zu fürchten, mißverstanden, verlacht oder verspottet zu werden. Hier begann man damit, sich kennen zu lernen, daß man sich sogleich das Beste, das man hatte, mittheilte: es gab eine Freundschaft, wie ich sie mir in meinen verwegensten Träumen sehnend vorgestellt hatte, eine Don Carlos-Freundschaft, bei der die eine Seele mit der andern ein intimes Gespräch führt über das Eigenste und Höchste. So ungestüm zwar wie der Fragende ließ sich der andere Begleiter nicht heraus; er war der Mäßigere, Kühlere, aber auch er mit

herzlicher Wahrheit sich erschließend, das lodernde und blendende Feuer des Ersten zurückstrahlend, ich selbst zwischen Beiden in der Mitte stehend, von dem Einen wie von dem Anderen gleich stark angezogen. Wir waren zwei Nachmittagsstunden beisammen gewesen, und diese hatten ausgereicht, uns zu einem Bunde zusammenzuschließen, dessen Unauflöslichkeit uns Niemand ausgeredet haben würde. Nur natürlich, daß auch unsere äußeren Verhältnisse und Lebenslagen zur Sprache kamen. Bald genug war ich in die persönlichen Schicksale des stürmischen Idealisten eingeweiht — es war ein kleiner Roman, ganz geeignet, mir den Freund nur noch interessanter zu machen. Er hatte in seiner ersten Jugend glänzende Tage gesehen und war in Wohlhabenheit aufgewachsen. Sein Vater hatte ein einträgliches Rittergut bewirthschaftet, war aber durch seine schöne Frau aus Wohlstand in Armuth gestürzt worden. Dem Leichtsinn und den üppigen Gewohnheiten der Frau hatte er nicht Einhalt thun können, und so war er, nachdem diese in der Blüthe ihrer Jahre einem Brustleiden erlegen war, Haus und Hof zu verlassen genöthigt gewesen. In der neuen Welt wollte er versuchen, sich eine neue Existenz zu gründen. Die Kinder sollten ihn begleiten, sonst müsse er sie mittellos zurücklassen. Mein Freund hatte diesem Plan zufolge allen seinen Fleiß auf Erlernung des Englischen wenden müssen, zugleich aber hatten ihn die Fortschritte, die er bei hervorragender Begabung auf der Schule gemacht hatte, auf einen ganz anderen Lebensplan hingedrängt. Für das Studium der Theologie begeistert, erklärte er, auf alle Gefahr hin daran festhalten und seinen Weg sich selber suchen zu wollen. So trennte er, im Vertrauen auf die eigene Kraft, ermuntert durch den Zuspruch von Lehrern und Gönnern, sein Leben von dem seines Vaters. Wie er sich nun auf der Schule bis zum Abgange zur Universität mit Stundengeben und durch die Wohlthätigkeit Anderer durchhalf, bildete sich, wie man das in ähnlichen Fällen öfter gewahren kann, ein eigener Zwiespalt in seinem Wesen und Benehmen aus — ein starker Trotz auf Selbständigkeit, verbunden mit einer unwillkürlichen Geschmeidigkeit gegen Verhältnisse und gesellschaftliche Formen, Beides verdeckt und überglänzt von einem schwärmerisch romantischen Zuge. Mit den

besten Empfehlungen seiner Lehrer nach Halle gekommen, hatte er unter Anderm in das Haus von Gesenius Eingang gefunden und wußte sich besonders als Lehrer des Englischen beliebt zu machen. Vortrefflich verstand er es, den gewandten und artigen Gesellschafter mit dem flotten und kecken Burschen zu verbinden. So kam es, daß Schüler und Schülerinnen für ihn schwärmten, und daß er andererseits auch auf uns einen Zauber und einen Einfluß ausübte, dem nur Wenige und ich am wenigsten zu widerstehen vermochten. Unser Dreiblatt wurde bald genug zum Vierblatt durch den Anschluß eines jungen Magdeburgers, dessen ruhiges, behaglich solides Wesen ein vortreffliches Gegengewicht gegen unsere Lebhaftigkeit bildete. Ohne sich dem studentischen Treiben zu entziehen, war er doch der Gesetzteste und Kenntnißreichste. Er verband das Studium der Philologie mit dem der Theologie. Ein guter Hebräer wurde er nach einiger Zeit bei Gesenius Fiscal und wohnte in dessen Hause. Durchaus strebte er nach einer geschlossenen, vielseitigeren Bildung. Ein ernstes Interesse für geschichtliche Dinge, für Kunst und Litteratur hielt ihn, wenn uns philosophische und theologische Fragen ins Schwanken brachten, in einem schönen Gleichgewicht. Sein Schifflein hatte daran einen Ballast, der es vor dem Umschlagen schützte. Alles rundete sich bei ihm; er war der Ruhige, Besonnene, Mäßige, ja er erschien uns Unklugen gegenüber als der Altkluge, der uns gelegentlich Vernunft predigte und gelegentlich humoristisch zurechtwies. Durch ihn wurden uns noch einige andere Magdeburger zugeführt; weiter traten in unseren Kreis eine Anzahl Pommern, Einige von der mehr schwerfälligen Art, Einer, der Biederste, Liebenswürdigste und Heiterste, ein kindliches Gemüth, durch und durch ehrlich und ehrenhaft — der Erste leider, der nach kurzem Jugendtraum die Erde, die ihm so lieb war, wieder verlassen sollte. Diese Alle waren bis auf Einen, der sich von der Jurisprudenz später der Philologie zuwandte, Theologen. Loser hing ein Westfale, ein Mediziner, mit uns zusammen. Ein Westfale war auch der Theolog, mein Hausgenoß, der bereits mehrere Semester in Bonn studirt hatte und jetzt mit uns Füchsen zusammentrat — ein kühler, ironischer Gesell. Unser Enthusiasmus belustigte ihn, ohne daß er doch dagegen hätte aufkommen können. Er gehörte innerlich nicht zu uns; stand er doch auch zur Theologie

so äußerlich, daß er z. B. die Tholuckschen Predigten nur besuchte, um dem berühmten Redner seine rhetorischen Gesten und Manieren abzugucken, um sie als gestus flebilis, gestus furiosus u. s. w. abzuzeichnen, zu katalogisiren, und sie nachahmend zu künftigem Gebrauch sich anzuüben. Das rechte Gegenstück dazu war endlich ein langbärtiger Ungar, der, ich weiß nicht wie, in unsere Gesellschaft gerathen war. Da er voll unbeholfenen Eifers, gutmüthig und von kindlicher Begeisterung war, so litten wir ihn gern unter uns und ergötzten uns an seiner rührenden Harmlosigkeit. Er war von einer unglaublichen Bedürfnißlosigkeit. Da er wiederholt unser Gast gewesen, ließ er es sich nicht nehmen, uns eines Nachmittags gleichfalls auf seinem Stübchen zu bewirthen. Wir bekamen denselben dünnen Kaffeeaufguß zu trinken, der in noch schwächerer Auflage sein tägliches Getränk war; dazu setzte er uns von den Brotschnitten vor, die er, des sparsameren Verbrauchs wegen, an der Sonne zu rösten pflegte und die ihm köstlich mundeten. Es war verführerisch, den guten Menschen mit seinem Halbwissen, seinem fremdartigen Dialekt und seiner Bewunderung deutscher Wissenschaft und deutscher Litteratur ein wenig zu hänseln. Er wollte gehört haben, daß Schiller und Goethe einst einen Wettstreit eingegangen seien, das Niedrigste und Unwürdigste durch ein Gedicht zu verherrlichen; es gebe ein Schillersches Seitenstück zu dem Goetheschen Flohlied im Faust, das er jedoch aufzutreiben bisher nicht im Stande gewesen sei. Ein Schalk unter uns versicherte, daß ihm das Gedicht wohlbekannt sei, und daß er eine Abschrift davon besitze. Der frevelhafte Scherz wurde mit glänzendem Erfolge durchgeführt. Ein im burlesken Pathos gehaltener Hymnus auf ein viel weniger junkerhaftes Geschöpf als das, von welchem Mephistopheles den Gesellen in Auerbachs Keller vorsingt, wurde schon am folgenden Tage zur Stelle geschafft, und ist in unseres Freundes Brieftasche, der Veröffentlichung harrend, mit in dessen Heimath gelangt.

Unsere kleine Compagnie, ein Stamm von etwa zwölf Musensöhnen, hatte sich denn nun rasch zu einer Art unschuldiger Verbindung zusammengeschlossen. Es war ebensoviel Ausgelassenheit wie ehrlicher, freiheitsdurstiger Enthusiasmus, was uns zusammenhielt. An einem schönen Tage im Mai wanderten wir

nach dem drei Stunden von Halle entfernten Petersberge. Von diesem Ausfluge, auf dem Jeder seinen charakteristischen, die Meisten recht hochtönende Namen erhielten, datirte sich unser Bund. Es war eine freie, ziemlich form- und statutenlose Vereinigung, die aber nichtsdestoweniger für unsere ganze hallische Studienzeit vorhielt, auch die Entfernten nicht losließ und den wenigen Ueberlebenden bis auf den heutigen Tag, länger als ein halbes Jahrhundert, werth geblieben ist. Was uns dabei im Sinne lag, war die geheime Pflege der burschenschaftlichen Ueberlieferungen und des Geistes jener vaterländischen Lieder voll Trotz und Hoffnung, voll Sehnsucht und Trauer über das „zerfallene Haus", die wir zu singen nicht müde wurden. Nur eine Sage noch war die alte Burschenherrlichkeit: wir aber lebten und träumten in dieser Vergangenheit, die unter den völlig veränderten ungünstigen Verhältnissen zu erneuern wir doch viel zu verzagt, zu schwach und zu unpraktisch waren. Es war auf einer gemeinsam unternommenen Fußreise nach der Rudelsburg, Pfingsten 1840, als uns die Nachricht von dem Ableben Friedrich Wilhelms III. traf. Sie wurde auch von uns mit stürmischem Jubel begrüßt; denn die neue Zeit, die sein Nachfolger heraufführen werde, mußte nach unserer Meinung vor allem der Jugend zu Gute kommen; unter den unbestimmten Erwartungen eines in freieren Formen sich bewegenden öffentlichen Lebens stand uns das Wiederaufleben der unterdrückten burschenschaftlichen Verbindungen obenan. Der Hallische Studentengeist schien uns in tiefem Verfall begriffen: die große Masse ohne Zusammenhalt und ohne Verfassung, und daneben drei oder vier wenig zahlreiche landsmannschaftliche Verbindungen, die wir als die Bewahrer und Vertreter des altstudentischen Brauches respectiren, aber als aristokratische Sonderbünde ohne höhere ideale Ziele nicht achten, ja, um des alten Gegensatzes zu der burschenschaftlichen Richtung willen nur mit Eifersucht und Groll betrachten konnten. Erst allmählich regte sich nun die Opposition gegen dies Treiben, aber die ersten Versuche, die besseren Elemente zu sammeln und im Sinne der ehemaligen Burschenschaft zu constituiren, wurden erst nach unserer hallischen Zeit gemacht; wir durften uns sagen, sie vorausgesehen und in gewisser Weise in unserem Kreise anticipirt

zu haben. Neben und zwischen den thatsächlich bestehenden studentischen Zuständen hatten wir uns unser eigenes Leben eingerichtet — eine kleine, nach außen nicht hervortretende Republik.

Wie ausschweifend aber unsere Vorstellungen von der Freiheit und Selbstherrlichkeit eines echten Burschen waren, mag aus einem Vorgang erhellen, den ich in die Mitte unseres ersten Semesters verlege. Wir kehrten von einem Spaziergang nach dem nahen Dölau, dem gewöhnlichen Ziel unserer sonntäglichen Morgenwanderungen, zurück; da begegneten wir zweien Männern, zwischen ihnen ein armseliges Weib, das sie zu rascherem Vorwärtsgehen antrieben. Jammernd und mit vielen Versicherungen ihrer Unschuld rief das Weib die lustige Studentenschaar um Schutz und Hülfe an. Auf unser Fragen erfuhren wir von ihren Begleitern, daß sie eine vagabundirende Diebin in das Gefängniß nach Halle abzuliefern den Auftrag hätten. Von einem Urtheil über die Schuld oder Unschuld der Arrestirten konnte nicht die Rede sein, aber menschlich und großmüthig war es, für das arme schwache Geschöpf, dem doch vielleicht Unrecht geschah, einzutreten. Und wer hat denn das Recht, sie zu vergewaltigen, sie ihrer Freiheit zu berauben? Ihrer Freiheit zu berauben! Da kam über uns freie Musensöhne, die sich gegen allen Zwang schlechtweg aufbäumten, die den Zwang der Schule soeben abgeworfen hatten und nur erst wie Knaben über Gesetz und Ordnung des Staates dachten, etwas wie die Stimmung des Schillerschen Räuberhauptmanns. Der Keckste von uns ließ sich von den verblüfften Männern ihre dienstliche Vollmacht vorzeigen; im nächsten Moment lag das von dem Schulzen unterzeichnete Schreiben an das hallische Gericht zerrissen vor ihren Füßen, ein Geldstück entschädigte sie für ihre Mühe, und auf einen Wink verschwand die befreite Unschuld in dem nahen Walde. Welche Folgen das Geschehene für die drei Betheiligten, für die ländlichen Diener der Gerechtigkeit und für ihre Gefangene gehabt hat, haben wir nie in Erfahrung gebracht; das aber weiß ich, daß uns unmittelbar nach der begangenen Heldenthat die Besinnung über das, was wir gethan, zurückkehrte. Wir hatten wahrscheinlich einer Diebin zur Freiheit verholfen und uns dadurch zu ihren Mitschuldigen gemacht; wir hatten der Gerechtigkeit

in die Arme gegriffen und der Jurist versicherte, daß wir, wenn die Sache entdeckt würde, eine schwere Strafe zu gewärtigen hätten. Daß wir nicht entdeckt würden, war unsere nächste Sorge; es waren nur noch wenige Wochen bis zu den Ferien — wir blieben unbehelligt und nun, denke ich, ist der Handel längst verjährt.

Mit erleichtertem Herzen gingen wir in die Ferien. Drei Septemberwochen waren zu einer Fußreise durch Thüringen und den Harz bestimmt. Unser kleiner Verein sollte auch auf der Wanderschaft seinen Zusammenhalt als eine bewegliche Kneipgesellschaft bewähren; Keiner, dem es seine Verhältnisse irgend gestatteten, schloß sich aus. Ueber das klassische Lauchstädt ging es nach Freiburg a. U., wo sich der Turnvater Jahn am hohen Ufer des Flusses seine das Thal überschauende Villa gebaut hatte. Wir begrüßten ihn mit unserem Lieblingsliede: es war uns bitter Ernst mit der „Freiheit, die ich meine"; es that uns wohl, das vertrauliche Du mit ihm zu tauschen und wir waren stolz, daß er uns am anderen Morgen mit manchem derben und belehrenden Wort auf die Burg begleitete, um uns dann mit kräftigem Händedruck zu entlassen. Durch die terrassirten Rebengärten von Naumburg, dessen Dom besichtigt wurde, über Schulpforta und Kösen und die Rudelsburg setzten wir unseren Weg nach Jena fort. Erst nach Einbruch der Nacht zogen wir in der Musenstadt ein, die uns als Sitz zweier Burschenschaften bedeutend war. Berühmte Männer aufzusuchen war in jenen Tagen eine vielgeübte Sitte: man wollte das Handwerk begrüßen, und wir waren dreist genug, uns wenigstens einem der namhaften theologischen Lehrer der Universität vorzustellen. Der so von uns geehrte oder belästigte Herr Professor wußte freilich mit den zudringlichen Jünglingen nichts Rechtes anzufangen, und wir nichts mit ihm. Aehnlich erging es uns einige Tage später in Weimar mit dem Verfasser der Briefe über den Rationalismus. Wir sahen ihn indeß und wurden nach einigen unbedeutenden Minuten entlassen. Einen tieferen Eindruck nahmen wir von den großen Todten mit. Wir standen vor den Gräbern der Fürstengruft, und noch ergreifender wirkten auf uns die bescheidenen Räume, die einst Schiller bewohnt hatte, der am höchsten von uns geehrte, unserer Gesinnung am nächsten verwandte Dichter. Hatten wir

doch kurz zuvor seinen Manen eine begeisterte Huldigung dargebracht; es waren Augenblicke der gehobensten Stimmung, als wir auf der Schillerhöhe bei Rudolstadt zwischen Cumbach und Volkstedt seine Büste umringten und aus voller Brust das jubelnde Lied an die Freude anstimmten. Auch das Goethehaus war damals noch, wie jetzt wieder, allen Besuchern zugänglich; wir wurden von dem damals noch lebenden Kräuter, dem Sekretär Goethes, umhergeführt, und wie andächtig bewegten wir uns zwischen den Reliquien des kleinen Arbeitszimmers, lauschten den Erläuterungen und Erzählungen des kundigen Cicerone! Von diesen ersten Tagen der Reise ist mir die lebendigste Erinnerung geblieben. Je weiter wir kamen in oft ermüdender Wanderung durch Felder und Wiesen, zuweilen auch auf staubiger Landstraße, um so mehr drängte sich die Lust des ausgelassenen und überschäumenden Frohsinns vor der Freude an der Natur in den Vordergrund: das schöne Land, das wir durchzogen, diente mehr nur zur Decoration, zur freundlichen Einrahmung für die sich fessellos ergehende jugendliche Laune. Tief empfundene Freude an der Natur, wenn sie nicht von einem angeborenen Blick für das Malerische unterstützt wird, ist ja überhaupt in diesem Alter viel seltener als in den späteren Jahren, da man die Last erfahrener Enttäuschungen durch das Gegengewicht der immer treuen und wahren Natur zu erleichtern sich gedrungen fühlt. Wir waren hochgemuth und zu jedem ernsten oder freudigen Aufschwung gestimmt, aber nicht empfindsam. Die Bilder der Thüringer Landschaft habe ich später noch oft mit erhöhtem Genusse auf mich einwirken lassen: die weihevolle Stimmung, die tiefe Rührung, die mich in der Lutherstube der damals noch nicht restaurirten Wartburg überwältigend ergriff, habe ich bei späteren Besuchen nie wieder in gleicher Stärke empfunden. Die Stätten, an denen ein großer Mensch Spuren seines Daseins oder Wirkens hinterlassen, waren recht eigentlich Cultusstätten für uns und hoben uns über den leichtsinnig-fröhlichen Genuß der Gegenwart hinaus. Andere Punkte sind mir bedeutsam geblieben, weil sie, wie die sagenberühmten Burgen der drei Gleichen, die jugendliche Phantasie zu romantischen Spielen anregten, oder weil sich ein bald unschuldigeres, bald wichtigeres Erlebniß oder gar ein kleines

Abenteuer damit verknüpfte. Eine besondere Rolle spielte in der studentischen Ueberlieferung das zwischen grünen Bergen eingeengte Ruhla. Die Bewohner sollten eingewanderte Italiener sein, die in ihrem heißblütigen Temperament, ihrer kunstfertigen Betriebsamkeit, die sich fast ausschließlich auf Meerschaumfabrikation richtete, ja in einzelnen Spracheigenheiten und in der Liebe zum Gesang noch die Spuren ihrer Abkunft verriethen. Eben darauf — wie echt thüringisch es auch war — sollte die gerühmte Schönheit der Ruhlaer Mädchen und Frauen, ihre bunte kleidsame Tracht, vor Allem ihr turbanartiger Kopfputz weisen. Noch mehr die schönen Augen der leichtblütigen Ruhlaerinnen als die Meerschaumköpfe der Männer bildeten einen Anziehungspunkt für die Musensöhne von Jena und Halle; studentische Sitte und studentischer Gesang war in diesem grünen Thale so bekannt, wie in den Gassen der Musensitze. In später Abendstunde langten wir auf dem Wege durch die Thermopylen der Aunaschlucht auf der Hohen Sonne an und trafen in der Wirthsstube einen Ruhlaer Gesangverein. Wir saßen bald mitten zwischen den Thüringer Sängern, thaten den Trinklustigen Bescheid und ließen unsere Lieder zusammen oder im Wechselwetteifer mit den ihrigen erschallen. Die Nacht war hereingebrochen, die Gemüther erhitzt, gesellige übermüthige Lust war hie und da zu gegenseitiger Neckerei geworden, und die Neckerei drohte da und dort zum Streite zu werden. Es war ein tumultuarischer Aufbruch. Mit vielem Lärm, aber doch ohne daß es zur Schlägerei gekommen wäre, stiegen wir durch den Wald ins Thal herab, hatten nun aber Mühe in so später Nachtzeit noch die Einen hier, die Anderen dort, in den überfüllten Gasthäusern ein Unterkommen zu finden. Ein von der Hauptstraße abgelegenes Wirthshaus, ihm von einem früheren Aufenthalt bekannt, hatte sich Freund Sturm ausersehen. Er wehrte alle Begleitung dorthin ab; als wir ihn aber am folgenden Morgen dort abholten, mochten wir erkennen, welcher Stern ihn gelockt hatte. Das Wirthstöchterchen war von ausnehmender Anmuth und Lieblichkeit. Kein Wunder, daß sie es unserem Freunde angethan hatte. Mir allein vertraute er an, daß er hier einen Schatz gefunden, den er nicht wieder fahren zu lassen denke. Die Uebrigen ahnten nicht, daß die Beiden längst miteinander einig

seien. Manches Wort zum Lobe des schönen Kindes wurde laut; auch über einige Scherze durfte der Freund nicht böse werden. Der ersten heißen Liebe voll, träumte er eine selige Zukunft: in Wahrheit hatten sich die ersten Maschen eines bösen Verhängnisses über ihm zusammengeschlungen. —

Das erste Semester war so ziemlich mit studentischer Lustbarkeit hingebracht und verjubilirt worden. Ich hatte wohl Hefte nachgeschrieben, aber zum Studiren hatte ich keine Zeit gehabt. Auch in dem philosophischen Colleg über Aesthetik, das ich bei Hinrichs statt der Logik, die er nicht zu Stande brachte, angenommen hatte, war ich ein überaus unaufmerksamer Zuhörer. Die Vorlesung war ein Gemisch von höchst abstrakten, ja abstrusen dialektischen Erörterungen und dazwischengestreuten Anekdoten, zerstreuten Bemerkungen eines sinnigen Kunstkenners, kritischen Plaudereien aller Art. Von diesem Beiwerk erhaschte ich wohl einzelne Brocken, übrigens ließ ich den Vortrag achtlos, wie ein an einem plätschernden Bache sitzender Träumer an mir vorübergehen und füllte das unregelmäßig geführte Heft mit allerlei kleinen Gelegenheitspoesieen im Stile des Commersbuches, neuen Burschenliedern für unsere geselligen Zusammenkünfte. Mit guten Vorsätzen zum wirklichen Studiren ging ich ins Wintersemester; zu einem methodisch geregelten Fleiß jedoch wollte es auch jetzt nicht kommen. Am meisten noch zogen mich die alttestamentlichen exegetischen Vorlesungen bei Roediger, Gesenius und Tuch an; die Art, wie die neutestamentlichen betrieben wurden, indem bei jeder schwierigeren Stelle die ganze Reihe älterer und neuerer Erklärungen, die thörichten so gut wie die verständigen, an uns vorübergeführt wurden, hatte etwas unglaublich Ermüdendes; man sah vor Bäumen den Wald, vor Interpreten den Text, vor Einzelheiten das zusammenhängende Ganze nicht. Wer mir damals den Rath gegeben hätte, mich vor allem durch wiederholte cursorische Lektüre der Schriften in freier Weise ihres Inhaltes und Geistes zu bemächtigen, würde mir den größten Dienst geleistet haben; ich würde statt dieser zerstückelnden und zerbröckelnden Ansicht, bei der immer eine Auslegung die andere überdeckte, einen Ueberblick über die ganze Breite der urchristlichen Litteratur gewonnen haben. Mir selbst

diesen Rath zu geben, war ich mit viel zu wenig Ernst und Einsicht auf das Ziel meiner Studien gerichtet. Ich ließ mich vom Strome der traditionellen Vorlesungshörerei treiben, und da ich davon wenig Genuß und Förderung spürte, so schweifte ich nach rechts und links ab, griff nach diesem und jenem, wie es mich augenblicklich reizte oder mir von einem strebsamen Freunde als lockend oder nützlich vorgehalten wurde. Mein Freund Wolf gab mir in dieser Beziehung die meiste Anregung; ich nährte mich nicht, sondern ich naschte. So ließ ich mich bestimmen, bei Roediger Arabisch zu hören, ohne doch Ausdauer und Fleiß genug zu besitzen, mich der grammatischen Elemente fest zu bemächtigen. Ich hörte sprachvergleichende Vorlesungen bei Pott; ich habe kaum irgend eine andere mit größerem Interesse gehört; die Lichter, die mir hier aufgesteckt wurden, waren mir höchst erfreulich, aber bei dem im höchsten Grade unordentlichen und willkürlich springenden Vortrage des köstlichen Mannes war doch jede Stunde nur wie ein Feuerwerk, das viel zu sehen gab, aber meinen Weg nicht erleuchtete. Bei Leo endlich hörte ich später neuere Geschichte; ich ergötzte mich an der farbenreichen Erzählung, bei der die großen Ideen und Begebenheiten der Weltgeschichte sich in den Kampf und das Spiel der allermenschlichsten Triebfedern, der persönlichsten Leidenschaften und Conflikte auflösten — für meine Lebensanschauung und Bildung entnahm ich nichts aus den unterhaltenden Stunden.

Berührte mich indeß dies Alles nur oberflächlich, so bewegte mich nach wie vor die große religiöse Hauptfrage aufs Tiefste. Es war gewiß nicht bloß die Schuld der Vorlesungen, sondern meine und meiner nächsten Gesinnungsgenossen eigene Schuld, daß wir den Geist der Theologie und wissenschaftliches Leben überhaupt mehr außer als in den Vorlesungen, auf unsere eigene Weise suchten. Wie wir unser Ideal studentischer *Geselligkeit* zwischen und neben dem vulgären uns ausgebaut hatten, so entwickelte sich auch unser *wissenschaftliches* Streben in den Zwischenräumen zwischen dem officiellen Lehrbetriebe. Und zwar verschmolz unsere freie Geselligkeit mit dieser freien Wissenschaftlichkeit in Eins. Mehr und mehr, nachdem der erste Uebermuth sich ausgetobt hatte, gaben wir unseren Zusammenkünften einen

ernsteren Inhalt. In einem exegetischen Kränzchen wurden lateinische Arbeiten von einem Referenten beurtheilt, und dann — gleichfalls in lateinischer Sprache — durchdebattirt. Ein anderer Abend war allgemein wissenschaftlichen und rednerischen Uebungen gewidmet. Neben ausgearbeiteten Vorträgen über selbstgewählte Themata wurde jedesmal von einem durch das Loos bestimmten Sprecher ein freier Vortrag über ein aufgegebenes Thema gefordert, da denn die mannigfaltigsten Fragen je nach der Befähigung der Einzelnen zur Sprache kamen, mehr oder minder eingehend und geschickt oder ungeschickt behandelt wurden, immer aber zu wirklichem Gewinn für unsere Bildung. Zumeist indeß fiel die Wahl auf jene großen Fragen über den Rechtsstreit zwischen Glauben und Wissen, über das Verhältniß von Schrift und Geist, von Religion und Sittlichkeit — mit Einem Wort auf jene Fragen, welche der Theologie voraufliegen und welche eben jetzt durch die neue Hegelsche Philosophie in neuer Weise formulirt und entschieden wurden. Der alte Gegensatz, der mich schon als Knaben so lebhaft beschäftigt hatte, von Rationalismus und Supranaturalismus hatte durch die herrschende Philosophie ein ganz anderes Gesicht bekommen. Diese Philosophie nun war auf dem Katheder durch Hinrichs, Erdmann und Schaller vertreten, und namentlich die beiden Letzteren, beide durch ihre Lehrgabe ausgezeichnet, erfreuten sich einer außerordentlich großen Zuhörerschaft. Erdmann, so ging die allgemeine Rede, sei der Verständlichere, aber auch Flachere, Schaller der Tiefere, aber auch Abstraktere, und daher schwerer Verständliche. Jener imponirte den Zuhörern durch seinen bis ins Einzelne ausgearbeiteten, genau geordneten, auswendig hergesagten, aber wie es schien, vom Blatte gespielten Vortrag. Dieser erging sich in freier lebendiger Rede, die alles rhetorischen Schmucks entbehrte, die Probleme dialektisch hin- und herwarf und dem Hörer, wenn er dem anschauungslosen Begriffsspiel überhaupt zu folgen im Stande war, den Eindruck machte, als ob er in die Ueberlegung mit hineingezogen und zu gemeinschaftlichem Suchen und Finden aufgerufen werde. Beide waren je in ihrer Art Kathedervirtuosen. Neben ihnen galt der alte Gerlach als völlig aus der Mode gekommener Kantianer, und Ulrici als ein unzulänglicher Gegner der neuen Richtung, dessen

breiter Vortrag sich nicht über das Gewöhnliche erhebe. Wie groß aber das Ansehen und der Lehrerfolg der beiden Hegelianer war, weder die Kunststücke des Einen noch die Grübeleien des Anderen flößten uns Vertrauen ein. Ich kann mich nicht rühmen, ernstliche Anstrengungen gemacht zu haben, ihren Vorlesungen etwas abzugewinnen. Die Logik hatte mir Hinrichs im Anmeldebuche testirt, obgleich ich in Wahrheit Aesthetik gehört hatte, und so bin ich um diese als unumgänglich geltende philosophische Disciplin, wenigstens um die Vorlesung über sie, glücklich herumgekommen. Für Geschichte der Philosophie hätte ich sehr viel bei Erdmann lernen können, — ich hatte verhältnißmäßig recht wenig davon, da ich sie bei Schaller hörte, der von dem Thatsächlichen gerade nur so viel gab, als für die dialektische Kritik der verschiedenen Standpunkte unerläßlich war. Einen Haufen Notizen, für die er selbst nicht das mindeste Interesse hatte, warf er als Ballast in das Diktat ab, wo es denn liegen bleiben mochte, während er im mündlichen Vortrag nur eine ganz dünn aufgetragene Folie brauchte, um uns in seinem logisch-kritischen Spiegel das Wahre und Irrige der Systeme, ihr Uebergehen in einander und ihre fortschreitende Widerlegung bis zu der alleinseligmachenden Methode des absoluten Idealismus zu zeigen. Nur selten verdichteten sich die Gedanken zu sichtbaren und greifbaren Gebilden: im Ganzen rauschte die in der Luft geführte Geisterschlacht hoch über unseren Köpfen hinweg. Da war der stoffreiche, scharf pointirende Vortrag der Erdmannschen Psychologie um Vieles belehrender und unterhaltender: wäre die Vorlesung nur nicht gerade im heißesten Auditorium in den heißesten Vormittagsstunden gehalten worden; nur mit der größten Mühe erhielt ich mich in der ersten Hälfte der Stunde wach; es schlief sich bei der glatten Rede, die so regelmäßig fortfloß und so sicher, auch ohne mich, zum Ziele gelangte, so süß! Das bloße Vorerzählen dieser Geschichte des Geisteslebens, bei der Alles, ohne daß es jemals eine Schwierigkeit gegeben hätte, klappte, hatte an sich etwas Ermüdendes, und alle Künste des philosophischen Taschenspielers, denen ich doch nicht im Stande war, den Pfiff abzulauschen, verloren am Ende ihren anfänglichen Reiz. Diese verwünschte Philosophie, die gar keine Probleme

kannte oder doch keine übrig ließ, weil sie für alle die Lösung schon in der Tasche hatte, dieses zum rundesten Dogmatismus gewordene unaufhörliche Kritisiren — das ließ sich ganz amüsant an, konnte aber den, dem es mit den Problemen Ernst war, unmöglich befriedigen. Bei Schaller hatte man wenigstens den Eindruck einer ernstgemeinten geistigen Gymnastik; die tadellose Eleganz des Erdmannschen Vortrages erinnerte zu sehr an die Prunkvorträge der alten Sophisten, als daß man nicht auf der Hut gegen diese Sophistik hätte sein sollen. Das Manierirte seines Auftretens, durch das so viel Selbstgefälligkeit hindurchschien, reizte den Spott. Auf dem Katheder und noch mehr auf der Kanzel, wo er in Manschetten predigte, hatte sein Auftreten etwas Geckenhaftes. Der Prediger, der so eigenartig und geistreich predigte, konnte uns nicht erbauen; der Professor, der so unverlegen mit Allem fertig wurde und von dem Sokratischen Nichtwissen so gar nichts hatte, konnte uns nicht und am wenigsten von seiner eigenen Ueberzeugtheit überzeugen. Als er nun gar in seinen öffentlichen Vorlesungen über das akademische Studium auch die studentischen Fragen über seinen dialektischen Leisten schlug, fingen wir an, da wir von diesen Dingen doch auch etwas verstanden, ja uns hier auf unserer eigensten Domäne fühlten, die Löcher seines philosophischen Mantels noch deutlicher zu sehen. Es war gewiß ebenso boshaft wie naseweis, daß wir auf den Einfall kamen, den Sophisten auf die Probe zu stellen, wie weit er ernstlich zu den Meinungen und Gesinnungen stünde, mit denen er in jenen Vorlesungen Staat gemacht hatte. Er hatte die damals noch übliche Fleißbescheinigung über den Besuch der Vorlesungen, die unbedenklich von allen Docenten auch den Unfleißigsten, bald im Positiv, bald im Superlativ, ertheilt wurde, für seine Person mit der für uns höchst schmeichelhaften, aber ganz und gar nicht stichhaltigen Bemerkung gerechtfertigt, daß er so thue, weil er von der Ehrenhaftigkeit und Wahrheitsliebe der Studirenden voraussetze, daß sie jenes Zeugniß nicht einholen würden, wenn sie es nicht mit gutem Gewissen könnten. So leicht wollte ich es ihm denn doch nicht machen, die Verantwortung von sich abzuschieben und mit einer so sichtbar zurechtgemachten Maxime da einen Blender

aufzusetzen, wo nichts als eine leere Formalität vorlag. Ich ging also mit meinem Anmeldebuch in seine Wohnung und fügte meiner Bitte mir den Besuch des Collegs über Psychologie zu testiren von freien Stücken das Geständniß hinzu, daß ich in der zweiten Hälfte des Semesters das Colleg zu besuchen aufgegeben habe. Darauf die Gegenfrage, weshalb ich ihm das sage? Er mußte also erst an seine eigenen Trümpfe erinnert werden. Ich gestehe, daß ich mich an seiner Verlegenheit weidete — ich ließ nicht los; auf die Frage, was er denn nun schreiben solle, bestand ich darauf: die einfache Wahrheit; und so schrieb er denn: „fleißig, nur zuletzt nicht besucht, was mir Herr H. selbst gesagt hat", worauf er mir ein Compliment über meine Ehrlichkeit machte, dessen ich mich schämte, und den Wunsch hinzufügte, der mich ganz und gar nicht kümmerte, das Zeugniß möge keine nachtheiligen Folgen für mich haben.

Der geringe Respect, den wir so vor der Kathederweisheit hatten, kam uns freilich nicht allein von uns selbst. Neben dem officiellen Hegelianismus gab es einen anderen, jüngeren, der jenen als einen unechten und beschränkten ausrief, der den eigentlichen Geist des Meisters nicht erfaßt und dessen Tiefsinn verflacht habe. Der Rugesche Hegelianismus war ein ganz anderer; er rühmte sich, den Kern der neuen Philosophie viel gründlicher ergriffen zu haben und verband damit zugleich den Anspruch, den Diamant mit dem Staube des Diamanten zu schleifen und ihn eben damit für Leben und Wissenschaft nutzbarer zu machen. Gerade die Erdmannsche Methode, das System zu formularisiren und zu popularisiren, es „der gewöhnlichen Vorstellung näher zu bringen" und zum Gebrauche der Theologen zurechtzustutzen, wurde mit schonungslosem Witz verspottet. Auch Arnold Ruge hatte sich als Privatdocent habilitirt; aber die Form des Kathedervortrages beengte, ja peinigte ihn; seine Vorträge über das Komische, durch kein didaktisches Geschick unterstützt, wurden nur von Wenigen, meist nur hospitirend und von diesen Wenigen nur aus Neugier und um ihrer unterhaltenden anekdotischen Beispiele wegen gehört. Er war so wenig Lehrer als er Redner war. Kritiker war er und mehr noch Polemiker. Am glänzendsten vielleicht im persönlichen Verkehr, als Gesprächführer, vielmehr als unermüdlich raisonnirender

Wortführer verausgabte er sich, und diese Gabe der witzigen und derben unmittelbaren Mittheilung, die ihren Inhalt und ihre Beweglichkeit der Vertrautheit mit den gelenkigen Kategorien der Hegelschen Logik entnahm, machte ihn zugleich zum virtuosen journalistischen Schriftsteller. Man kann sich keine größeren Gegensätze denken, als Erdmann und Ruge, — den modischen Deutschrussen und den mit dem Kolben dreinschlagenden Pommer. Ich erinnere mich, ihn öfter auf Spaziergängen gesehen zu haben, da er denn seinem Freunde Echtermeyer oder einem anderen Begleiter aufs lebhafteste seine Meinungen vordemonstrirte. Was er da mündlich entwickelte, lasen wir in der nächsten Nummer der Halleschen Jahrbücher, und das war eigentlich die Quelle, aus der wir unsere Philosophie und unsere Kenntniß der Hegelschen Lehre schöpften. Es war die vornehmste Erscheinung des deutschen Journalismus und das wirksamste Organ desjenigen Theils der Hegelschen Schule, der das friedliche Reich des absoluten Idealismus zu einem kriegerischen und erobernden machte. Wir rissen uns um jede neu erschienene Nummer und leisteten den tapferen Führern, so oft sie mit klingendem Spiel gegen einen neuen Feind und in ein neues Gebiet vorrückten, willig Folge, überzeugt, daß an ihre Fahnen der Sieg geknüpft sei. An diesen Kritiken haftete die ganze Zuversicht der unfehlbaren Erkenntniß, nur daß sie von allen Fesseln der Systematik befreit war. Hier war die conservative Altersweisheit, die Alles optimistisch zurecht bog und sich durch listige diplomatische Compromisse mit allem Bestehenden vertrug, in ein fortschrittslustiges Zukunftsprogramm umgeschlagen, das den Widerstand des Unvernünftigen und Halbvernünftigen nicht durch Ueberredung, sondern durch Kampf überwinden wollte. Die frische Luft, die durch diese Blätter wehte, that unseren jugendlichen Nerven so wohl. Wir zweifelten nicht, weil es beständig wiederholt wurde, daß uns hier das tiefste Innerste der neuen Weltanschauung erschlossen werde, daß wir hier die Wissenschaft in ihrer reinsten und vornehmsten Erscheinung hätten, während die Anderen nur an der Schale klebten oder in der Vorhalle der Wahrheit stehen blieben. Und doch war dies Tiefste zugleich das Einfachste und Faßlichste; das Gold lag zu Tage, ohne daß uns zugemuthet wurde, in den Schacht des reinen

Denkens hinabzusteigen und mühsam an das harte Gestein des in der Tiefe lagernden Erzes anzupochen und es brockenweise zu Tage zu fördern. Wir ließen also in hochmüthiger Sicherheit die schwerfälligen Bände der Hegelschen Logik und Rechtsphilosophie liegen und verschmähten selbst, uns mit den einzelnen Disciplinen des Systems durch die uns so reichlich in den Hörsälen gebotenen Vorlesungen umständlicher vertraut zu machen. Wir waren durch und durch mit Hegelschem Geist, d. h. mit dem Geiste der kritischen Dialektik nach Rugeschem Schema erfüllt und bildeten uns ein, Hegel besser zu verstehen, als er sich selbst verstanden habe, weil wir ihn so verstanden, wie der Herausgeber der Halleschen Jahrbücher ihn uns verstehen lehrte. Ich bekenne, daß ich von der Oberflächlichkeit dieses Verfahrens nicht einmal ein Bewußtsein hatte. So unwiderstehlich drängte sich uns die neuhegelsche Denkweise auf, so von selbst flog sie uns an, daß uns gar der Gedanke nicht kam, an die Quelle zu gehen und sie zu controlliren. Ich weiß, wie sehr ich beschämt war, als eines Abends in unserem Kränzchen ein Vortrag über die Hegelsche Lehre vom Staat von einem neuen Mitgliede gehalten worden war, das sich das Studium der Hegelschen Rechtsphilosophie hatte sauer werden lassen. Gegen seine Sachkenntniß hielt unser kritisches Raisonnement, unser vorurtheilsvolles Viertelwissen nicht Stand, und ich konnte mich nicht weigern, mir von meinem gründlicheren Gegner den echten Hegel ins Haus schicken zu lassen, da ich denn zum ersten Mal einen doch auch nur flüchtigen Blick auf die Paragraphen des Meisters warf.

Neben den Halleschen Jahrbüchern war es jedoch das Straußische Leben Jesu, welches mich und eine Anzahl meiner Gefährten einestheils mit Hegelschen Gedanken erfüllte, anderentheils mit der Theologie mehr und mehr überwarf. Der Zauber, den dieses Buch auf mich ausübte, war unbeschreiblich; ich habe kein anderes mit gleichem Genuß und gleicher Gründlichkeit gelesen. Den Glauben an eine übernatürliche Offenbarung, an widernatürliche Ereignisse und Wunder brauchte es mir nicht erst auszureden; es schloß sich in dieser Beziehung an meine alten rationalistischen Ueberzeugungen an, die ich mit der Muttermilch eingesogen hatte. Auf seine historisch kritische Methode war ich

andererseits durch mein Hegelthum hinreichend vorbereitet, und so wurde es ihm leicht, mich von jenen gezwungenen und unnatürlich natürlichen Wundererklärungen der Paulus und Genossen auf den mythischen Standpunkt hinüber zu heben. Das erschien nach der klaren, mit den älteren Standpunkten so gründlich und doch wie im Spiele abrechnenden Straußischen Kritik so unendlich einleuchtend und unwidersprechlich! Es fiel mir wie Schuppen von den Augen und eine große Helle erhellte meinen Weg. Ich war mit Leib und Seele Straußianer und auch gegen die speculative Umdeutung der evangelischen Geschichte in ewige Thaten und Ideen hatte ich einstweilen nichts einzuwenden. Mit gleichem Eifer und parteiischer Zustimmung wurden die „Streitschriften" und die „friedlichen Blätter" gelesen. Die „Glaubenslehre" war kaum erschienen, als sie sich — ein Geschenk meines mit mir den neuen Offenbarungen zujubelnden Freundes Finke — in meinen Händen befand und gleichfalls durchgearbeitet wurde. Die Actien der gläubigen und halbgläubigen Dogmatik waren bei uns auf Null herabgesunken. Wir hörten wohl pflichtmäßig Dogmatik bei Julius Müller, aber der Sinn für diese dornige Scholastik, deren mühseliger und gequälter Tiefsinn so ungünstig abstach gegen die lichtvolle Straußische Darstellung, war uns völlig erloschen, und die Argumente des würdigen Mannes gegen den verhaßten „Pantheismus" schienen uns federleicht zu wiegen. Immerhin wußten uns die speculativen Anläufe und der wissenschaftliche Ernst des Dogmatikers soweit in Respect zu erhalten, daß wir uns mit einem passiven Widerstand begnügten. Daß aber die krasse nackte Orthodoxie in dieser philosophisch aufgeklärten Zeit noch immer den evidenten Ergebnissen der historischen Kritik sollte Trotz bieten können, däuchte uns unerträglich; es schien uns geradezu Pflicht, im Namen der Wissenschaft dagegen zu demonstriren. Als der Vertreter dieser veralteten Unwissenschaftlichkeit galt uns der Altlutheraner Guerike — ein grundehrlicher, aber beschränkt eigensinniger Mann, ein Docent, der nichtsdestoweniger durch die für den Hand- und Examengebrauch bequem zurechtgeschnittenen Hefte namentlich über die Kirchengeschichte ein ziemliches Häufchen von Zuhörern um sich zu versammeln wußte. Es verlautete, daß er in seinen Vor-

lesungen über das Leben Jesu sich die schnödesten Ausfälle gegen den neuesten Verfasser eines Lebens Jesu gestattet hatte. Der Mann, an dem noch immer der böse Ruf haftete, daß er bei der Denunciation der Gesenius und Wegscheider die Hand im Spiele gehabt habe, verdiente einen Denkzettel. Eine Cohorte von Straußianern wurde also geworben, sich als Hospitanten eines Tages unter die Zuhörer jener Vorlesung zu vertheilen, und die Parole ausgegeben, bei der geringsten unliebsamen Bemerkung gegen unseren unheiligen Heiligen Lärm zu machen. Die vielen Köpfe, die er diesmal vor sich sah, mochten ihn ahnen lassen, was wir im Schilde führten — genug, er hielt sich durchaus mäßig und sachlich; die Zeit wurde uns lang, bis endlich eine beiläufige Bezugnahme auf den großen Kritiker — was sollten wir länger warten? — das Signal zum Losbruch gab. Hatten wir wirklich gehofft, dem Mann, dessen Element eigentlich die Opposition war, durch unartikulirte Geräusche zu imponiren, so waren wir sehr im Irrthum. Wem seine Worte nicht gefielen, sagte er sehr ruhig, dem sei er gern bereit, Rede zu stehen; in seinem Hause sei er zu finden, und da werde er auf bestimmt vorgebrachte Zweifel oder Einwendungen nach besten Kräften zu antworten sich angelegen sein lassen — er freue sich im Voraus auf die Disputation. Der Angriff war also aufs Beste abgeschlagen; wenn aber der Student in Masse noch immer eine Heldenthat verrichtet zu haben meint, wenn er sich nur lärmend bemerklich gemacht hat, so schien mir doch in diesem Falle eine Ehrensache vorzuliegen, die nicht leichter genommen werden dürfe, als jene persönlichen Beleidigungen oder eingebildeten Beleidigungen, die üblicher Weise auf der Mensur gesühnt zu werden pflegen. Der unanständige Auftritt mußte auf anständige Weise zum Austrag gebracht werden. Ich ging also folgenden Tages in die Wohnung des Professors, hinreichend gerüstet, wie ich meinte, meinen Standpunkt zu vertreten. Es versteht sich, daß die Belehrungen des Professors mich nicht überzeugten — aber wir schieden als gute Freunde. Er nahm die Sache von der gemüthlichen Seite und schloß mit der Einladung, ich möchte ihn öfter besuchen und dann auch seine Familie kennen lernen; von den Kindern könne man am besten beten lernen. — Da es mir darum nicht zu thun war, und ich mir

nichts davon versprach, so sind wir erst viel später wieder in Berührung mit einander gekommen. Der orthodoxe Lutheraner war in politischen Dingen liberal und einer der zuverlässigsten Anhänger der constitutionellen Partei. Wir fanden uns daher in den fünfziger und sechziger Jahren bei den Hallischen Wahlversammlungen wieder, und als sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum in mein Rectoratsjahr (1873—74) fiel, war es mir keineswegs unangenehm, ihm die officiellen Glückwünsche der Universität aussprechen zu dürfen.

Die Begeisterung für Strauß setzte sich inzwischen in unserem Kreise immer fester: er war im Grunde der einzige Theolog, den wir gelten ließen. Hatte diese neue kritische, durchaus reformatorische Theologie denn nicht den gleichen Anspruch, an der Universität vertreten zu sein, wie die älteren Richtungen? wäre es nicht eine Forderung der „freien Wissenschaft“, den Mann, den man in Württemberg und in der Schweiz vom Katheder verdrängt hatte, auf das Katheder zurückzuberufen? Sollte Preußen nicht sich die Ehre verdienen, dem von der Intoleranz so schmählich behandelten Mann eine Genugthuung zu verschaffen? Wäre nicht Halle, die vorzugsweise theologische Universität, vorzugsweise der Ort, wo man den Kampf der alten und der neuen Theologie frei sollte gewähren und zum Austrag bringen lassen? Es war ein unserem Kreise erst kürzlich hinzugetretener Bremenser, der zuerst den Gedanken anregte, wir sollten in diesem Sinne für eine Berufung des großen Kritikers uns mit einer Bittschrift an den König wenden. Der neue Kamerad, uns schon längst durch seinen Freund Finke angekündigt, war als ein begeisterter Schüler Hermann Olshausens von Erlangen gekommen. Sein poetisch angehauchtes Wesen, seine ästhetischen Neigungen, seine sich mit Selbstgefälligkeit elegant darstellende Art paßte wenig zu unserem unschuldigeren und einfacheren Gebahren, dessen gelegentlicher Cynismus ihn beleidigte und zum Spott reizte. Wir ließen es uns gefallen, wenn er uns als Troubadour selbstgedichtete Verse zur Guitarre vortrug; wenn er aber statt einer Abhandlung uns in unserem Kränzchen eine „Novellette“ zum Besten gab, so mußte er erleben, daß wir ihm durch schnöde Kritik die Freude an seinem Machwerk verdarben. Noch weniger Glück, als mit seinen schöngeistigen Be-

strebungen machte er mit seiner geistreichen, mystisch theologischen Richtung. Sie war ihm so angeflogen, saß ihm aber nicht tief und fiel ihm bald Stück für Stück, da er eigentlich aufs Weltliche, Heitere und Sinnliche gerichtet und überdies ein gescheidter Mensch war, vom Leibe. Freund Finke besonders setzte ihm mit seiner nüchternen Verständigkeit so zu, daß er in Kurzem ein Bekehrter war und, nachdem er den Rückzug leidlich gedeckt hatte, ins entgegengesetzte Extrem umschlug. Der romantische Zug, der ihn so abenteuerliche Wendungen in der Theologie machen ließ, hat später auch sein Leben abenteuerlich gestaltet. Mit der Theologie überworfen, auf sich selbst angewiesen, zu kecken Unternehmungen geneigt, hat er nach seiner Universitätszeit in seiner Vaterstadt zunächst eine Privatschule geleitet; dann, nachdem ihn ein mißliches Liebesverhältniß unter seinen sittenstrengen Mitbürgern unmöglich gemacht, hat er sein Heil in Amerika versucht. Unterstützt von einem leichten Muth und einem leichten Talent, hat er sich dort tapfer durchgeschlagen. Als Leiter einer lithographischen Correspondenz, Zeitungsredakteur und Schriftsteller hat er sich in New-York eine Existenz gegründet, ist als Pflanzer durch eine Landspeculation reich und wieder arm geworden, und endlich, mit einer zweiten Frau vermählt, nach Europa zurückgekehrt, wo er in Freiburg im Breisgau sein Leben beschlossen hat.

Zu der Action für Strauß also hatte dieser bewegliche Kopf die erste Anregung gegeben; wir Anderen, ich und Freund Finke, warfen uns mit dem ganzen Ernst unserer begeisterten Ueberzeugung in die Sache hinein. Der von mir verfaßte, von jugendlicher Rhetorik strotzende Petitionsentwurf gewann rasch über hundert theologische Unterschriften; danach drängten sich Unterzeichner auch aus den anderen Fakultäten herzu; bestand doch namentlich unter den Medicinern ein vielfach sehr ernstes Interesse an den durch Strauß in eine neue Beleuchtung gerückten höchsten Fragen. Sehr bald indeß war die Sache ruchbar geworden. Daß Gesenius mit unserer Parteinahme für den Verfasser des Lebens Jesu sympathisirte und im Grunde den Ergebnissen seiner Kritik zustimmte, wußten wir. Dennoch ließ gerade er die dringendsten Vorstellungen an uns ergehen, die Sache rückgängig zu machen. Der kluge Mann, der an sich

selbst erfahren hatte, wessen sich die Vertreter einer freien Richtung zu versehen hätten, ließ uns darauf aufmerksam machen, wie ungünstig die Verhältnisse lägen, wie aussichtslos das ganze Vorgehen, ja in der von uns gedachten Form undurchführbar sei; der einzige Erfolg werde der sein, daß die Unterzeichner, zum mindesten die Anreger der Petition sich mißliebig machten, ja daß man die ganze Universität, in erster Linie die Vertreter der freieren Richtung in der Theologie und die Hegelianer den Schritt ihrer übereifrigen Jünger werde entgelten lassen. Das war viel zu praktisch, als daß wir in unserem jugendlichen Enthusiasmus darauf hätten hören sollen: so leicht ließ sich der einmal aufgeregte Sturm nicht beschwören — der Rath des Erfahrenen nützt nur dem, der selbst schon Erfahrung gemacht hat. Hätte noch etwas gefehlt, uns in unserem Standpunkt und dem vermeintlichen Recht desselben zu befestigen, so waren es die Versuche anderer unserer Theologischen Lehrer, uns wegen unserer radicalen Anschauungen ins Gewissen zu reden. Der ernste Julius Müller mit seiner steifen Feierlichkeit richtete so wenig aus wie der milde Thilo mit seiner Gemüthlichkeit. Von der Unterredung mit den beiden Männern, zu denen ich und meine nächsten Freunde berufen wurden, gingen wir unbekehrt und unüberzeugt hinweg — mit einiger Verwunderung und einigem Unmuth, daß man uns mit solchen Argumenten zur Unterwerfung unter die Halbheiten ihrer Wissenschaft meinte bewegen zu können. Wir wußten überdies, daß wir an anderen Universitätslehrern einen Rückhalt hatten, ja daß Manche im Stillen ihre Freude an unserem Auftreten hatten. Der alte Pfotenhauer, bei dem ich mir über die rechtliche Seite der Angelegenheit Rath zu holen veranlaßt war, bekannte sich zu einer Auffassung der neutestamentlichen Geschichte, die noch etwas umstandsloser als Strauß damit verfuhr; nach ihm hätte es gar des weitläufigen gelehrten Apparates nicht bedurft, der gesunde Menschenverstand genüge, um den legendenhaften Charakter aller dieser Wundergeschichten einzusehen. Daß Niemeyer, wie fern er auch dem philosophischen Hintergrund der Straußischen Kritik stand, doch der kritisch historischen Forschung desselben rückhaltslos huldigte, lehrten uns seine Vorlesungen über das Leben Jesu und seine Einleitung ins Neue Testament.

Den Herausgeber der Hallischen Jahrbücher hatten wir selbstverständlich für uns, nur daß der Eine wie der Andere an unserem Unternehmen völlig unbetheiligt war. Ruge zwar hatte, als ihm die Sache zu Ohren gekommen war, den Wunsch geäußert, den Wortlaut unserer Petition kennen zu lernen. Er hatte sie gelesen und mir einige kritische Bemerkungen dazu gemacht, die, indem sie die allgemeine Rederei von freier Wissenschaft zu größerer Bestimmtheit brachten, ohne Zweifel begründet waren. Ich dachte indeß nicht daran, mir bessere und andere Gedanken unterschieben zu lassen, als ich sie selber hatte; der Text blieb der unveränderte Studententext, und ich war nicht wenig verwundert, als ich in einer Hallischen Correspondenz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung einen Bericht über die ganze Angelegenheit las, der den Inhalt unserer Bittschrift frei nach den Rugeschen Amendements wiedergab.

Ueber den weiteren Verlauf nun der Sache möchte ich nicht zu ausführlich sein. Der Conflict trat sehr bald ein. Ich wurde zunächst vor den Regierungsbevollmächtigten Geh. Rath Delbrück beschieden. Es war ein etwas peinlicher und formeller Herr. Seiner Aufforderung, das ganze Unternehmen als ein ungesetzliches rückgängig zu machen, setzte ich eine einfache Weigerung entgegen. Dem kühlen Bureaukraten stand ein heißblütiger Knabe gegenüber. Wir sollten doch, schloß der Herr Curator, die Entscheidung in dem Kampf zwischen den verschiedenen Richtungen der theologischen Wissenschaft der Zeit überlassen. Es mag wohl hochmüthig oder auch komisch geklungen haben, wenn ich erwiderte: „wir eben sind die Zeit!“ Schämen kann ich mich des Wortes noch heute nicht, denn es war mir ganzer Ernst damit. Nun aber war ich entlassen. Jetzt erschien ein Anschlag am schwarzen Brett, der uns belehrte, daß es ungesetzlich sei, mit Uebergehung unserer nächsten vorgesetzten Behörde uns direct an Se. Majestät zu wenden. Also — schlossen wir — indirect dürfe es geschehen. Die Bittschrift wurde daher offen dem akademischen Senat mit dem Ersuchen, sie an Se. Majestät zu befördern, eingereicht. So indeß war es nicht gemeint gewesen. Vor das Concilium generale beschieden wurde uns das Unschickliche einer solchen Zumuthung vorgehalten und uns bedeutet, die ganze Sache

fortan ruhen zu lassen und uns keinerlei Veröffentlichung darüber zu gestatten. Aber sie war bereits in die Oeffentlichkeit gedrungen, und in der geringschätzigsten Weise stellte eine in die Leipziger Allgemeine Zeitung eingesandte „Berichtigung" das ganze Unternehmen als einen „Studentenjok" dar. Diese, auch sonst die Thatsachen entstellende „Berichtigung" zu berichtigen und gegen die Herabwürdigung unserer reinen und ernsten Absicht zu protestiren — dies sollte nicht erlaubt sein? Eine im Namen vieler Commilitonen von mir in derselben Zeitung erlassene Erklärung gab indeß der Behörde, die uns ja zum Schweigen verpflichtet hatte, den Anlaß, gegen den Erklärer vorzugehen. Ich muß heute anerkennen, daß der akademische Senat milde genug verfuhr. Jene Erklärung sollte auf sich beruhen; ich sollte nur das Versprechen geben, in Zukunft keinen ähnlichen Schritt zu thun. Aus der Carcerhaft, in die mich meine anfängliche Weigerung brachte, befreite mich endlich die Vermittlung von Gesenius, an den in diesen Tagen der Prorector Gruber seine Amtsbefugniß übertragen hatte: man begnügte sich mit der Erklärung, daß ich eintretenden Falls nichts veröffentlichen würde, ohne den Senat vorher davon in Kenntniß gesetzt zu haben. Die Sache war jedoch damit noch nicht abgethan. So glimpflich wie der Senat wollte das Ministerium den ganzen Hergang nicht beurtheilen. Nicht zufrieden mit dem uns ertheilten Verweise, forderte ein Ministerialrescript die Einleitung einer neuen Untersuchung und eine Strafe, deren Bestätigung vorbehalten blieb. So wurde ich endlich zu einer achttägigen Carcerstrafe verurtheilt und durfte mir einbilden, ein Martyrium auf mich genommen zu haben. Es war ein sehr leichtes, ja ergötzliches Martyrium. Der Carcerwärter zwar, dem die Ueberwachung eines Pantheisten etwas Neues war, behandelte mich wie einen Staatsverbrecher und lieferte zu nicht geringer Verlegenheit des Schreibers ein Zettelchen eines meiner Freunde, das mir, ins Brot gebacken, zugehen sollte, dem Universitätsrichter aus — im Uebrigen war mir gestattet, täglich einen Spaziergang zu machen, ich hatte Zeit zu studiren und zu faulenzen und verließ die geräumige, freilich mit doppeltem Schloß verwahrte Zelle nicht, ohne mich an einer Stelle des Fensters verewigt zu haben: Rudolfus Haym hic iterum injustis



eines [illegible]

dem [illegible] aus [illegible] im [illegible]

täglich einen Spaziergang zu machen, [illegible]

zu [illegible] und verließ die [illegible]

[illegible] Zelle nicht, [illegible]

[illegible] zu haben: [illegible]



Meisenbach Riffarth & Co.

vinculis tenebatur quum universitatem litterarum revera universitatem esse voluisset.

Die Folgen dieses offenen Eintretens für die „negative“ Theologie sollte ich erst später tragen, als der Zeitungslärm, den es verursacht hatte, längst verhallt war. Daß die Evangelische Kirchenzeitung im Gegensatz zu der Correspondenz der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die für die Studenten Partei genommen hatte, sich weidlich über das „Skandalöse“ des ganzen Vorganges ereiferte und den letzten Grund der studentischen Anmaßung darin fand, daß in Halle, wenn man näher zusähe, die Straußische Richtung auch ohne Strauß nur zu gut vertreten sei, versteht sich; ihr diente das Ereigniß vortrefflich, um einen Wink zu geben, welche Früchte der alte Rationalismus und die neue speculative Philosophie trage. Uns war dies absichtsvolle Winken und Schüren nicht unmittelbar interessant: nur die Aufrichtigkeit und Selbständigkeit unseres Vorgehens sahen wir mit Unwillen verunglimpft, und hierüber gerechtfertigt zu werden, lag uns allein am Herzen. Zu diesem Behuf richtete ich an den Herausgeber der Allgemeinen Kirchenzeitung, Dr. Bretschneider ein die Thatsachen möglichst treu und im Einzelnen genau darlegendes Privatschreiben, mit der Bitte, davon öffentlich Gebrauch zu machen. Wir hatten die Genugthuung, daß der verehrte Mann in der genannten Kirchenzeitung eine Darstellung der Sache gab und sie mit einem Urtheil begleitete, das zwar alle die Irrthümer und Naivetäten unseres Vorgehens hervorhob, aber doch entschuldigend hervorhob, und in dem Apostelwort gipfelte: „Den Geist dämpfet nicht“. Schon vorher hatte (8. Mai) die Leipziger Allgemeine Zeitung einen durchaus sachgetreuen und wohlunterrichteten Bericht über Anfang, Verlauf und Ende der ganzen Geschichte in einer Hallischen Correspondenz gebracht.

Daß wir nach dem Ausgang der Sache nicht von dem Recht der freien Ueberzeugung und Meinungsäußerung abzulassen gedachten, daß vielmehr unsere Lust, Partei zu nehmen und zu demonstriren nur gesteigert war, wird man begreifen. Die Stellung, die sich die Regierung zu der jüngsten Entwicklung der Hegelschen Philosophie gab, mußte herausfordernd und verschärfend wirken. Die Hallischen Jahrbücher hatten durch einige auf das politische

Gebiet übergreifende Artikel den Zorn des neuen Regimes gereizt; es war ihnen aufgegeben worden, sich unter preußische Censur zu stellen; ihr Herausgeber aber hatte es vorgezogen, nach Dresden überzusiedeln und von dort aus die Zeitschrift unter dem Titel „Deutsche Jahrbücher" fortzusetzen. Ruge selbst nannte es eine philosophische Ortsveränderung, und es war in der That ein epochemachendes Ereigniß, daß fortan das Organ der freien philosophischen Kritik in Halle und in Preußen nicht mehr seinen Sitz haben sollte. Wie einst Wolf aus Halle vertrieben worden war, so sollte jetzt wieder die allzu kritisch und aggressiv gewordene Hegelsche Philosophie als staats- und religionsgefährlich expatriirt werden. So empfanden und beurtheilten wir das Ereigniß. Ruge hatte seine Lehrthätigkeit an der Universität längst aufgegeben und stand mit Keinem von uns in einem persönlichen Verhältniß, aber er galt uns als der Vertreter der freien und gesinnungsvollen Wissenschaft. Daß uns die Erlaubniß, dem Scheidenden einen Fackelzug zu bringen, von der akademischen Behörde versagt wurde, durfte uns nicht überraschen; wir hatten aber überdies einen Revers zu unterzeichnen, keinerlei, wenn auch bescheidenere Massenkundgebungen zu veranstalten, und so mußten wir uns darauf beschränken, dem von seinen näheren Freunden mit einem Abschiedsessen Gefeierten durch eine Deputation unsere Theilnahme auszusprechen. Mir war es zugefallen, im Namen zahlreicher Commilitonen die Ansprache zu halten. Mit mir erschienen ein jüngerer Bruder des Philosophen Schaller und Constantin Rößler, einer der ernstesten und eifrigsten Philosophenjünger. Es war am Abend des 23. Juni in der Stadt Zürich. Ruge erwiderte der Form nach ohne besonderes rhetorisches Geschick, fast wie Einer, der die Worte schreibt oder liest, aber der Sache nach mit eindringlichem Ernst in ausführlicher Rede. Eben des Enthusiasmus der Jugend bedürfe es, der frei von egoistischen Bedenken die Sache der Philosophie und der Freiheit ergreife und ihr Kreuz auf sich zu nehmen bereit sei. Anknüpfend an die Geschichte des Protestantismus, an das Auftreten Gustav Adolfs und Friedrichs des Großen, betonte er, daß es sich nicht bloß um das Wissen der Wahrheit, sondern, und so auch in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, um das Wollen dieses Wissens, um die

Verwirklichung eines freien Staates handele. Auch wir wurden nun an der Tafel eingereiht. Zum ersten Mal, zugleich gehoben und befangen, fand ich mich in der Mitte so vieler verehrter und bedeutender Männer. Ernste und launige Tischreden lösten sich ab und gaben mir ein Bild der mannigfachen wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen, die in diesem Kreise zusammen und wieder auseinander liefen, alle aber, als in einem echt philosophischen Symposion, von einem hoffnungsvollen Idealismus Zeugniß gaben. Ein Brief von Ruge, den ich noch drei Wochen später aus Dresden erhielt, machte mich sehr glücklich. Er sprach von Neuem seine Freude über die Theilnahme der Jugend aus, versäumte aber nicht, zugleich hervorzuheben, wie wichtig es sei, daß sie den Boden der Wissenschaft festhalte, und sich nicht, wie früher die Epigonen der Freiheitskriege, ohne die volle Rüstung historischer und philosophischer Ausbildung ins Politische stürze.

Alle diese Aufregungen indeß, indem sie mich in eine gewaltsame Spannung versetzten, fingen an, mich innerlich aus dem Gleichgewicht zu rücken. Hand in Hand mit der geistigen Exaltation gingen die zwar unschuldigen aber stürmischen Excesse fort, denen meine zarte Constitution auf die Dauer nicht gewachsen war. Mir schienen die lauten und lärmenden Gelage mit meinen Genossen das natürliche Accompagnement zu unseren wissenschaftlichen Befreiungsversuchen, und die gesteigerte Stimmung der Trinkgelage nicht nur verträglich, sondern geradezu eins mit der Begeisterung, die der reineren Quelle rücksichtslosen Wahrheits- und Freiheitsdranges entstammte. Die nüchterneren unter meinen Freunden schüttelten wohl den Kopf über ein Gebahren, welches Wildheit mit Frohsinn verwechselte und an dem sonst Verständigen soviel Unweisheit erscheinen ließ, sie mahnten mit Recht, daß es Zeit sei, die Zeit ernster zu benutzen — ich war gegen solche Bemerkungen und Mahnungen taub. Gerade noch in der ersten Hälfte des Sommersemesters 1841 wurde die studentische Lust recht ordentlich gekostet; eine Pfingstreise in die sächsische Schweiz brachte mich noch einmal auf die Höhe dieses studentischen Treibens, und auch in den nächsten Wochen fehlte es nicht an burschikosen Erlebnissen und Abenteuern, über die wir eigentlich hätten hinaus sein sollen. Der Rückschlag jedoch, die Ermüdung und Abspannung

8*

machte sich nun rasch bemerklich. Die Feier unseres Stiftungsfestes war zugleich die Auflösung unserer regelmäßigen Kneipabende. Mich überkam etwas von dem Gefühle der Nichtigkeit unseres bisherigen Treibens, wie wenn das Tageslicht die Trümmer und Ueberbleibsel einer Orgie beleuchtet. Dazu kam, daß ich von einer neuen philosophischen Offenbarung meine Augen geblendet, schmerzlich geblendet fühlte. Ich las das eben erschienene Feuerbachsche Werk „Das Wesen des Christenthums", von dem es sogleich hieß, daß es die Straußische Kritik überholt habe und in seinen Ergebnissen weit über diese hinausführe. Nur zu bald überzeugte ich mich, daß dem in der That so sei und daß es eigentlich für den, der der neuhegelschen Auflösung der christlichen Glaubenslehre in pantheistische Metaphysik gefolgt war, kein Entweichen gebe; es war zwar aus einer mit methodischer Dialektik gefüllten Traumwelt ein Sprung ins Leere und Bodenlose, auf einen Punkt, von wo aus jene Traumwelt versank, aber daß dieser Sprung gethan werden müsse, das wußte der Verfasser mit so packender Beredtsamkeit, mit so sinnlicher Gewalt, so eindringlicher Sprache darzulegen, daß man wohl widerstreben, aber nicht widersprechen konnte. Ich sah mich mit einem Male an den Rand eines Abgrundes gestellt, dem ich wie im Nebel zugeschritten war, den mir jetzt aber ein plötzlicher Blitz erhellte. In allen meinen bisherigen Ketzereien hatte ich noch immer Boden unter den Füßen gefühlt; die Sterne meines kindlichen Glaubens hatten sich in Welten verwandelt, aber sie waren doch darum nicht untergegangen; jetzt dagegen drohten sie zu erlöschen oder vom Himmel zu fallen; ich dünkte mich ohne Gott und ohne die trostreiche Aussicht auf eine Fortdauer nach dem Tode im leeren Raume zu schweben. Erst jetzt überkam mich ein Grauen auch an den bisher getriebenen Gedankenspielen, die, wenn ich sie nach der Feuerbachschen Kritik nicht mehr weiter spielen durfte, nur den Verlust alles dessen zurückließen, woran meine Seele von frühester Jugend an gehangen hatte. Eine namenlose Unruhe und Beklemmung bemächtigte sich meines hochmüthigen Herzens, ich gestand mir, daß ich in der schneidenden Luft der Höhe nicht ausdauern könne und sah doch weder Rath noch Pfad, in die verlassenen Niederungen wieder zurückzusteigen. Bei meinen nächsten Freunden, die nie so hoch geklommen oder

es nie so ernst genommen, fand ich keine Hülfe, Einer unter ihnen hatte ohne Bedenken die Brücke beschritten, die von Strauß zu Feuerbach hinüberleitete, er pries mir die neue Lehre von der Zurücknahme des Gottesglaubens in den Glauben an die Menschheit als der Weisheit letzten Schluß, und ich klammerte mich, um ihm nicht Recht geben zu müssen, an das, was doch nebensächlich war, an das ersichtlich Paradoxe und Geschmacklose der Feuerbachschen sensualistischen und anthropologischen Umdeutungen des Sinnes der Taufe, des Abendmahls und anderer christlicher Mysterien. Diese Angst, mich aussichtslos in meinem Grübeln über die letzten Dinge verirrt zu haben, war aber von einem Zustande wachsender körperlicher Bedrückung begleitet. Auch an meinem Körper rächten sich die Unregelmäßigkeiten, denen ich mich überlassen hatte, und die verlorene Frische und Elasticität des Leibes reflectirte sich wieder in der rathlosen Bedrängniß und Beschwerung meines Gemüths.

So kam ich, den Eltern nicht zur Freude, als ein gründlich Verstimmter, ein selbstquälerischer Grübler, in den Herbstferien nach Hause. Die Liebe, die mich hier umfing, war doch nicht im Stande, mich von mir selbst zu befreien. Der beruhigendste Gedanke, den ich zu fassen vermochte, war der, meiner ehemaligen hochfliegenden Meinung von mir selbst, meinen Hoffnungen und Plänen auf eine in die Entwickelung der Wissenschaft eingreifende Wirksamkeit zu entsagen. Daß es nie und nimmer mein Beruf werden könne, christlicher Prediger zu sein, ja, daß mir auch die Wege zu einem theologischen akademischen Lehramt versperrt sein dürften, war mir schon durch die bei der Straußischen Angelegenheit gemachten inneren und äußeren Erfahrungen klar geworden. Auch der schon damals bestimmt ins Auge gefaßte Uebertritt auf das philologische und philosophische Gebiet bekam jedoch jetzt einen viel eingeschränkteren Sinn — ich malte mir, voll Schrecken über die Stürme, die mein Schifflein auf dem hohen Meere der Wissenschaft gepackt hatten, einen friedlichen Hafen bescheidener Schulthätigkeit mit einer häuslich beschränkten Familienexistenz als das Wünschenswertheste und einzig Erreichbare aus. In diesem Gedanken fand ich Ruhe, so lange der Gedanke Stand hielt. Hätten ihn nur nicht andere Gedanken, die sich so leicht

nicht abdämmen ließen, immer wieder umspült! Ich war ja krank und bildete mir ein, kränker zu sein, als ich war. Und nun wollte das Unglück, daß die Mittel, die mich gesund machen sollten, übel nur ärger machten. Man war damals in meiner Vaterstadt fanatisch für die in Gräfenberg von einem energischen Manne methodisch geübte Wasserkur eingenommen. Mehrere meiner Landsleute waren als Geheilte oder Halbgeheilte von da zurückgekommen; ihre Hypochondrie hatte wenigstens eine neue Gestalt, die der Hoffnung und des unbedingten Glaubens an das Wasser und dessen Propheten Prießnitz angenommen. Mit all den Uebertreibungen, die in solchen Fällen die Regel sind, setzten sie die dort begonnene Kur mit asketischem Heroismus fort und wurden die Apostel der neuen Wasserreligion. Mein Vater, dem das Einfache und Natürliche des Verfahrens sehr zusagte, und der seiner kräftigen Constitution etwas bieten konnte, erblickte auch für meine Zustände das beste Heilmittel darin, und ich selbst ging um so lieber darauf ein, da mich die Beschäftigung mit diesen Elementargeistern am weitesten und gründlichsten von dem Verkehr mit den in meinem Kopf miteinander streitenden speculativen Plagegeistern abzuziehen versprach. Allein das Beste ist nur gut, wenn es mit Maß getrieben wird. Ich griff die Sache ziemlich unmäßig an. Die Grünberger Wasserfreunde hatten eine sehr primitive Badevorrichtung hergestellt. In einem anmuthig gelegenen Mühlgrund wurde ein Theil des die Räder treibenden eiskalten Baches, so oft man wollte, in eine Rinne geleitet und von ansehnlicher Höhe in einem starken Strahl herunterzustürzen genöthigt. Wie vorsichtig der Badende sich dem Strahle aussetzte, immer war die Wirkung wie die eines heftigen, schmerzenden Schlages. Immer wieder machte ich den hübschen Weg, eine Stunde weit, durch Rebengärten und Kiefernwald zu der Mühle, und wenn ich gar mit dem bildhübschen Müllers-töchterchen ins Geplauder kam, so dünkte ich mich auf kurze Zeit erfrischt und genesen. In Wahrheit hätte ich keine ungeeignetere Kurmethode anwenden können. Je öfter ich das gewaltsame Experiment wiederholte und überdies zu Hause mit kalten Badungen, Abreibungen und Nässungen nachhalf, ja mehrmals auf einsamen Waldspaziergängen mit abgeworfenen Kleidern mich einem Regen-

schauer aussetzte, um so mehr wurden meine Leiden aufgeregt, um so häufiger und quälender folgten auf Zustände eines gehobenen Daseinsgefühls Zustände tiefer Niedergeschlagenheit oder erhöhter Reizbarkeit.

Erst nach der Rückkehr aus dem elterlichen Hause aber traten die Folgen schärfer hervor. Das Halle, in das ich zurückkehrte, war nicht mehr das, welches ich verlassen hatte. Die liebsten Freunde und die, mit denen ich täglich verkehrt hatte, fand ich nicht wieder. Mein lieber Finke, ebenso ein befreundeter Hausgenosse, waren nach Berlin gegangen, um dort ihre Studien zu vollenden; von einem anderen, einem heiteren und liebenswürdigen Jüngling kam die Nachricht, daß er während der Ferien an einem Brustleiden zum Tode erkrankt sei, und nicht lange danach folgte die Todesnachricht. Ich fühlte mich, obgleich der alte Familienanhalt geblieben war, obgleich in einem kleinen Kreise die wissenschaftlichen Zusammenkünfte fortgesetzt wurden, einsam und verlassen. Die gleiche Erfahrung macht Jeder, dem ein längeres Lebensziel gesetzt ist, im Alter, wenn er um- und rückwärtsblickend, ganze Generationen verschwunden und gelichtet, sich selbst mit wenigen Wegesgefährten übrig findet. Es ist dies eine ernstere, aber kaum schmerzhafter empfundene Erfahrung; denn sie macht sich allmählich und unvermerkt; sie verliert durch die beständige Wiederholung der Verluste, die zur Gewohnheit geworden ist, an Schärfe. Auch verknüpft der Blick auf eine hoffnungsreiche Nachkommenschaft tröstlich die Gegenwart mit der Zukunft. In dem engeren Ausschnitt einer Epoche lebhafter Geselligkeit wird das plötzliche Scheiden der Freunde und der Zusammenbruch eines innigen Gemeinschaftsverhältnisses viel lebhafter empfunden. So wenigstens empfand ich die ungewohnte Stille dieses fünften Semesters, empfand sie doppelt, weil ich mir selbst mit meiner Hypochondrie, meinem gehemmten Lebensmuth und meinem von quälenden Gedanken beschatteten Gemüthe der schlechteste Gesellschafter war. In der Zeit zwischen Michaeli und Weihnachten erreichte die tiefgehende Verstimmung den Höhepunkt. Ganz erschütternd wirkte auf mich der Todesfall eines jungen Hausgenossen, der in wenigen Tagen einem Nervenfieber erlag. Die Trauer, der Jammer der herbeigeeilten Mutter, deren ganze

Hoffnung der begabte Jüngling gewesen war, die traurigen Umstände der Beerdigung an einem dunklen Novembertage, — das alles ließ mich, der ich mich selbst höchst elend befand, gleichsam einen Blick ins Grab thun. Mit dem ganzen Egoismus der Jugend bangte und flehte ich um Leben, klammerte ich mich an den, den ich mir jetzt damit bewies, daß ich ihn nicht entbehren konnte. Alles religiöse Bedürfniß, welches überhaupt in mir war, arbeitete sich wieder durch die dicke Schicht kritischer, zweifelnder, verneinender Gedanken durch, in denen ich so lange gelebt, ja an denen ich mich berauscht hatte. Es war keine jähe Umkehr, kein Opfer des Verstandes, sondern ein Compromiß, bei welchem von meinem Vernunftglauben womöglich nichts preisgegeben, aber zugleich dem nach Leben und Liebe dürstenden Herzen sein Recht widerfahren sollte. Von den verschiedenen Ansätzen, die ich damals nicht sowohl zu einer Umdeutung des Bekenntnißchristenthums als vielmehr zu einer Ueberleitung meiner Verstandesüberzeugungen ins Gemüthliche und Sittliche, ins Herzliche und Religiöse machte, ist mir leider nichts geblieben — aber die Verhandlungen in unserem kleiner gewordenen wissenschaftlichen Verein drehten sich ganz um dieses Thema, und meine weniger leidenschaftlich aufgeregten Freunde ließen sich mit einigem Befremden, ja nicht ohne einigen Spott diese meine Vorträge als „Versuche eine neue Religion zu stiften“ gefallen, da sie, nach dem Ausscheiden der am radikalsten gesinnten, ihrerseits je in ihrer Weise mit der alten Religion sich abgefunden hatten. Begreiflich, daß ich über solchen inneren Kämpfen sobald nicht zur Wiederherstellung des gestörten inneren Friedens gelangte. Vor allem aber erwies sich der aufgestörte Körper immer rebellischer; das in Unordnung gerathene, durch verkehrte Diät nicht besänftigte Blut machte mir Beschwerden, die ich in hypochondrischer Sorge um Leben und Gesundheit für Anzeichen der Schwindsucht glaubte nehmen zu müssen. Um Weihnachten meinte ich das nicht mehr allein tragen zu können; ich vertraute mich dem guten Vetter an und wurde von diesem bewogen, ihn auf einer mehrtägigen Reise nach Magdeburg zu begleiten. Dort lebte als ein sehr angesehener Arzt, dem Vetter nahe, mir entfernter verwandt, der Dr. Dohlhoff. Der sollte nun gut machen, was ich durch Unregelmäßigkeiten

aller Art und durch unvorsichtige Selbstbehandlung gesündigt hatte. Noch heute erinnere ich mich seines verständig eingehenden Zuredens, seiner Theilnahme und seines bestimmten Eingreifens mit inniger Dankbarkeit. Ich weiß nicht, was seine Pillen bewirkt haben, aber von Stund an kam eine neue Beruhigung und neue Lebenszuversicht über mich — nicht als ein Gesunder, aber als einer, der gesunden will und kann, kehrte ich nach Halle zurück.

Das Uebrige zu der allmählichen Wiedergenesung thaten die neue Arbeit, die neuen Hoffnungen und Vorsätze, die veränderte geistige Diät, an die ich mich hielt. Ich hatte zwar in das Wintersemester noch einige theologische Vorlesungen hinüber genommen, aber von Bernhardy hatte ich mir einen Plan für mein nunmehriges philologisches Studium erbeten. Der mir wohlwollend ertheilte Rath, der mir vor Allem eine zweckmäßig geordnete Lectüre der alten Autoren, und zwar Lectüre mit der Feder in der Hand, einschärfte, ist gewissenhaft befolgt worden — ich hörte bei Bernhardy Geschichte der griechischen Litteratur, bei Pott Einleitung ins Sprachstudium und war bald in die Lektüre des Homer und Aristophanes vertieft. In immer zunehmendem Grade spürte ich die wohlthätige Wirkung davon, daß meine Gedanken nun nicht mehr beständig um das Licht der höchsten Probleme herumflatterten, sondern sich von concreteren Gegenständen und historischen Fragen angezogen, beim Irdischen und Menschlichen festgehalten fanden. Auch die Geschichte der Philosophie, die ich jetzt zum ersten Male bei Schaller hörte, interessirte mich, indem sie mir eine breitere Unterlage gab. Zugleich war dafür gesorgt, daß neben dem Aufnehmen neuen Wissensstoffes meine auf selbstthätige Gedankenarbeit gerichtete Neigung nicht zu ruhen brauchte. Wiederum Gesenius verdankte ich es, daß ich, was von kritischer und formaler Begabung in mir war, an bestimmten übersehbaren Aufgaben üben und dabei neues Vertrauen zu meinen Kräften fassen durfte. Vor mir selbst war ich durch das Scheitern meiner speculativen Abenteuer gedemüthigt genug; es war mir daher wohl zu gönnen, daß ich durch einiges Gelingen auf anderem Gebiete entschädigt und wieder aufgerichtet wurde. Schon vor Jahresfrist hatte mir die Bearbeitung einer alttestamentlichen Preisfrage der theologischen Fakultät eine bescheidene Anerkennung eingetragen, und wenn

Gesenius in jener leidigen Untersuchungssache sich nach Kräften der jugendlichen Rebellen angenommen hatte, so war dieser Umstand dabei mit ins Gewicht gefallen. Noch besser war ich ihm sodann durch eine längere Seminararbeit empfohlen, die sich mit der Kritik von Bertheaus „Sieben Gruppen mosaischer Gesetze" beschäftigte. Wie ich darin den voreingenommenen Constructionen mit nüchternem Urtheil entgegengetreten, war ganz im Sinne des Meisters. Ob ich nicht, fragte er nach reichlichem Lobe, die Abhandlung in deutscher Sprache ins Kürzere zusammenziehen und sie so zu einer für die Hallesche Litteraturzeitung verwendbaren Recension umgestalten wolle; er werde sie dann unterbringen, auch ein Stück Geld sei dabei zu verdienen. So schrieb ich, in immer noch recht breitem Auszuge, meine erste Recension und trat unter dem von Gesenius gewählten Zeichen R. H. S. unter die Mitarbeiter der Litteraturzeitung. Das Experiment mußte meinem Gönner wohl gelungen scheinen, denn gleich darauf wies er mir eine zweite, dritte und mehr Schriften zum Recensiren zu. Lechlers Geschichte des Deismus — einem Jünger von Hegel und Strauß mußte das ja passen — war sein zweiter Auftrag; ich erhielt einige Anweisung, wie eine Recension nicht nothwendig den ganzen Stoff des zu recensirenden Werkes zu beherrschen brauche; genug, wenn ich nur ein Hauptcapitel mit selbständigem Urtheil und aus eigener Sachkenntniß beleuchte. Ich verstünde kein Englisch. So möge ich es lernen und mir es etwa so weit zu eigen machen, um Shaftesburys Schriften im Original studiren zu können. Das that ich denn unverzüglich und hatte, wie sehr immer auf Kosten der Leser der Litteraturzeitung, den Vortheil davon. Dann kam Bodins Heptaplomeres von Guhrauer an die Reihe. Ein allzuweitläufiger Auszug, der nebenher für Niemeyers pädagogisches Seminar benutzt wurde, nebst angehängter Abfertigung etlicher Versehen des Herausgebers — auch dieses schülerhafte Exercitium wurde gedruckt. Ich war um diese Zeit an Lessings Anti-Lange und Anti-Goetze gerathen und meinte in der Nachbildung von Lessings Stil, von Lessings dialektisch-polemischen Manieren das Geheimniß des kritischen Handwerks mir zu eigen gemacht zu haben. So steigerte der verführerische Reiz der genialen Form die ernste sittliche Gefahr, die ohnehin in der verfrühten

Ausübung des Recensentenhandwerks liegt. Der junge Recensent glaubte sich durch seinen Auftrag bevorrechtet, ja, verpflichtet, den Meister an dem Autor zu spielen, der ihm wie zur Beute vorgeworfen war; er suchte, woran es niemals fehlen kann, nach den schwachen Seiten des Werkes, um diese mit möglichst eleganter Grausamkeit bemerklich zu machen, und über diesem Fechterspiel mit einem Gegner, der sich nicht wehren kann, wuchs unwillkürlich seine Meinung von sich selbst, verlor er die Achtung vor den positiven Verdiensten des Werkes; die Sache selbst und der Gehalt wurde ihm in eben dem Maße gleichgültig, als ihm die eigene formelle Geschicklichkeit zur Hauptsache wurde. Anmaßlichkeit und Selbstbetrug, wohin die Jugend ohnedies neigt, wurden auf diese Weise befördert, ein unsolides Wesen begünstigt und selbst dem Charakter ein Zug von Uebelwollen und Schadenfreude aufgeimpft. Ich hatte es nicht vergessen, daß der gelehrte Herausgeber des Heptaplomeres auf der Schule mein Lehrer gewesen war, aber es war nur ein Reiz mehr für mich, jetzt an ihm meine Fechterkünste zu erproben. Noch ein zweites Mal machte ich mir mit ihm zu schaffen. Sein Buch über die Erziehung des Menschengeschlechts lag mir besonders nahe. Hier konnte ich wirklich einen litterarischen Fragepunkt richtiger stellen und ich that mein Bestes über Lessing so Lessingisch wie möglich zu schreiben. Gerade hier jedoch ereilte mich die Rache. Der Artikel, erst nach Gesenius Tode zum Druck gelangt, erschien von Gruber so unbarmherzig verkürzt und verstümmelt, daß ich ihn nicht mehr für den meinigen glaubte anerkennen zu können. Zugleich mit meinem Recht war meine Eitelkeit verletzt. In einem langen Federstreit glaubte ich mir von Gruber, von seinen Collegen in der Redaction Genugthuung verschaffen zu können; ich war taub gegen die Entschuldigungen der Herren und gegen das transeat cum ceteris, womit sie mich zu beschwichtigen suchten, und vermochte doch zuletzt nicht mehr zu erreichen, als daß ich eigensinnig die Annahme des Honorars verweigerte, wie bitter ich desselben auch benöthigt war. Es war dies indeß nicht die einzige Lection, die dem vorzeitigen Schriftsteller ertheilt wurde. Gesenius hatte mich gegen die Hitzigsche Jubiläumsschrift über die Erfindung des Alphabets ins Feld geschickt und dem ganz in seinem

Sinne ausgefallenen, die zum Theil sehr kecken Combinationen des Verfassers abweisenden Artikel noch hie und da einen Drücker aufgesetzt. Wenn nun hier ein gesundes Urtheil ausreichte, den leicht fehlgreifenden Scharfsinn des gelehrten Orientalisten zurechtzuweisen, so hätte es dagegen eines ganz anderen und reicheren Wissens bedurft, als dessen ich mich rühmen konnte, um ihn im Einzelnen als Exegeten zu übersehen. Als mir später, nicht mehr durch Gesenius, auch die Recension seines Commentars zu den zwölf kleinen Propheten übertragen wurde, befand ich mich in nicht geringer Verlegenheit. Der Ton, den ich auch hier anschlug, indem ich nur ein paar anfechtbare Punkte hervorhob, verrieth meine dilettantische Schwäche und mußte den so von obenher Angegriffenen reizen. Als einen noch ganz unreifen Parteigänger der Geseniusschen Richtung enthüllte mich die kleine Schrift, die ich nach Gesenius Tode dem Andenken meines verehrten Lehrers widmete, und nun hielt der so dreist von mir Angezapfte die Zeit für gekommen, mich in meine Schranken zurückzuweisen. In der Vorrede zu seiner Schrift „Ueber Johannes Marcus und seine Schriften" entwarf er ein wenig schmeichelhaftes Bild von dem Herrn R. H. S. als einem Menschen, aus dem, nach dem Schellingschen Wort, wenn man ihn auf den Kopf stellte, kein einziger eigener Gedanke herausfallen würde. Wohl hätte ich mir, was wahr daran war, ad notam nehmen sollen, allein jugendlicher Leichtsinn und jugendliche Rechthaberei, ja, die jugendliche Eitelkeit trugen den Sieg davon. Die künstlich und verwegen ausgesponnene Hypothese jenes Schriftchens, daß der Evangelist Marcus der Verfasser auch der Apokalypse sei, war so ganz wieder ein Probestück jener „positiven" Kritik, deren wissenschaftliche Schwäche wir nachzuweisen nicht müde geworden waren, daß ich im Ganzen und Großen mich keineswegs geschlagen fühlte. Meine pseudonymen Angriffe waren unter der Autorität eines Größeren erfolgt, und dessen Sache — daran zweifelte ich nicht — blieb siegreich. Dazu aber kam, daß ich mich inzwischen von dem Felde der orientalischen Studien bereits zurückgezogen hatte. Mein sehr der Schonung bedürftiges Auge hatte mir einen nicht unwillkommenen Vorwand geboten, das Arabische fallen zu lassen, mein Studiengang hatte sich von der



Theologie auf die klassische Philologie hinüberbegeben — ich steckte in ernster und fleißiger Vorbereitung auf das Oberlehrerexamen, und die mir zugedachten Schläge daher trafen nicht mich, sondern meinen ehemaligen längst abgestreiften Balg. Gelehrte orientalistische Werke zu recensiren, fühlte ich keinerlei Versuchung mehr; die Recensionen, die ich noch ferner für die Litteraturzeitung schrieb, gehörten in das Gebiet der Litteratur und Philosophie.

Schon zu Anfang des Wintersemesters von 1841 auf 1842 hatte, wie ich oben bereits berichtet, diese Zuwendung zur Philologie mit dem Hinblick auf die Gymnasiallehrerprüfung sich entschieden. Sowohl Niemeyer wie Gesenius, dessen Meinung ich auf alle Fälle einholen mußte, billigten meinen Entschluß, so zwar, daß sie, meiner innersten Neigung entsprechend, darin nur ein Provisorium erblickten — bis, wie Niemeyer sagte, die Verketzerungszeit vorüber sei. Gesenius insbesondere, indem er mich in dem gefaßten Beschluß bestärkte, weckte zugleich in mir den Muth, das höhere Ziel einer akademischen Laufbahn, nach seiner Vorstellung einer theologischen, in Sicht zu behalten. In der väterlichsten, theilnahmsvollsten Weise machte er mir meine Zukunft zurecht; ich höre seine Worte noch: „Schon recht, daß Sie fürs Erste durch ein Examen einen gewissen ersten Abschluß Ihrer Studien und eine Rückendeckung für alle Fälle suchen; ins Schuljoch aber gehen Sie nicht; irre ich nicht, so steckt ein Professor in Ihnen; es ist der Mühe werth die Wissenschaft den Fleischtöpfen Aegyptens vorzuziehen. Die Zukunft gehört ja doch der kritisch-philosophischen Richtung in der Theologie, für die es dann an Arbeitern nicht fehlen darf. Bereiten Sie sich also nach gemachtem Examen im Stillen zum Privatdocenten vor; wenn es in Preußen nicht angehen sollte, wo doch inzwischen eine Aenderung eintreten könnte, so etwa in Jena. So habe auch ich es gemacht. Daß Sie während der Zeit nicht verhungern, dafür will ich, so lange ich lebe, schon auch mit sorgen; ob man einmal ein Stück Braten weniger ißt, darauf darf es nicht ankommen. Abwarten muß man in jetziger Zeit und nicht wie Bruno Bauer dareinfahren!" So ungefähr sprach der wohlwollende kluge Mann. Das Ziel und der Weg stand mir mit einem Mal in festen Umrissen vor Augen. Indem ich mich auf so ernste Arbeit und so hohe

Aufgaben concentrirte, wurde mir aber zugleich meine Hallische Existenz unleidlich. Diese, fühlte ich, hatte sich überlebt. Mich erinnerte hier so viel an meine studentischen Thorheiten, deren Gespenster mich nur noch in wenigen lebendigen Zeugen umgaben. Intimeren Umgang und täglichen Verkehr pflegte ich nur noch mit Freund Wolf, mit dem ich mich zu regelmäßigen Spaziergängen zusammenfand. Sturm, der bei dem alten Schelling Fiscal geworden war, Finke und noch zwei andere der ehemaligen Commilitonen waren in Berlin. Ich hatte dort, was ich erst nun wieder schätzen lernte, eine zweite Heimath. Dort in dem soliden Berlin würde ich vollends genesen und mich zu unzerstreuter Arbeit sammeln. Mit dem Entschluß, mich unmittelbar für das philologische Examen fertig zu machen, verband sich der andere, meine Zelte in Halle abzubrechen, und ich war glücklich, als mein Gönner Gesenius sich auch hiermit einverstanden erklärte, ohne daß dadurch der Zusammenhang mit ihm unterbrochen werden sollte.

Ich sollte indeß mein neues Leben in Berlin nicht beginnen, ohne zuvor noch einmal abgelenkt zu werden. Man machte mich aufmerksam auf das zum ersten Mal zu vergebende, bei Gelegenheit des Reformationsjubiläums von dem Berliner Magistrat gestiftete Lutherstipendium, für Theologen bestimmt, die sich nach Ablauf ihres Trienniums noch weiter wissenschaftlich ausbilden, den Doctor- und schließlich den Licentiatengrad erwerben würden. Im Besitz dieses Stipendiums wäre ich auf zwei Jahre geborgen gewesen, auch für die Kosten der akademischen Würden kam die Stiftung auf. Es war kurz vor Thoresschluß. Von Gesenius warm empfohlen und mit einem Zeugniß versehen, das den bösen Vermerk auf meinem Universitätszeugniß wohl aufwog, eilte ich nach Berlin. Die Sache war keineswegs aussichtslos, denn die Stifter hatten ernstlich die Förderung der freien protestantischen Wissenschaft im Sinne gehabt, und in dem verleihenden Collegium befanden sich neben Vertretern der theologischen und philosophischen Fakultät der Berliner Universität auch mehrere Vertreter des Magistrats, unter diesen der in Folge der Straußischen Petition mir wohlgewogene Stadtschulrath Schulze. Ohne feierlichen Hut und ohne die candida toga, dergleichen ich nicht besaß, eilte ich, da Gefahr im Verzuge war, mich den Herren Collatoren

vorzustellen. Die Miene, mit der der gravitätische Marheineke den Halbstudenten maß, war wenig versprechend. Interessanter war der Besuch bei Ranke; ich hatte Gelegenheit, ihm gegenüber meine Gesinnungen zu offenbaren, er ließ mich gewähren, wandte dies und jenes ein, und ich hatte schließlich den Eindruck, daß so vorgeschrittene Meinungen nicht nach seinem Geschmack seien. Der Erfolg der Bewerbung war ehrenvoll genug: mit einem zweiten Bewerber auf die engere Wahl gestellt, unterlag ich mit einer Stimme Majorität. Das Loos über meine zukünftige Bestimmung war damit gefallen. Die Theologie war damit für immer abgethan. Als zwei Jahre später das Stipendium von Neuem ausgeschrieben wurde, trug es mein Freund Wolf davon, mit dem um die Wette zu laufen mir nicht mehr in den Sinn kam — war es mir möglich, auf das Katheder zu gelangen, so konnte es nur das philosophische sein.

Einstweilen jedoch ging ich, ohne großes Bedauern über den Mißerfolg, festen Schrittes und mit planmäßigem Eifer auf die nächste Station los. Ein durchaus geregelter Fleiß und eine durch den noch immer mißlichen Zustand meines Auges und meiner sonstigen Leiblichkeit bedingte, ebenso geregelte Lebensweise bewahrten mich vor dem Rückfall in die unselig trüben Stimmungen der Hallischen Zeit. Nur wenige Vorlesungen. Ich hörte Böckhs Metrik, Neueste Geschichte der Philosophie bei Michelet und noch zwei Publica bei Vatke und Marheineke. Nicht einmal Schellings Offenbarungsphilosophie lockte mich: durch Michelets parteiische Eingenommenheit gegen die Schellingsche Invasion in die Philosophie war ich zu leidenschaftlicher Geringschätzung dieses neuesten wissenschaftlichen Reaktionsversuches gestimmt. Die Schriften der großen Denker von Platon bis Hegel sollten meine Privatlektüre bilden, andererseits die römischen und griechischen Klassiker, vor Allem die drei großen Tragiker und Aristophanes. Ich war sogleich mit Finke zusammengezogen. Unser Tag war genau eingetheilt; er begann um vier Uhr Morgens und endete mit einer Stunde gemeinschaftlicher Lektüre um zehn Uhr Abends. Eine längere Erholungspause bildeten nur die Mittagsmahlzeiten, für die mir der Tisch monatsweise in dem einen und anderen Hause der Geschwister meiner Mutter gedeckt stand. Dazwischen waren

zwei tägliche Spaziergänge in den Thiergarten nur halbe Erholungen, denn sie dienten zur Hälfte dem wechselseitigen Abfragen des Memorirstoffs aus zum Theil recht untergeordneten Compendien und Eselsbrücken, den wir uns, das practisch Nützliche mit dem Wissenschaftlichen verbindend, in ökonomischer Vertheilung unermüdlich einprägten. So waren wir unsere eigenen Repetenten, wobei wir uns gewissenhaft, bis das Pensum erschöpft war, der lateinischen und französischen Sprache bedienten. Die geistige Elasticität über diesem peinlichen Studien- und Lernregime nicht gänzlich einzubüßen, halfen mir die fortlaufenden Arbeiten für die Litteraturzeitung und etliche meist gut bezahlte Privatstunden. Trotzdem erwies sich diese Ueberfüllung der Zeit als ein Fehlgriff. Ich konnte bald bemerken, daß, je mehr wir die Stunden vollstopften, sie desto weniger zu fassen vermochten. Jeder Kopf hat eben nur ein bestimmt begrenztes Auffassungs- und Behaltungsvermögen. Ich hatte oft mitten am schönsten und längsten Tage mit unüberwindlicher Müdigkeit zu kämpfen; in den letzten Abendstunden aber thaten die abgespannten Kopfnerven nur noch mechanisch ihren Dienst. Wir haben in diesen Stunden den ganzen Euripides und mehrere Stücke des Aristophanes gelesen, aber von dem Inhalt ist mir so wenig geblieben, wie von Furchen, die man im Wasser zieht.

Man kann denken, eine wie wohlthätige Abwechselung unter diesen Umständen eine Reise bieten mußte. Schon Pfingsten hatte ich mit meinem Freunde die sogenannte Märkische Schweiz in mehrtägiger Gründlichkeit durchwandert. Am Ende des Sommersemesters war er mein Begleiter in die Heimath, und von hier aus gingen wir zu Vieren, darunter Wolf, der eigentliche Anstifter des Unternehmens, nach dem schlesischen Gebirge. Durch das Zusammentreffen mit einer Breslauer Studentengesellschaft während der Hauptwanderung über den Kamm des Gebirges wurden wir noch einmal in die hinter uns liegende studentische Sturm- und Drangzeit versetzt — zuletzt jedoch erkrankte mir Freund Finke, sodaß uns zum ersten Mal ernstliche Sorgen aufstiegen, ob er nicht gleichfalls den Keim des Todes in sich trüge. Unter sorgfältiger Pflege in meinem elterlichen Hause nahm er sich zwar wieder auf, aber ein bedenklicher Husten wollte ihn

nicht mehr verlassen. Trotzdem war es für uns eine schöne Zeit. In der Freiheit, die wir uns von dem eintönigen Memoriren und Repetiren gönnten, tauchten die alten theologisch-philosophischen Lieblingsthemata im Gespräch wieder auf. Sie lagen uns, ich sage besser mir, nicht mehr so drückend auf, wie noch vor Monaten, wo ich mich an ihnen wund gerieben hatte; der härtere Verstand meines Freundes hatte sich niemals zu innerem Zwiespalt bringen lassen. Es machte uns jetzt wieder die größte Freude, unser kritisch-philosophisches Licht gegen die dunkle Wand des unphilosophischen frommen Glaubens scheinen zu lassen. Diesen Glauben vertrat ein junger Theologe, Hauslehrer in einem der beiden Grünberger Pastorhäuser. Ein guter anschmiegsamer Gesell, schloß er bald mit den beiden Pantheisten Freundschaft, und mancher Nachmittag wurde nun unter lebhaften Disputationen, in wechselseitigen Belehrungs- und Bekehrungsversuchen verbracht: die gemüthliche Seite des Verhältnisses gab dem Gegensatz der Ansichten über das, was dem Menschen doch zuletzt das Wichtigste ist, eine eigene, ernst sentimentale Färbung. Einmal wurde die Scene unserer platonisirenden Gesprächsführung in das Studirzimmer eines benachbarten jungen Landpastors, eines Freundes unseres Candidaten, verlegt. Es sind nahezu zwei Stunden von Grünberg nach Prittag. Dorthin wanderten wir eines Nachmittags zu Dreien, um uns, nach Candidatenweise, dem Pastor Frühbaß, einem wegen seines Geistes und seiner Kanzelberedtsamkeit weit über seine Gemeinde hinaus gerühmten Manne vorstellen zu lassen. Nichts erwünschter als solch ein Besuch in einer abgelegenen Pfarre. Sogleich geriethen die alte Theologie und der neue Unglaube aneinander. Man maß sich aneinander mit den besten Gründen, welche beide Theile aufzutreiben vermochten, und wir insbesondere setzten den Vertheidigern der Glaubwürdigkeit der evangelischen Erzählungen hart zu. Es fehlte nicht an einer reichlichen Collation, da wir denn bis nach Mitternacht bei einigen Flaschen Wein den Streit aufs Lebhafteste fortsetzten. Wir blieben über Nacht und überließen unseren Gastfreund erst am nächsten Vormittag seinen Vorbereitungen für die ohne Zweifel doppelt erbauliche Sonntagspredigt.

Auf so schöne und trotz alles Streites idyllische Tage sollte nun wieder das Einerlei der Berliner Zwangsarbeit, auf das

anregende Reise- und Spazierleben die geregelten Gänge in den Thiergarten mit ihrer pedantischen Frage- und Antwortunterhaltung über Namen und Jahreszahlen folgen. Gleich der Eintritt in unser altes Quartier war von übler Vorbedeutung. Als wir in später Nachtstunde dort einrückten, fand Freund Finke seine Stube aufs Unliebsamste besetzt. Die Wirthsleute, die uns noch nicht zurückerwarteten, hatten dieselbe widerrechtlich an einen im letzten Stadium der Schwindsucht befindlichen jungen Mann vermiethet, der soeben seinen Leiden erlegen war. Man denke sich den schlimmen Eindruck, die schreckensvolle Ueberraschung, die bösen Ahnungen meines armen Freundes. Der Dämon jener tückischen Krankheit hatte sich ihm selbst bereits von fern gezeigt und schien ihn nun in einem fremden Schicksal in der Nähe spöttisch zu begrüßen. Er wurde fürs Erste in einem Dachstübchen untergebracht und hat dies, da er sein früheres Zimmer wieder zu beziehen nicht bewogen werden konnte, auch in der Folge beibehalten. Auch so indeß hatte er die größte Noth, seine Apprehension zu überwinden und sein aufgeregtes Gemüth zu beruhigen: er fing von diesem Zeitpunkt an, in Furcht und Hoffnung sich mit dem Gedanken, daß auch ihm ein vorzeitiger Tod beschieden sein könne, umherzutragen. Gleich am folgenden Tage erfuhren wir, daß unser Freund Nord von einem Blutsturz aufs Krankenlager geworfen, und daß an seinem Aufkommen zu zweifeln sei. Eine andere Trauernachricht hatte ich mitgebracht: die Zeitung hatte den nach kurzer Krankheit erfolgten Tod von Gesenius gemeldet, und von Halle aus erfuhr ich jetzt das Nähere über seine letzten Tage. Von alledem war ich nun wohl erschüttert, bestürzt, und als sich gleichzeitig meine alten Uebel in Zufällen von Blutcongestionen wieder regten, niedergeschlagen und beängstigt: aber über Mitgefühl und Trauer — so stark ist der Trieb der Selbsterhaltung und die Selbstsucht in der menschlichen Natur — trug es der Lebenswille davon. Mich in die trübseligen Vorstellungen, die meinen Freund beschlichen hatten, mit herzlicher Theilnahme zu versenken, war mir nicht gegeben, wie lieb ich ihn auch hatte, wie unentbehrlich er mir auch war. Vielmehr war es mir peinlich, ihn mir als Halbkranken denken zu müssen, und eine gewisse Scheu mischte sich in unseren vertrauten Umgang,

die ich mir zu verbergen alle Mühe gab, ohne doch ganz darüber Herr zu werden. Der Anblick vollends des langen Siechthums meines anderen Freundes war mir unerträglich, ich wandte mich von der Vorstellung dieses physischen Leidens, weil es ja auch mich hätte ergreifen können, ab und wehrte mich gegen die natürliche Theilnahme, gegen den moralischen Antheil durch die brünstigste Hingabe an das Leben. Jung und voller Entwürfe, wie ich war, wollte ich gesund sein und leben. „Ich möchte", so schrieb ich damals in einem vertrauten Geständniß, in der mir eigenen überschwänglichen Weise, „ganze Säcula der Zukunft in mich schlingen und mein Zelt von einer Epoche der Menschheit zur nächsten und immer wieder zur nächsten tragen — nicht wie der ewige Jude, sondern wie der ewige Mensch, wie die werdende, schreitende Geschichte der Menschheit selbst."

Auch der unerwartete Tod des Mannes, der mir so freundlich die Hand gereicht, setzte mehr meine Einbildungskraft, als mein Gefühl in Bewegung. Wohl betrauerte ich aufrichtig seinen Verlust, aber der Gedanke, meiner Dankbarkeit gegen ihn einen öffentlichen Ausdruck zu geben und dem Gestorbenen ein Denkmal zu setzen, entsprang doch nicht einem reinen und selbstlosen Schmerz. Es war mir ein Bedürfniß, mich thätig dagegen zu wenden und in dem Denkmal mich selbst zu spiegeln. Ohne mir klar zu machen, daß ich seiner Wissenschaft, seinen gelehrten Forschungen und Verdiensten, seinem Lebensgange und selbst seiner Persönlichkeit doch viel zu fern gestanden, hielt ich mich dünkelhafter Weise für berufen und befähigt, ein Bild von ihm auszustellen. Zur Hälfte meine wirkliche Verehrung für ihn, zur anderen Hälfte das übermäßige Zutrauen zu meiner doch so unvollkommenen schriftstellerischen Kunst täuschte mich hinweg über die Dürftigkeit meiner Kenntnisse. Die wenigen Berührungen, die ich mit ihm als Gelehrten und Lehrer, als Menschen und Berather gehabt hatte, schienen mir auszureichen, ihn zu charakterisiren: das glänzende Licht der Hegelschen Philosophie sollte ihn beleuchten und den Maßstab einer Beurtheilung seiner wissenschaftlichen Stellung und Bedeutung hergeben; dem Bilde die nöthige Farbe zu geben, mochten einige ihm abgelauschte individuelle Züge das Ihrige thun. Die Hallischen Jahrbücher hatten einzelne vorzügliche Charakte-

ristiken von Meisterhand gebracht. Diese schwebten mir vor, als ich, eben im Hinblick auf die nun deutschen Jahrbücher, daran ging, den großen Gelehrten zu schildern. Der fertige Aufsatz erschien dann als ein eigenes Schriftchen, dessen Veröffentlichung Vetter Gaertner, der Buchhändler, übernahm, unter dem Titel „Gesenius. Eine Erinnerung für seine Freunde“, unterzeichnet R. H. S. Das Ganze glich jenen historischen Landschaften, die durch wenige hineingezeichnete Figürchen ihre Deutung erhalten. So verschwand hier das Persönliche, Individuelle in dem Allgemeinen philosophischer Betrachtungen, welche in breiter Masse den Raum füllten. Aber auch diese verriethen in ihrer pathetischen Unbestimmtheit den Dilettanten. Die Unselbständigkeit des Urtheils, die prätentiöse Unwissenheit des Verfassers konnte dem Kundigen nicht entgehen und verdiente das harte Gericht, das der Züricher Orientalist darüber ergehen ließ.

Immerhin waren die Morgenstunden, die ich der Abfassung des Schriftchens widmete, Stunden gehobener Stimmung für mich gewesen: ich bedurfte einer produktiven Arbeit als Gegengewicht gegen so viele Stunden, in denen ich mich nur aufnehmend verhalten durfte. Denselben Dienst leistete mir unmittelbar danach die Arbeit an meiner Doctordissertation. Zu der Wahl des Themas führten mich ebenmäßig meine philologischen und meine philosophischen Studien, und beide wieder standen unter der Nachwirkung meines theologischen Interesses. Unter den alten Autoren hatte es mir keiner so angethan, wie der ernste, feierlich tiefsinnige Aeschylus. Seine ethisch-religiöse Weltanschauung deckte sich zwar nicht, aber sie schien mir zusammen zu klingen mit dem die Welt und das Leben so vornehm als Vernunftentwickelung auffassenden Standpunkt des Hegelschen absoluten Idealismus. Das Verhältniß, in das Hegel Kunst, Religion und Philosophie als ineinander übergehende, nicht inhaltlich, sondern nur der Form nach verschiedene Darstellungen des Absoluten setzte, gedachte ich an Aeschylus' Tragödien nachzuweisen. Von Hegel also entlehnte ich das Schema meiner Arbeit in der Weise, daß ich die theologischen Vorstellungen des alten Tragikers zuerst sofern sie nur dichterischen Ursprungs sind, sodann sofern sie spezifisch religiösen Werthes sind, endlich sofern sie dem philosophischen Bewußtsein

des Dichters angehören, zu verfolgen gedachte. Ich hatte mich gut genug in die Stücke und Fragmente eingelesen und von der einschlägigen Litteratur über die Dramatik der Alten und über Aeschylos insbesondere das Hauptsächlichste soweit zusammengerafft, daß ich das dialektische Skelett einigermaßen mit Fleisch und Blut bekleiden und die philosophische Abhandlung zu einer philologischen stempeln konnte. Ich war freilich über den ersten Theil nicht hinausgekommen. Mein alter Freund Bernhardy in Halle fand den philologischen Inhalt weder neu noch interessant, doch lobte er die lateinische Form. Im Rigorosum behandelte er mich mit Wohlwollen und, nach seiner Art, mit mäßigem Sarkasmus; Leo und Gruber erwiesen sich als die liebenswürdigsten Examinatoren, und so konnte ich am 31. August 1843 als am Geburtstage meines Vaters mich nach feierlicher Disputation zum Doctor proklamiren lassen. Der gute Vetter hatte dafür gesorgt, daß es auch an einem Doctorschmause nicht fehlte. Ich war nicht wenig stolz darauf, ein graduirter Mann zu sein. Für die kühle Beurtheilung aber, die mein Opusculum von den Hallischen Philologen erfahren hatte, entschädigten mich zwei andere Urtheile. Kein Geringerer als Lachmann, bei dem ich in diesem Semester noch eine Vorlesung über den Aeschyleischen Agamemnon gehört hatte, machte mir eine freundliche Bemerkung über meine Particula prima — ich hatte, mit Berufung auf ein Lessingsches Wort, gegen ihn selbst polemisirt und das war in den Augen des scharfen Kritikers eine Empfehlung. Droysen, dem Uebersetzer des Aeschylus, empfahl sich die Schülerarbeit gerade durch die Mischung von Spekulation und Philologie — er schrieb mir einen eingehenden Brief voll weitergehender Gesichtspunkte. Als er danach von Kiel aus sich während seiner Ferien in Berlin aufhielt, versäumte ich nicht, ihm meine Aufwartung zu machen. Der bewegliche, geistreich auf mich einredende, noch so jugendliche Mann, dem ein rother Fez gar nicht übel zu Gesicht stand, empfing mich aufs Freundlichste und ist mir von diesem ersten Besuch an durch so manche spätere politische Beziehungen hindurch allezeit ein nachsichtiger, theilnehmender und anregender Freund geblieben.

Daß ich mich nun mit meinem neuen Titel meinen Grün-

bergern wieder zeigen mußte, verstand sich von selbst. Ein so kleines Thier ich auch war, diesen Kleinstädtern war ich ein großes. Denn es gab hier wohl allerlei Honoratioren, studirte Männer im Kirchen-, Schul- und Gerichtsdienst, auch Doctoren par excellence, nämlich solche, die Recepte verschrieben, aber keinen Doctor der Philosophie. Noch existirte keine Buchhandlung im Ort; erst einige Jahre später errichtete ein anderer Doctor der Philosophie, der durch den Verlag einer Schrift der Bettina von Arnim bekannte Dr. Levyson eine solche; neue Bücher waren bis dahin nur durch den Buchdrucker, der zugleich Herausgeber des Localwochenblattes war, zu beziehen. Das Städtchen war in der That recht welt- und litteraturabgelegen; ich fand, daß selbst ein so kenntnißreicher und fachgelehrter Mann wie Pastor primarius Wolf — seine Specialität war Provinzial- und Stadtgeschichte — von den neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der geschichtlichen Litteratur nur die unvollkommenste und dunkelste Kunde hatte. Ich spielte also wirklich eine Rolle und hätte mir nur weniger darauf einbilden sollen, als ich that. Während ich dem Primarius eine Art Litteraturbericht und andere gelehrte Neuigkeiten mittheilte, wie Einer, der aus der neuen Welt in die alte zurückkehrt, fand sich unter den jüngeren Lehrern, meist seminaristisch gebildeten Männern, ein kleines Häuflein, die mir verwundert und lernbegierig lauschten, wenn ich ihnen von der Vernünftigkeit aller Dinge, von dem Uebergehen des Sein in Nichts, des Nichts in Sein und dem Werden als der Wahrheit von Beiden oder aber von der nothwendigen Verwandlung aller Glaubensgeheimnisse in offenbare Wissenswirklichkeiten erzählte, da denn der Eine namentlich von einer absonderlichen Begeisterung für diese Weisheit und einem brennenden Eifer, sich ihre Schatzgräberkünste zu eigen zu machen, ergriffen wurde. Ein sehr aufmerksamer und dankbarer Zuhörerkreis versammelte sich um den Doctor der Philosophie, wenn dieser des Abends den Vater in die Ressource begleitete. Hier bildete sich dann ein philosophischer Stammtisch neben den regelmäßigen Whisttischen. Ein alter, schon etwas abständiger Rechtsanwalt, der in seinem Leben schon manches Wasser getrübt haben mochte, warf den Köder irgend eines Streitthemas hin, wie einen Knochen, um den sich die Hunde zanken.

Mit der Disputirlust des Advokaten verband er ein verworrenes Halbwissen und eine ebenso verworrene Gedankenbildung, woraus er nun bald diese, bald jene, mehr oder weniger paradoxe Behauptung hervorholte, sei es nun, daß er sich über theologische Dinge mit einem kruden Rationalismus, oder über menschliche und natürliche Dinge skeptisch oder cynisch vernehmen ließ. Der Reiz, ihn abzuführen, zumal wenn er sich ausdrücklich vorbereitet hatte und mit unverdauten Brocken aus irgend einem Autor ins Feld rückte, war unwiderstehlich. Ich fing den geworfenen Ball auf, und so war die Disputation sehr bald im Gange. Seine aus der Gerichtsstube stammende Streit- und Beweiskunst war meiner methodischen, durch fleißige Lektüre Lessings geschärften philosophischen Dialektik nicht gewachsen — das Tournier endigte fast immer mit seiner von den Zuhörern beifällig und heiter, von ihm selbst ohne Empfindlichkeit aufgenommenen Niederlage. Meine Eitelkeit feierte noch größere Triumphe. Einen Mann gab es in Grünberg, der mehr noch als durch den Reichthum seiner äußeren Mittel durch hervorragende Intelligenz eine bevorzugte Stellung unter seinen Mitbürgern einnahm. Förster war eine aristokratische Persönlichkeit, deren vornehme Erscheinung sich aufs Vortheilhafteste von dem Gros der Grünberger Philister abhob. Schon der Erfolg seiner geschäftlichen und industriellen Unternehmungen hob ihn über die Masse all dieser Tuchmacher und Weinbergbesitzer hinaus; er überragte sie noch mehr durch seine Erziehung und das Verständniß, das er für höhere Bildung besaß. Er war sich dieser seiner Vorzüge nicht ohne Stolz bewußt, aber er verband damit den ernsten Trieb, sich weiter zu bilden, die Einsicht und den Ehrgeiz, seine Vaterstadt auf eine höhere Stufe der Cultur und durch höhere Cultur zu höherem Wohlstand zu heben. Ihm verdankt die Stadt die Anregung zu einer Verbesserung ihres Schulwesens und so manche andere Fortschritte. Mit meinem Vater trotz des Abstandes der Verhältnisse herzlich befreundet, hatte er mir schon als Knaben seine Gunst zugewendet; den Berliner Gymnasiasten hatte er aufgesucht, ihn bewirthet und mit sich ins Theater genommen, den Studenten bei jedem Besuch in der Heimath mit Antheil an seinem Studien- und Lebensfortschritt, mit Herzlichkeit, ja mit Auszeichnung empfangen. Er

war jetzt entgegenkommender, ich darf entsprechend dem nahezu fürstlichen ihm eigenen Anstand sagen, gnädiger gegen mich als je zuvor. Seine Neigung, über das Alltägliche hinauszublicken und zu streben, sich mit religiös-sittlichen Fragen wißbegierig zu beschäftigen, hatte soeben neue Nahrung erhalten durch den Verlust der liebenswürdigsten Gattin. Seine Gedanken suchten sich eines Trostes jenseits der Erde zu versichern, und diese aufstrebende Richtung seines Gemüths hatte ihn mit der Stern- und Himmelskunde befreundet, in der er eine anschauliche Bestätigung seines Verlangens nach dem Ewigen und seines Glaubens an die väterliche Liebe Gottes fand. Die wissenschaftliche Liebhaberei des Vaters hat sich auf den Sohn vererbt, der bekanntlich eine ehrenvolle Stelle unter unseren Astronomen einnimmt. Ich fand mich dieser Gemüthsphilosophie gegenüber in einiger Verlegenheit und ward veranlaßt, im Gespräch von meiner vornehmen Philosophie mehr auszukramen, als ich eigentlich beabsichtigte. Ich fand den aufmerksamsten Zuhörer, der möglichst viel zu fassen und zu lernen begehrte. Ich empfing Tags darauf eine Einladung zu einer großen Mittags-Herrengesellschaft. Der Lehrerstand lieferte das Hauptcontingent. An einem sonnigen Septembertage war die Tafel auf einer Terrasse des Gartens hinter dem schloßartigen Wohnhaus gedeckt. Die Mahlzeit näherte sich ihrem Ende. Da redete der Gastgeber seine Gäste folgendermaßen an: „Wir haben, meine Herren, hier einen Doctor der Philosophie unter uns. Er denkt sich dem Berufe eines akademischen Lehrers für Philosophie zu widmen und wird vielleicht schon in Jahresfrist das Hallische Katheder besteigen. Als seine Landsleute haben wir ein gewisses Anrecht, seine ersten Schüler zu sein. Schon aus dem, was wir gesprächsweise hier von ihm vernommen haben, ist uns eine Vorstellung geworden, in welch lebhafter Gährung sich gegenwärtig die Philosophie befindet. Wir möchten uns gewiß alle darüber unterrichten und uns eine Meinung bilden. Sie würden uns, Herr Doctor, zu Dank verpflichten, wenn Sie uns über den gegenwärtigen Zustand der Philosophie und über deren Ergebnisse durch einen unserem Laienverständniß angepaßten Vortrag orientirten. Sie stehen in der Mitte dieser Dinge und wir versprechen, Ihre aufmerksamen Zuhörer zu sein.“ Dazu

mußte ich denn wohl, gut oder übel, mich bereit erklären. Das Material lag mir zur Hand, um so mehr, als ich erst kürzlich eine Recension vollendet hatte, die mich die verschiedenen Stadien der neuesten philosophischen Entwickelung seit dem Tode Hegels hatte durchdenken lassen. Und so versuchte ich denn von dem Hegelschen System, von der Krisis desselben durch die Straußischen Folgerungen, von der Spaltung der Schule in eine rechte und linke Seite, von dem Gewaltstreich Feuerbachs, von dem Radicalismus seiner Fortsetzer u. s. w. ein Bild zu entwerfen, um mit dem Hinweis auf eine möglicherweise bevorstehende Versöhnung des neuesten Naturalismus mit dem allzu abstracten Idealismus der Schelling=Hegelschen Speculation zu schließen. Ich hatte, je weiter sich meine Auseinandersetzungen dehnten, müde Gesichter und zufallende Augen gesehen, aber ich war doch mit mir selbst zufrieden; auch wer mich nicht verstanden hatte, stimmte in den Dank des Wirthes und in das Lob ein, daß ich, wenn es nach ihm ginge, schon morgen das Katheder besteigen möchte. Der heutige Tag war wirklich eine Vorübung für den künftigen Docenten. Denn für den Abend desselben Tages hatte ich für einen, wenn ich nicht irre, gleichfalls von Förster ins Leben gerufenen Bildungsverein einen Vortrag versprochen, der in populärer Form eine Vorstellung von der attischen Komödie geben sollte. Ich war für die Sache gut genug, für den Vortrag nur sehr leichthin vorbereitet. Daß ich, trotz der vorausgegangenen Anstrengung, noch drei Viertelstunden über einen so anderen Gegenstand vor zum Theil denselben Zuhörern aus dem Stegreif zu sprechen im Stande war, erfüllte mich mit einer Befriedigung, die nur zu viel von Selbstgefälligkeit und Dünkel enthielt.

Bis zur Habilitation hatte es noch gute Wege; dem Staatsexamen jedoch ging ich nun mit raschen Schritten entgegen. Die Einprägung von Namen und Zahlen hatte ja neben der Schriftstellerei ihren Fortgang genommen, ja, es war neues Leben in dieselbe gekommen, seit Freund Wolf, nach glänzend bestandenem ersten theologischen Examen Ostern 1843, sich mit uns wieder vereinigt und als Tritagonist in unsere häuslichen sowohl wie ambulatorischen Uebungen eingetreten war. Seine größere Vielseitigkeit und abgerundetere Bildung brachte eine größere Heiterkeit

und Ruhe in unser Treiben; er zeigte uns, wie man bei allem Streben zum Ziel manches Erfreuliche nebenher aufnehmen könne. Irre ich nicht, so gab beispielsweise er die Anregung zur Errichtung eines Shakespeare-Kränzchens, und damals zuerst, im Lesen mit vertheilten Rollen, habe ich die sämmtlichen Shakespeareschen Stücke kennen gelernt, ohne freilich für diese bunte lebensvolle Welt die rechte Neigung und ein tieferes Verständniß zu gewinnen. Ich schleppte eben damals zu viel prosaisches Gepäck in meinem Ränzchen, als daß ich für den schönen Reichthum dieser Schöpfungen ein offenes Auge und die nöthige Frische hätte haben können. Gut, daß ich endlich, Mitte December, abladen und Rast halten durfte. Die Dissertation ersetzte nach dem damaligen Prüfungsreglement die schriftlichen Arbeiten. Das Ergebniß der mündlichen Prüfung war ein über Verdienst günstiges. Es ist ein eigenes Ding um jedes Examen. Wie immer die Examinatoren einen werthen mögen: der beste Gewinn der peinlichen Procedur ist Selbsterkenntniß; wie anders würde in vielen Fällen das Endurtheil lauten, wenn es möglich wäre, die Schätzung der Examinatoren durch wahre und ehrliche Selbsteinschätzung zu berichtigen. Ich hielt für ein Glück, was mir doch nachher in der Praxis soviel Noth gemacht hat, daß ich mit meinen keineswegs festen grammatischen Kenntnissen in den beiden alten Sprachen durchschlüpfte, wogegen ich das Unglück hatte, mich in der Topographie des alten Rom zu verwirren, obgleich ich seit vielen Wochen jede Wand, jeden Winkel und jedes Geräth meiner Stube mit dem Namen irgend einer Oertlichkeit der ewigen Stadt markirt hatte. Bei dem alten Twesten bestand ich im Hebräischen sehr viel schlechter, als ich bei Gesenius bestanden haben würde. Daß mir Trendelenburg auf Grund einiger weniger Antworten die Befähigung für den Unterricht in der philosophischen Propädeutik und für den deutschen Unterricht in allen Klassen zusprach, glaubte ich wohl verdient zu haben: meine Sorge, daß er mich um die Reihenfolge sämmtlicher Kategorien der Hegelschen Logik befragen würde, war unbegründet. Aber zwei harte Demüthigungen erlebte ich. Mein Zutrauen zu meinen positiven Kenntnissen war schwach, meine Meinung von meiner didaktischen Geschicklichkeit unbegrenzt. Es

war mir eine Lust, in die Probelektionen zu gehen, wo ich mich schon zeigen wollte. Da widerfuhr mir, daß ich im Eifer des Katechisirens bei der Interpretation von Horazens Pindarum quisquis studet aemulari einen tollen Schnitzer beging; als ihn Meineke aufhob, hatte ich ihn schon selbst berichtigt, aber die Erinnerung an diesen lapsus linguae quält mich noch heute — mir war zu Muthe, wie Einem, der durch das zufällige Hinwerfen eines falschen Geldstücks fürchtet, sich in den Verdacht eines versuchten Betruges gebracht zu haben. Das hatte nur meine flüchtige Lebhaftigkeit eingetragen. Und als ich nun weiter in der Prima meines alten Gymnasiums, in der ich so lange als Schüler gesessen, die Lessingsche Fabeltheorie entwickeln sollte, da ging ich so fröhlich ins Zeug und tummelte meinen Sokratischen Gaul so übermüthig, daß ich der Sokratischen Bescheidenheit ganz und gar vergaß. Ich glaubte mein Bestes gethan zu haben, aber statt des erwarteten Lobes bekam ich von meinem alten Director zu hören, wie unangenehm ihm das nach jeder Auseinandersetzung wiederholte „Nicht wahr?“ aufgefallen sei. Ich bin redlich bemüht gewesen, mich von der übelen Angewöhnung frei zu machen, aber es ist für einen lebhaft und eindringlich Lehrenden so natürlich, sich der verstehenden Zustimmung des Anderen versichern zu wollen, daß ich mich noch heute zuweilen auf einem überflüssigen „Nicht wahr?“ ertappe. Noch treffender und niederschlagender war, was Trendelenburg mir bemerkte. Gerade die Leichtigkeit, mit der ich mit meinem Stoff, die Dreistigkeit, mit der ich mit meinen Primanern umgesprungen war, hatte dem gemessenen Manne mißfallen. Er hätte mehr Ruhe gewünscht, und etwas Befangenheit wäre ihm lieber gewesen, als allzugroße Sicherheit und Keckheit. Da letztere mir natürlich und nicht affektirt war, so konnte ich den Tadel nicht schwer nehmen, er dämpfte nur meine Zuversichtlichkeit und bereitete mich auf Erfahrungen vor, die ich in meiner nachherigen Lehrpraxis nur allzureichlich machen sollte.

Das im Ganzen so glücklich verlaufene Examen öffnete nun aber alle meine Lebenstriebe zu neuer Thätigkeit. Mir war zu Muthe, wie einem Wanderer, der nach langer angestrengter und entsagungsvoller Wanderung am Ziele seiner Reise eine erquickende

Rast halten darf. Ich hatte meiner Natur manches abgerungen, wozu sie sich freiwillig ohne den Zwang der Noth und der Pflicht nicht hergegeben hätte. Nun war ihr einige Augenblicke vergönnt, sich zu dehnen und zu strecken und in eine ihr gemäße Lage zurückzuschnellen. So glückliche Tage wie die, welche auf das Examen folgten, habe ich selten verlebt. Ob Zufall oder Wahl — ich weiß es nicht, genug, ich gerieth an Goethes mir bis dahin verschlossen gebliebene „Italienische Reise". In Muße schwelgend, schwelgte ich in der reinen poetischen Stimmung, von der die Blätter dieses Buches getränkt sind. All das Glück und die ruhige Heiterkeit einer Seele, die, von lästigen Fesseln befreit, sich in ihrem eigensten Elemente wiederfindet, fühlte ich nach und fand mich zugleich durch den Inhalt, den sie sich selbst in Genuß und Betrachtung der Kunst zu geben versteht, auf eine mir durch eigene Kraft unzugängliche Höhe wie durch ein Wunder gehoben. Unter dem Zauber dieser Schilderungen und Erzählungen, Betrachtungen und Bekenntnisse, schien auch mein Geist leichter zu athmen, zu neuer Gedankenarbeit und Phantasiespielen aufgelegt. Es war die Zeit um und während des Weihnachtsfestes. Wenn ich bis dahin, in meiner Klause eingeschlossen, mich um die Sehenswürdigkeiten, die Kunstdarbietungen und Lustbarkeiten der Hauptstadt wenig oder gar nicht gekümmert, ja geflissentlich die Augen dagegen verschlossen hatte, so suchte ich sie jetzt auf und schwärmte mit meinen Freunden namentlich in den Weihnachtsausstellungen vergnüglich umher. Etwa zehn Tage bin ich damals umhergeschlendert. Auch Verse zu machen fiel mir wieder bei. Es waren diesmal nicht Studentenlieder oder Freundschaftsoden, sondern verschämte Liebesseufzer. Sie galten den zierlichen Verkäuferinnen in den Weihnachtsbuden, heimliche Antworten auf das Spiel schöner Augen, an dem ich sonst achtlos vorüber gegangen war, selbst ein Spiel von Unschuld, Sehnsucht und Thorheit.

Wenn nun auch der erste Jubel verflog — die freiere Stimmung hielt das ganze Jahr hindurch vor; ich fuhr fort, allerlei litterarische Allotria zu treiben, mich namentlich in der neueren und allerneusten französischen Litteratur umzusehen; auch zu poetischen Scherzen fand ich Zeit und Laune; ich gönnte mir

eine Pfingstreise nach der Insel Rügen und hatte die Freude, bald danach meinen guten Vater in Berlin zu sehen. Ich spielte den Cicerone nach besten Kräften, mußte aber bald bemerken, daß den guten Alten die Pracht und der Lärm der Hauptstadt mehr verwirrte und ermüdete als erfreute, daher ich ihn denn auf ein paar Tage nach Halle entführte, um ihm auch diesen Schauplatz meiner Thaten und Thorheiten zu zeigen. In Berlin hatte ich ihn in Schellings Auditorium geführt, wo ihm die Erscheinung und der feierlich elegante Vortrag des Hochberühmten, wie begreiflich, den verblüffendsten Eindruck machte. Hätte Gesenius noch gelebt, so hätte er mir auch in dessen Auditorium folgen müssen, aber er hatte an Schelling genug und verzichtete auf Wegscheider und Tholuck, konnte dagegen die Zeit nicht erwarten, sein altes Leipzig wiederzusehen. Es war leider nicht mehr das alte. Ich war froh, als ich ihn wieder zurückgebracht hatte; wie sehr wir auch Straßen und Häuser absuchten — es war ihm nicht einmal gelungen, seine alte Wohnung wieder ausfindig zu machen; es war ein Blick voll Befremdung, Rührung und Niedergeschlagenheit, den er auf seine Vergangenheit warf.

Mit dem Beginn des Sommerhalbjahres war ich inzwischen in eine regelmäßige Schulthätigkeit eingetreten. Unter den günstigsten Bedingungen. Als Probecandidat durfte ich mich eben dem Collegium einreihen, dessen Mitglieder noch vor fünf Jahren meine eigenen Lehrer gewesen waren, gleichzeitig aber hatte mir der Einfluß meines Onkels eine andere recht einträgliche Lehrerstellung verschafft, die den unbezahlten Probecandidaten, zumal wenn er noch einige Privatstunden übernahm, sehr wohl ernähren konnte. Mit reichlicher Unterstützung der Berliner Kaufmannschaft hatten nämlich soeben die beiden Brüder Noback eine Handlungsschule eröffnet, und in deren drei Klassen sollte ich den deutschen Unterricht übernehmen. Ich habe keine Ursache, auf meine Leistungen und Erfahrungen an beiden Anstalten stolz zu sein. Die Zöglinge der Handlungsschule waren aus allen Weltgegenden, aus Holland, Rußland, Oesterreich, Amerika zusammengeflossen, zum großen Theil Söhne reicher und vornehmer Häuser, gemischt mit einem starken Contingent Berliner Kinder, die meisten anspruchsvoll, verwöhnt, von den glänzenden Versprechungen des neuen

Unternehmens, von dem Scheine, den es um sich zu verbreiten wußte, gelockt. So wenig einheitlich das Schülermaterial, so wenig harmonisch war der Lehrkörper, der sich aus Ausländern, Universitätsdocenten, Gymnasiallehrern und Praktikern zusammensetzte. Der Director selbst war ein Mann von einnehmenden Formen, aber lässig, aufs Aeußerliche gerichtet und zu straffer Zucht weder aufgelegt, noch befähigt. Unter solcher Leitung, die eigentlich ein bloßes Gehenlassen war, arbeiteten die einzelnen Fachlehrer, unbekümmert um einander, je ihr Pensum ab; die eigentlichen Handlungswissenschaften wurden von dem fleißigen und bescheidenen jüngeren Bruder des Directors in geordneter und sachkundiger Weise vorgetragen, daß aber das Ganze überhaupt zusammenhielt und statt des akademischen einen einigermaßen schulmäßigen Charakter bekam, war so gut wie ausschließlich das Verdienst des Geschichts- und Geographielehrers, des Dr. Schweitzer, eines energischen Mannes von entschieden pädagogischer Begabung. Wie hätte nun ich, der ich dem Zweck der ganzen Anstalt und ihrem praktischen Geiste so fern wie möglich stand, der ich allenfalls zu lehren, aber nicht zu erziehen verstand, mit meinem deutschen Unterricht große Erfolge erzielen können? Zum Glück war die Zahl der Schüler in den beiden oberen Klassen leicht zu übersehen: in der besetzteren dritten kämpfte ich vergeblich gegen Unaufmerksamkeit und Muthwillen. Der Hauptfehler war, daß ich diese Herren Jungen und jungen Herren zu hoch nahm, immer in Gefahr, statt deutsche Sprache, deutsche Litteratur und deutschen Stil — Philosophie oder doch alle jene Dinge von philosophischen Gesichtspunkten aus zu lehren. Erst da wußte ich mich mit diesem zu hoch gegriffenen Streben wieder in ein gewisses Ansehen zu setzen, als ich die Vorgeschritteneren zu Vorträgen und Disputationen anzuleiten versuchte. Dem Director, der mit seiner Anstalt durchaus aufs Blenden und Glänzen ausging, gefiel dieses Beginnen sehr wohl. Er veranstaltete gegen den Ausgang des Winters besondere Abende in seiner Wohnung, an denen über allgemeine sittlich praktische oder ästhetische Themata unter meiner Leitung von Schülern und Lehrern debattirt wurde. Hier erwies sich denn doch die höhere Auffassung der Dinge und die dialectische Schulung, die ich mitbrachte, nicht ganz unbrauchbar. Auch für das erste öffentliche

Examen, welches Ostern 1845 im Saal der Börse vor den Vertretern des Staats, der Stadt und der Kaufmannschaft abgehalten wurde, war ein möglichst glänzender Firniß erwünscht. Der Parademarsch ging glücklich von Statten; ich hatte mehr, als zu verantworten war, meinen Antheil an dem Gelingen; denn die von einem der Zöglinge sehr emphatisch vorgetragene Rede zum Lobe des Kaufmannsstandes hatte ihre besten Gedanken und ihre klingendsten Stellen nicht dem Verfasser, sondern dem corrigirenden Lehrer zu verdanken. Während sich aber soweit die philosophische Bildung und ihr Idealismus als decoratives Hülfsmittel voller Anerkennung erfreute, so durfte sie andererseits sich nicht zu sehr in den Vordergrund drängen. Mein Erbieten, mich an dem Programm, der Einladungsschrift zu jenem Examen, durch eine Abhandlung über die Methode des deutschen Unterrichts mit besonderer Beziehung auf die Handelsschule zu betheiligen, war mit Freuden angenommen worden. Gewiß hätte das eine sehr ansprechende pädagogische Abhandlung werden können. Nur hätte sie nicht von einem Anfänger und nicht von einem in den Abstractionen der Hegelschen Philosophie bis zur Unfreiheit Verstrickten geschrieben werden müssen. Ich hatte mich im Laufe meiner eifrig fortgesetzten philosophischen Studien so eben in das zugleich geistreichste und schwerfälligste aller Werke des Meisters, in die Phänomenologie, „das Buch der Bücher“ wie ich sie nannte, hineingelesen. Ich dachte in den Gedanken, schrieb und sprach in der Sprache der Phänomenologie. Der dreistufige deutsche Unterricht bis zu seiner Gipfelung in freien Vorträgen und Disputirübungen wurde in seiner nothwendigen Entwicklung im engsten Anschluß an die nie verzagende Ueberleitungskunst der Hegelschen Dialektik, durchaus in der Manier der Phänomenologie dargestellt. Das weltmännische Publicum, für das der Aufsatz bestimmt war, würde, wenn er gedruckt worden wäre, große Augen gemacht haben. Er würde schwerlich zur Empfehlung der Anstalt beigetragen haben. Ich begriff das selbst und tröstete mich über die Ablehnung meines Exercitiums um so leichter, da man mich gleichzeitig der höchsten Bewunderung meines philosophischen Talentes versicherte und mir im Voraus eine glänzende Laufbahn als Universitätslehrer

prophezeite, zu der ich ja doch, wie bereits bekannt war, in Kurzem überzugehen gedenke.

Eine viel härtere Schule und viel niederschlagendere Erfahrungen machte ich am Gymnasium. Hier, wo alles nach der Schnur ging und einer geregelten Aufsicht unterworfen war, machten sich die Mißgriffe, die ich beging, in viel empfindlicherer Weise fühlbar. Auch hier war mir im ersten Halbjahr der deutsche Unterricht, und zwar in der überfüllten Quinta übertragen. Es wollte ein für alle Mal nicht verfangen, wenn ich die Lehre von den Redetheilen und vom einfachen Satz in den Fluß ineinander übergehender Begriffe aufzulösen, diese Begriffe und Uebergänge verständlich zu machen oder vielmehr in sokratisch-platonischer Weise aus meinen Quintanern herauszulocken bemüht war. Etwas besser mochte es mit dem Erzählen und Nacherzählen von Geschichten gehn, welche den Stoff der kleinen schriftlichen Aufsätze hergaben. Aber im Ganzen war ich doch auch dabei zu lehrhaft und unanschaulich, als daß ich die Aufmerksamkeit von mehr als sechzig lebhafter Bursche hätte fesseln können. Ich hätte ihrer Lebhaftigkeit Ruhe und Gleichmäßigkeit entgegensetzen sollen; statt dessen fuhr ich hin und her und störte dadurch den beweglichen Ameisenhaufen nur desto mehr auf. Ein schweres Hinderniß war meine Kurzsichtigkeit und die damit zusammenhängende Unfähigkeit, die Einzelnen zu kennen und zu erkennen. Kam nun dazu, daß sie mir bald meine schlesische Aussprache abgehört hatten und den größten Spaß daran fanden, dieselbe nachzuahmen, so wird man begreifen, daß mir nach wenigen Stunden das Scepter aus der Hand gewunden war. Ich wußte mir, die laut und lauter werdende Schaar zu regieren, nicht anders als durch verstärkten Gebrauch meiner ausgiebigen Stimmmittel, durch Ermahnen, Verbieten, Schelten, Zanken und gehäufte Strafmaßregeln zu helfen und war nun vollends ein verlorener Mann. Etwas besser ging es im nächsten Halbjahr mit dem lateinischen Unterricht in der weniger zahlreichen Quarta, nicht sowohl weil hier beim Einprägen der Regeln die Versuchung zum Philosophiren geringer war, sondern weil die Klasse durch die musterhafte Disciplin ihres Hauptlehrers ans Gehorchen und Ruhehalten gewöhnt war. Dagegen wurde mir der griechische Unterricht in der Untersecunda,

von dem ich mir das Beste versprochen hatte, zu einer neuen Prüfung. Mir fehlte, wie ich jetzt inne wurde, die erste Bedingung, mit Freude und Erfolg zu wirken, — die sichere Herrschaft über den Stoff. Die mangelhafte Sicherheit meines grammatischen Wissens, wie ich es von der Schule mitgebracht hatte, war durch die verhältnißmäßig kurze philologische Lehrzeit auf der Universität nicht hinreichend ausgeglichen; zu der Sorge, mich gegen den Muthwillen einer kecken und naseweisen Jugend ungeneckt zu behaupten, kam die Sorge, mir sachlich keine Blößen zu geben, und so betrat ich die Klasse mit Scheu und Unlust und meist mit klopfendem Herzen. Meine Schulmeisterei, die ich so eifrig und zuversichtlich begonnen hatte, war mir gründlich verleidet.

Nur um so mehr bestärkte ich mich in dem Entschlusse, meinen Beruf auf dem akademischen Katheder zu suchen. Die vielen freien Stunden, die mir meine Schulthätigkeit ließ, waren dem ernsten Studium der großen Philosophen gewidmet. Im Plato hatte ich schon längst gehaust, jetzt bemächtigte ich mich, ihn vollständig zu übersehen, auch des Inhalts der schwierigeren Dialoge. Für den Aristoteles hatte mir Trendelenburg, dessen Uebungen über die Schrift de anima ich zu meiner größten Förderung beigewohnt hatte, einen Plan entworfen, und ich folgte demselben gewissenhaft. Auf meinen Bücherbrettern versammelten sich Kants und Hegels sämmtliche Werke, alle einzelnen Schriften Fichtes und Schellings; ich las auch diese Autoren durchaus nach Bernhardys Rath mit der Feder in der Hand und suchte nach dem Maß meines Verstehens Honig in meine Zellen zu tragen. Nach dem Maß meines Verstehens und meiner Voreingenommenheit. Denn ein wenig wohl hatte die einfachere Gedankenform, die kritisch überlegende Methode des strengen Aristoteles den Strom des Hegelschen und Hegelianischen Denkens gekreuzt: aber im Ganzen und Großen kam ich doch aus diesem Gedankenkreise nicht heraus. Zu stark war mein junges Denken in diese Bahn geleitet worden, als daß ich mich ihr so leicht hätte entwinden können; es blieben in der Hauptsache Hegelsche Gesichtspunkte, die ich als Maßstab an die Beurtheilung der anderen Denker legte; nur wie Ueberwundene erblickte ich sie auf den Stufen des Thrones

des absoluten Idealismus und auf Kant insbesondere sah ich nur als auf einen ehrwürdigen aber beschränkten Vorläufer des speculativen Messias herab. In dieser Verfassung befand ich mich, als mein philosophischer Glaube eine Erschütterung der heftigsten Art erfuhr. Der deutsche Unterricht in der Quinta hatte mich in nähere Beziehung mit einem der Collegen gebracht. Wilhelm Busse war als Klassenlehrer mein nächster Vorgesetzter, und es hatte nicht fehlen können, daß er an der Art meines Unterrichts Kritik übte. Viel weniger jedoch sein pädagogisches Urtheil als die überaus seltsamen und eigenartigen Anschauungen, die er vor mir entwickelte, regten mein tiefstes Interesse auf. Ich lernte einen Philosophen kennen, dem sich alle Philosophie in Truggestalten auflöste, in Luftspiegelungen, denen ein ganz anderer Gehalt zu Grunde liege. Wie Feuerbach die Abstractionen der Metaphysik in fühlbare Sinnlichkeiten verwandelte, so ging auch er darauf aus, hinter dem blendenden Schauspiel sich immer verwandelnder, sich immer anders zueinander stellender Ideen die leibhaftigen Schauspieler, das Gerüst der Bühne, die Maschine und Coulissen als das Eigentliche und Wahre in Anspruch zu nehmen. Dabei aber stand er ganz anders als Feuerbach unter dem Einfluß des Constructiven und Dialektischen des Hegelschen Systems. Nicht durch einfaches Auf den Kopf stellen der ideellen Potenzen und Evolutionen, sondern durch historisch-dialektische Vermittelung suchte er die Philosophie über sich selbst hinauszuführen. Es erinnerte stark an die Hegelsche Phänomenologie, wenn er von einem scheinbar Alles von oben übersehenden Standpunkt die neuere Physiologie, die sprach-philosophischen Forschungen Wilhelms von Humboldt, die mythologischen Creuzers und Welckers, die germanistische Philologie und ich weiß nicht was sonst noch zu einer innerlich zusammenhängenden Reihe ordnete, als deren Schlußpunkt sich ihm das Ergebniß darstellte, daß hinter aller Philosophie wie hinter einer täuschenden Maske die Züge, die unerkannten Züge, der Sprache steckten. Da das Alles von ihm nicht eben aufs Klarste und außerdem mit einer Fülle mir fremder historisch-philologischer Gelehrsamkeit vorgetragen wurde, so wurde ich dadurch mehr verwirrt und befremdet als aufgeklärt. Diese Geheimnisse quälten mich wie ein Räthsel, das ich aufzulösen

hätte; ich suchte sie an meine in einer ganz anderen Region gelegenen Ueberzeugungen anzuschließen und doch wollte sich die Brücke nicht finden, die über die Kluft hinüber führte. Ich ließ dem Mystagogen — denn so kam er mir vor — der den Zauberkreis seiner Constructionen, mochten es nun Wahrheiten, Hypothesen oder Schrullen sein, fest um sich gezogen hatte, mit Fragen und Einwänden keine Ruhe. Ich brachte dieselben in langen Denkschriften zu Papier, um dadurch eine Grundlage der Verständigung zu gewinnen, und kam doch auch damit nicht weiter; denn immer wieder, wenn wir dann mündlich darüber verhandelten, schien es mir, als ob wir eine verschiedene Sprache redeten und neben einander her raisonnirten. Obgleich indeß meine Wißbegier, immer von Neuem gereizt, immer unbefriedigt blieb —, ganz ohne Folgen war doch die Berührung mit dem fremden Gedankenkreise nicht. Ehe ich es mir versah, war in die Festung, die ich so hartnäckig vertheidigte, eine Bresche geschlagen. Der unbefangene Glaube, daß uns in der speculativen Vernunft ein unfehlbares Mittel gegeben sei, die Tiefen der Wahrheit, das Wesen Gottes und der Welt zu durchleuchten, gerieth ins Wanken; mir dämmerte die Einsicht, daß wir uns mit all unserem Erkennen nicht auf einem sich unabsehbar dehnenden Festlande, sondern — was ich Kant nicht geglaubt hatte — auf einer vom Meer umgebenen Insel befänden. Das war das Eine. Das Andere aber, was von den Auseinandersetzungen des Freundes haften blieb, war der Gedanke, daß die Sprache nicht ein bloßes Verständigungs- und Ausdrucksmittel frei erzeugter Gedanken, sondern vielmehr eine schöpferische Macht sei, die den Gedanken trägt, indem sie ihn wie eine aus verborgener Tiefe hervordringende Quelle speist. Die Sprache wurde mir ein Bedeutsames, ja Heiliges, dem als einer Offenbarung der Einheit von Geist und Natur eine Stelle neben Kunst und Poesie, neben Religion und Philosophie gebühre. Und nun schloß sich diese Ansicht von der Sprache bequem an einen anderen Gedanken an, der mich schon länger beschäftigte. Die ehrenvolle Stellung, welche bei Hegel das Schöne und die Kunst in unmittelbarer Nähe von Religion und Philosophie erhält, hatte schon längst kritische Zweifel in mir erregt. Sie galten dem bloß Scheinbaren aller Kunst, sofern dieselbe eine wirkliche Durch-

bringung von Idee und Wirklichkeit der sinnlichen Anschauung und der Einbildungskraft nur vorspiegele, wogegen nun die Sprache eine zwar nie vollendete aber gründlichere und ernstere Ineinsbildung des Leiblichen und Geistigen darzustellen schien. In solcher Weise glaubte ich die Hegelsche Aesthetik berichtigen zu können und war entschlossen, die philosophischen Lehren über das Schöne und die Kunst in ihren sich fortschreitend kritisirenden Entwickelungsstufen zum Thema meiner Habilitationsschrift zu machen.

Mit immer wachsendem Eifer arbeitete ich an dieser meiner Probeschrift. Ich war ungeduldig, sie zum Abschluß zu bringen; denn es wollte mich nun schon nicht mehr länger in Berlin leiden. So sehr ich mich einst nach Berlin gesehnt hatte, so gut mir körperlich und geistig der Berliner Aufenthalt gethan hatte, — diese Scene war wieder einmal vorüber. Nicht bloß, weil ich des Schuljoches satt geworden war, sondern auch, weil sich von Neuem die persönlichen Verhältnisse gelöst hatten, ohne die ich mit meinem Trieb nach Geselligkeit, meinem Freundschaftsbedürfniß nicht leben konnte. Allmählich bröckelte wieder ein Stein nach dem anderen ab. Mein guter Finke hatte ein Vierteljahr nach mir das Staatsexamen gemacht; es war nicht glänzend ausgefallen, unter Anderem hatte ihm Twesten in der Religion einen Makel angehängt; zu deutlich hatte der gute Junge mit seiner schroffen Ehrlichkeit merken lassen, daß sein Christenthum eben nicht weit über die Ehrlichkeit hinausgehe. Er war darauf mit seinem bescheidenen Zeugniß nach Bremen gegangen, wo ihn sein Freund Precht über Gebühr ausnützte, während er selbst mit Anstand und Eleganz den Director zu spielen verstand. Wir correspondirten fleißig, d. h. wir setzten brieflich unsere philosophischen Gespräche fort. Die kalte Klarheit seines Verstandes, die immer davor auf der Hut war, daß ihm Phantasie und Gemüth keinen Streich spiele, machte mir viel zu schaffen; sein Nachdenken hatte sich insbesondere den ethischen Fragen zugewandt und Derselbe, der im Handeln der Strenge des kategorischen Imperativs nichts vergab, vertheidigte theoretisch den Satz, daß alle Sittlichkeit auf Convenienz beruhe und zwar mit so geschickter Casuistik, daß ich allen meinen Idealismus und alle meine dialektische Kunst auf-

bieten mußte, um ihm Stand zu halten. Im höchsten Grade wohlthuend und beruhigend wirkte dagegen der Verkehr mit Wolf, der, da er alles historisch ansah und eine natürliche Scheu vor allen Extremen hatte, meine skeptischen Anwandlungen mäßigte, meine Ueberschwenglichkeiten ironisch-humoristisch behandelte und, wenn ich mich im Leeren und Abstracten zu verlieren drohte, mich zum Anschaulichen, zum Praktischen, zum Genuß eines guten Buches oder eines Kunstwerkes, deren er immer etwas Neues zu entdecken wußte, zurückzuführen verstand. Im Besitze des Lutherstipendiums ging er ruhigen Schrittes seiner weiteren theologischen Ausbildung entgegen. Ich opponirte ihm noch bei seiner Berliner Promotion; ein halbes Jahr später verließ er Berlin, um nach Tübingen, dem Hauptsitz der neuen kritischen Theologie, zu gehen. Sein Fortgang war ein unersetzlicher Verlust für mich. Der bedeutende Brief, den er mir von Tübingen aus über seine Reise, über Münchener und Tübinger Zustände, über seinen Besuch bei Feuerbach und Strauß, über Baur und Zeller, Schwegler und Reif schrieb, verstärkte nur mein sehnsüchtiges Verlangen, auch meinerseits den Berliner Staub von den Füßen zu schütteln und selbstthätig ein neues akademisches Leben beginnen zu können. Der dritte von meinen alten Getreuen, der einst so schwärmerisch, so eifersüchtig zärtlich geliebte Nord, konnte mir aus vielen Gründen die beiden Anderen nicht ersetzen. Er hatte so andere Wege eingeschlagen, seinen Sinn auf so andere Dinge gerichtet, daß sich zu ihm ein reines und fruchtbares Verhältniß nicht mehr herstellen wollte; das Verhältniß, das wir, und am längsten ich, mit ihm fortsetzten, hing im Grunde nur an dem dünnen Faden alter Hallischer Erinnerungen. Schon seine Beziehungen zu Schelling hatten ihn von uns weggerückt. Dann, im Frühjahr 1843, kam die schwere Erkrankung, von der er sich nur langsam erholte. Lange Zeit kam er uns darauf ganz aus dem Gesicht. Denn er hatte sich, um sich neue Lebenskraft zu holen, nach Thüringen begeben. Abermals ist er hier erkrankt. Wieder sieht er dem Tode ins Gesicht und thut in seiner Noth ein Gelübde. Er legt sich auf, wenn er genese, er, der Mittellose, eine Summe Geldes zur Linderung der Noth der Schlesischen Weber aufzubringen. Er genas. Er löst sein Gelübde ein. Eine

Sammlung Gedichte — er hat ihrer viele bereit liegen — läßt er unter dem Titel: „Pilgers Wallen“ drucken. Von Ort zu Ort pilgert er nun selbst durch Thüringen, um seine Schrift abzusetzen. Er weilt im Hause seines Schwiegervaters in Ruhla und nun erliegt er der Versuchung, die Idylle ins Leben überzuführen. Amtlos, von jeder Aussicht auf eine geistliche Anstellung abgeschnitten, erscheint er, mit seiner Sophie verbunden, in dem großen Berlin. Unserer Ueberraschung und Sorge begegnet er mit seinem Gottvertrauen, oder „wenn Du lieber willst“, so sagt er zu mir, „auf mein Glück“. Er war es ja gewohnt, von seiner Knabenzeit an, sich durchzuschlagen, mit seinem Gottvertrauen sich Unterstützung zu erstürmen oder auch, den Umständen fügsam, zu erbitten. Sollte es ihm nun, bei größerer Bedürftigkeit, nicht auch zu Zweien gelingen? Die junge Frau, voll Glauben an den geliebten Mann, theilte sein Gottvertrauen und bot in ihrer heiteren Zuversicht, ihrer madonnenhaften Unschuld und Lieblichkeit ein rührendes Bild. Eines Tages, gegen Ende August 1844, klingle ich einmal wieder an der Thür ihrer Wohnung, die, in der besten Gegend der Stadt gelegen, doch nur aus einem einzigen Zimmer bestand. Er öffnete und trug mir das strahlendste Gesicht entgegen. Die junge Frau war unsichtbar hinter einem Schirm verborgen, aber ich sah nun wohl, was geschehen war: nothdürftig mit einigem Linnenzeug angethan, lag da vor mir ein kleines Wesen, — in denselben Pelz gehüllt, den er so oft in unserer gemeinsamen Studentenwohnung als Decke über meine Lagerstätte gebreitet hatte. Ich habe verlegen und fast verständnißlos drein geschaut; die Scene lag so ganz außer meinem Erfahrungs- und Gedankenkreise. Meine unkirchliche Grundsätzlichkeit verweigerte sogar, persönlich Pathenstelle zu versehen, als die Kleine nach einiger Zeit mit den Namen Clara Maria getauft wurde. Ueber die Pflege der Wöchnerin und des Kindes durfte ich beruhigt sein; auf das hülfreiche Mitleid der Frauen, der Hausbewohnerinnen und Nachbarinnen konnte auch in diesem Falle gerechnet werden. Aber nun erst recht war der Freund für mich gleichsam eine andere Person geworden. Seine häuslichen Interessen vermochte ich nicht zu theilen, seine Ansichten, die sich immer mehr einer unklaren Gefühlsgläubigkeit näherten, mit den meinigen nicht zu ver-

einigen und sein ganzes durch seine innere und äußere Lage bedingtes Treiben nicht zu billigen. Er war in eine Gesellschaft gerathen, die ich als Gegenpartei gegen den freien philosophischen Geist verachtete und haßte. Um seine und seiner Familie Existenz zu sichern, hatte er neben seiner Stundengeberei zum Litteratenhandwerk seine Zuflucht genommen und schmiedete nun für eine Anzahl theologischer und halbtheologischer Journale zweiten Ranges Artikel und Recensionen. Im Grunde sah ich in ihm einen Abgefallenen. Seine Lage schien mir nicht beneidenswerth trotz des Schatzes, den er in seiner Frau besaß. Denn diese benahm sich in dem engen Leben, das sie jetzt zu führen gezwungen war, ebenso anmuthig, heiter und frei, wie früher in ihrer heimathlichen Umgebung; die großstädtischen Verhältnisse fochten sie so wenig an wie die Meinung der Leute; sie fühlte sich offenbar vollkommen glücklich und machte sich über die Zukunft keine Gedanken. Das Verhängniß kam über sie, ohne daß sie es nahen gesehen hätte. Gerade ein Jahr nach der Geburt ihres Töchterchens wurde sie das Opfer einer zweiten, unglücklichen Niederkunft; ich begleitete meinen armen Freund zu ihrem Grabe und fühlte mich tief ergriffen durch dies traurige Schlußcapitel einer Liebesgeschichte, deren unschuldige Anfänge ich als heimlicher Vertrauter mit erlebt hatte. Es wollte mich bedünken, daß es kaum anders habe kommen können. Ungeduldig und unüberlegt hatte mein Freund, wie im Gefühle, daß ihm die Tage des Lebens knapp zugemessen sein würden, ein Glück vorweg genommen, welches langsam verdient sein will, und nach dem man die Hand nicht eher ausstrecken soll, ehe man nicht Vorsorge getroffen hat, es nach Möglichkeit zu schützen und zu bannen. Wieder nur ein kurzes Jahr war vergangen, als mich in Halle die Nachricht erreichte, daß ein Krankheitsanfall, wie er deren schon so viele durchgemacht, auch ihn dahingerafft habe.

Das Schicksal des Freundes hätte auch mir eine Lehre sein sollen, daß man seinen liebsten Wünschen nicht zu stürmisch nachjagen soll. Die Früchte, nach denen mich gelüstete, waren ganz anderer Art und hingen an einem anderen Baume. Aber auch ich hatte mir keineswegs klar gemacht, wieviel mir noch fehlte, um mit gutem Gewissen das philosophische Katheder besteigen zu

können. Ich nahm meinen brennenden Eifer, meinen guten Willen für ausreichendes Vermögen, und was mir keine Zeit zu ernster Selbstprüfung ließ, war der Ueberdruß an meinem dermaligen Zustande. Vereinsamt, ohne Freude an der bescheidenen Thätigkeit, zu der ich mich nach den bisherigen Proben unmöglich berufen glauben konnte, von Neuem von hypochondrischen Anwandlungen geplagt, schien es mich mit hundert Händen von Berlin wegzudrängen, fast wie vor vier Jahren, wo ich gerade hier den erwünschtesten Hafen zu finden geglaubt hatte. Ich eilte, die Schiffe hinter mir zu verbrennen, meine Berliner Verbindungen und Verpflichtungen zu lösen. Meine Habilitationsschrift war unter Dach und Fach gebracht, und ungeduldig erwartete ich — vielmehr ich erwartete nicht den Bescheid auf mein an das Curatorium der Universität Halle gerichtetes Gesuch um die Erlaubniß zur Habilitation. Kaum glaubte ich selbst, daß derselbe nach dem früher Vorgefallenen und bei dem anhaltend widrigen Winde in den oberen Regionen, günstig ausfallen werde: aber gleichviel, der Versuch sollte gewagt, das Abenteuer mußte bestanden werden. Ende September 1845 war ich mit all' meinen Hab- und Denkseligkeiten in Halle.

Noch während des letzten Berliner Monats hatte mich eine kleine Arbeit, die Frucht einiger glücklicher Morgenstunden, in Spannung erhalten. Sie ist bei ihrem Erscheinen wohl nur Wenigen bekannt geworden, und heute kennt sie Niemand mehr. Das, was mich in Halle so lebhaft beschäftigen sollte, die jüngsten kirchlichen Bewegungen, spukte hier vor. Ich hatte zwar auf die durch den unverständigen kirchlichen Polizeieifer des Ministeriums Eichhorn hervorgerufenen Kundgebungen des bürgerlichen Verstandes, sofern es sich darin um religiöse Bekenntnisse handelte, ziemlich vornehm herabgesehen. Geistreich und neu waren diese lichtfreundlichen Proteste gegen den wieder schärfer angezogenen Symbolzwang in keinem Falle, und noch hohler kam mir die Rhetorik des Rongeschen Offenen Briefes an den Bischof von Trier vor. Wie unerleuchtet indeß, wie unphilosophisch das Bewußtsein der Massen war: es war im Rechte gegenüber dem Versuch, die Geister an veraltete Formeln zu binden und religiöse Ueberzeugungen künstlich zu züchten. Mußte einmal Partei er-

griffen werden, so konnte die Wahl nicht zweifelhaft sein. Einen etwas geistreicheren und vornehmeren Rationalismus als den, der jetzt wieder durch die Welt lief, hatte ich längst in Lessings Nathan und seinen theologischen Streitschriften kennen gelernt. Wäre nur die Hegelsche Ueberweisheit nicht gewesen, die auch diese Lessingsche Verstandesbegeisterung für ein aufgehobenes Moment der im Begreifen des Absoluten gipfelnden Religion des Geistes erklärte, so hätte ich mich zu ihr mit Freuden bekannt, da sie mir um Vieles menschlicher, gemüthreicher erschien. Mit dem Inhalt hatte mich die Form hingerissen; auch sie mit ihrer krystallenen Klarheit, ihrer Schlagfertigkeit und stilisirten Natürlichkeit, war mir im Grunde viel gemäßer als die undurchsichtige Feierlichkeit, die stelzenhafte Schwerfälligkeit der durch Verwickelung und Entwickelung sich fortwindenden Sprache der Phänomenologie. Hatte ich doch schon immer bei meinen Recensionen zwar die Gedanken von Hegel, die Form von Lessing geborgt. Nun wurde ich, als wieder einmal im Gespräche, wie in dieser Zeit so oft, von Toleranz und Intoleranz, von Glaubensfreiheit und Bekenntnißzwang die Rede war, auf die mit Nathans Ringfabel verwandte gefällige Erzählung von Bernhardin de St. Pierre, das Kaffeehaus von Sarate, aufmerksam gemacht. Ich hatte sie kaum gelesen, als der Plan fertig war, die beiden Erzählungen neben einander zu stellen, sie jedoch durch ein moderneres Bekenntniß zu überbieten, das den Inhalt jener anderen vertiefend bestätigen sollte. Die Gesprächsform, die ich nach Lessingschem Muster dafür wählte, lag mir gut zur Hand, so gut, daß sie die Unfertigkeit des Inhalts decken helfen mußte. Wie dem sei: ich schrieb mich mit dieser „Trilogie von Bekenntnissen“ aus dem Hegelschen Absolutismus heraus und in die populären Stimmungen, wie sie eben damals die Zeit vorzugsweise beherrschten, hinüber.

Meinem Habilitationsvorhaben nicht gar zu direct entgegen zu arbeiten, hatte ich die Broschüre anonym in die Welt geschickt. Es sollte sich jedoch bald zeigen, daß ich ohnehin genug auf dem Kerbholz hatte und daß man unter allen Umständen entschlossen sei, mich fern zu halten. Daß sich gleichzeitig mit mir ein zweiter junger Mann zu dem nämlichen Zweck nach Halle begeben hatte, machte mir wenig Kummer. Er war, wie ich bald

merkte, mir an Belesenheit und positivem Wissen weit überlegen, aber ohne alle Initiative; Eigenes zu dem was er gelesen — er las Alles und unterstrich das Meiste — fiel ihm nicht ein; auch seine Meinungen waren angelesene und angelernte; er gab sie stoßweise von sich und war ohne Geschick, sich, sei es im zusammenhängenden Vortrag, sei es im Gespräche, mitzutheilen. Da sein philosophisches Glaubensbekenntniß mehr Schellingisch als Hegelisch und stark von positiven theologischen Gesichtspunkten durchsetzt war, so hatte er alle Aussicht, von oben her gefördert zu werden. Die erforderliche curatoriale Erlaubniß hatte er bei meiner Ankunft bereits in der Tasche, er hätte es so leicht gehabt, mir zuvor zu kommen — wenn seine Habilitationsschrift nur fertig geworden wäre, wenn der äußerlich sehr gut situirte Mann nur jemals den Entschluß hätte fassen können, sich zum Examen zu melden. Er hat ihn niemals gefaßt und bis an seinen Tod die Rolle des stillen, bescheiden liebenswürdigen Privatgelehrten fortgespielt. Was er an Selbstvertrauen und Unternehmungslust zu wenig hatte, das hatte ich zuviel, aber der Strom, gegen den ich anschwimmen sollte, war mir zu stark. Es kam alles, wie ich es hätte voraussehen können. Zu laut sprachen die Universitätsacten gegen den Agitator für Strauß und den damals wegen Unfügsamkeit Bestraften. Der nunmehrige Curator Pernice hatte nicht ermangelt, diese Antecedentien in Erinnerung zu bringen; andere Einbläser hatten gar dem Minister eingeredet, die Blätter über Gesenius seien ein ironisch gemeintes Pamphlet. Vergebens suchte ich, um den hohen Herren aufzuklären und womöglich umzustimmen, eine Audienz nach. Eine Unterredung mit Geh. Rath Eilers, der ja in der That der eigentlich maßgebende Mann war, erfüllte mich mit neuer Bestürzung. Der Herr Geh. Rath enthielt mir, als ich von meiner kritischen Stimmung gegenüber der Hegelschen Philosophie sprach, seine Meinung nicht vor, wie geringschätzig er von dieser Philosophie denke, zugleich aber, um dem abschlägigen Bescheid ein neues Mäntelchen umzuhängen, erklärte er, der Grund desselben sei nicht, was ich als Student und nicht, was ich als angehender Schriftsteller gesündigt, sondern daß ich noch keine Quellenstudien über die Geschichte namentlich der alten Philosophie getrieben habe. Und wenn ich

nun hierüber mich durch Zeugnisse, durch das Zeugniß meines Lehrers und Examinators Trendelenburg auswiese? Ja, lautete die Antwort, das wäre dann schon etwas Anderes, denn Trendelenburg sei ein ehrenwerther Mann. Das war er wirklich. Ihm verdankte ich, daß ich mich auf den einzig würdigen, einzig correcten Standpunkt zurückfand. Ueber meine Befähigung habe einzig die Hallische Facultät zu entscheiden. Ihr also übergab ich auf seinen Rath meine Sache. Ich hatte ihr zwei neue ministerielle Schreiben, die ich inzwischen auf meine Vorstellungen erhalten, vorzulegen. Es war charakteristisch, wie man immer andere Winkelzüge machte und einen Vorwand gegen den anderen zurücknahm. Nicht mehr meine wissenschaftliche Richtung sollte es sein, woran man Anstoß nehme, sondern daß ich im Examen für das höhere Lehramt nicht für alle Fächer die volle Facultas erhalten habe. Und dann wieder: es müsse bei dem ablehnenden Bescheid um so mehr sein Bewenden behalten, weil dem Minister meine bisherigen schriftstellerischen Leistungen nicht das Vertrauen erweckten, daß ich mich auf dem Wege befände zu einer gesunden und ersprießlichen akademischen Thätigkeit. Man sieht: das Letztere, die sogenannte gesunde Richtung war die Hauptsache, alles Weitere bloßer Vorwand; Alles eben waren Uebergriffe in das Recht der Facultät, da statutenmäßig dem Minister nur über die moralisch politische Haltung des Habilitanten ein Urtheil zustand. Unglücklicher Weise war eben Leo Dekan. Dieser weigerte sich, meine Beschwerdeschrift, in der ich die Facultät bat, sie möge ihr eigenes Recht wahren und für mich eintreten, anzunehmen. Erst sein Nachfolger, der alte Gruber, der mir allezeit wohlgesinnt gewesen war, brachte meine Eingabe in Umlauf; nur eine Minderheit indeß hatte den Muth, sich für mich zu erklären, — die schließliche Antwort lautete, die Facultät bedaure, „nach der definitiven Entscheidung des Ministers nichts mehr für mich thun zu können."

Was nun anfangen? An eine Rückkehr in meine voreilig abgebrochenen Verhältnisse konnte ich, wollte ich nicht denken. Es lag am nächsten, die Frist, bis ein günstigerer Wind wehen würde, zu weiterer, gründlicherer Vorbereitung zu benutzen. War ich doch sogleich nach der Vollendung der „Trilogie" an eine neue

Schrift gegangen, die auf das religiöse ein philosophisches Glaubensbekenntniß folgen lassen sollte. Wie jedoch ungeduldige Knaben, statt die Jahreszeit abzuwarten, auch die harten Stachelbeeren und die unreifen Kirschen pflücken, so wollte auch ich meinen Gedanken eine Nothreife abzwingen. Immer eilte ich mit meiner Vorstellung dem unfertigen Ergebniß meiner durcheinanderwogenden Einfälle voraus; immer reizte mich die Freude an der Form, noch ehe ich für sie einen Inhalt hatte. Ich schrieb, um mich zum Denken zu zwingen, ich dachte, grübelte und bilderte, um ein schriftstellerisches Werk zu Stande zu bringen. Zu einem philosophischen System, das mir als die eigentliche Aufgabe vorschwebte, besaß ich als einzige Materialien einige dürftige Motive, die meiner persönlichen Neigung und Gesinnung entstammten, und in Gedanken übersetzt, als Entlehnungen fremden Gutes, als Nachklänge und unbewußte Reminiscenzen erschienen. Schon recht daher, daß ich diese vermeintlichen Bausteine eines künftigen Systems in der persönlichsten Form, als „Selbstgespräche" vortrug und sie meinen Freunden Hermann und Julius widmete. Aus Bescheidenheit war der Titel nicht gewählt. Es schmeichelte dem Verfasser, ein Seitenstück zu Schleiermachers Monologen zu liefern, und hinter der Anonymität verbarg sich ein unverzeihlicher Hochmuth, der an einzelnen Stellen in gespreiztem Hervorkehren des mit sich selbst redenden Ich zu Tage trat. Ohne innere Nöthigung, schon während der Abfassung zuweilen von dem bösen Gewissen des Unfertigen, Unzulänglichen beschlichen, hatte ich mein schlechtestes Büchlein geschrieben, eine litterarische Jugendthorheit begangen, die ich noch später, obgleich sie spurlos verschollen ist, oftmals zurücknehmen zu können gewünscht habe.

Es besserte die Sache nicht, daß das kleine Opus zugleich geschrieben wurde, weil ich meiner Subsistenz wegen auf litterarischen Verdienst angewiesen war. Denn meine geringen Ersparnisse konnten nicht lange vorhalten, und etwa am Waisenhause eine Lehrerstelle zu suchen, ehe die Dinge aufs Aeußerste gekommen wären, widerstrebte meiner Freiheitsliebe und meinem Dünkel. In der Meinung, daß ein Privatdocent in spe doch anders auftreten müsse, als ein Student, hatte ich mir gleich anfangs eine überflüssig geräumige Wohnung genommen. Ich war froh, nach

wenigen Tagen die eine Hälfte einem anderen Miether abtreten zu dürfen. Gesellschaft und Gespräch an einem anständigen Mittagstisch mochte ich auch nicht entbehren: es wurde da Ernstes, ja Gelehrtes verhandelt, aber auch allerhand Possen getrieben, und es war mir allemal heilsam, mit meinen Tischgenossen — einem Privatdocenten, einem Lehrer, ein paar Buchhändlern — zusammen zu sein, wenn ich zu Hause in Gefahr gewesen war, mich an meinen heillosen Selbstgesprächen zu vergrübeln: Den Begriff des Schuldenmachens kannte ich nicht, durch Schriftstellerei Geld zu verdienen, war mir längst geläufig. Da mußte ich es denn nun als ein großes Glück ansehen, daß Professor Meier, der Philolog, mir gute Arbeit zuwies, wie ehedem Gesenius, dessen Erbschaft er gleichsam mit der Gönnerschaft, die er mir widmete, angetreten hatte. Er hatte einen Theil der Redaction der großen Ersch- und Gruberschen Encyklopädie, dieses Riesenwerkes übernommen, das aus den verschiedenwerthigsten Materialien langsam sich zusammenbaute, aber noch heute nicht abgeschlossen ist. In einem solchen Werke des Wissenswürdigsten spielen die philosophischen Artikel eine eigenthümliche Rolle; denn die Philosophie kann sich hier nicht als die Kuppel des Baues zeigen, sondern muß sich im Gegentheil allem anderen Wissen gleichstellen. Anders freilich die große Diderotsche Encyklopädie, die ganz von der Tendenz der Aufklärung durchdrungen und in der alle Gelehrsamkeit in den Dienst der Philosophie getreten war. Hier war es umgekehrt, und mehr noch als auf anderen Gebieten die Veraltung, zeigt sich an den philosophischen Artikeln der Wechsel der Systeme. Der Werth eines solchen Unternehmens, das sich nothwendig selbst überleben muß, wurde auch von Meier keineswegs überschätzt, er glaubte dem Ganzen mit Recht am besten zu dienen, wenn er einzelne bedeutende Artikel für dasselbe zu gewinnnen suchte, während andere als alphabetische Füllsteine dienen mochten. Gewiß aber war es ein Fehlgriff, wenn er solche Artikel von bleibender Bedeutung von einem jungen Menschen erwartete, der sich noch in keiner Weise ausgewiesen hatte. Würde ein solcher Anfänger sich in der Gesellschaft so gelehrter Männer auch nur mit der nöthigen Gesetztheit und dem nöthigen Anstand zu bewegen wissen? Sein Temperament und seine Keckheit hatten ihn allenfalls zum Recen-

senten qualificirt, aber nichts qualificirte ihn zu einer so positiven Schriftstellerei, bei der es nicht auf Gesichtspunkte, nicht auf dialektische Beweglichkeit, sondern auf festes und klares Wissen und wieder auf Wissen, zum mindesten auf wohl begründete und wohl zusammenhängende Ueberzeugungen ankam. Wie dem sei: die Bauleute arbeiteten eben am P, und hier daher wurde auch ich angestellt. Mein erster Artikel war gänzlich mißrathen und mußte mir zurückgegeben werden. Wie ein Lehrling, der zum ersten Mal selbständig ein Kleidungsstück fertigen soll, hatte ich das Zeug verschnitten und verdorben. In ganz zuchtloser Weise hatte ich aus freier Hand mit einigen mir aus meinem Hegel geläufigen Griffen über das psychologische Thema, um das es sich handelte, phantasirt. Zum zweiten Mal gelang es mir ein wenig besser; ich lernte begreifen, daß man auch zum kleinsten Bau vor allem Holz und Steine braucht, und daß es Kalk und Tünche allein nicht thun. Ich fing nun an, mir einige, die nöthigsten Materialien eilig zu beschaffen, leider, aus Mangel an Zeit und Unkenntniß der Bezugsquellen, meist von Zwischenhändlern und nicht von der besten Beschaffenheit. Der gütige und nachsichtige Auftraggeber entzog mir trotzdem sein Vertrauen nicht und beauftragte mich mit einem Bau, für den der erfahrenste Meister gerade gut genug gewesen wäre —: ich sollte bis zu einem bestimmten, ziemlich weit hinaus gerückten Termin den Artikel „Philosophie“ liefern. Eine bessere Gelegenheit, einen ehrenvolleren und lohnenderen Antrieb, mich für meine künftigen Vorlesungen vorzubereiten, hätte ich mir nicht wünschen können. Ich erblickte selbst meine Aufgabe in diesem Lichte. An dem guten Willen, durch diese Arbeit selbst zu lernen und ein Werk hervorzubringen, das mir Ehre machte, und auch die oberste Behörde zwänge, mich anzuerkennen, fehlte es mir nicht. Vorsichtig und gewissenhaft genug, wenn auch mit mangelhaftem Handwerksgeschick, legte ich die Fundamente. Der Plan war der, an der geschichtlichen Entwickelung der Philosophie zu zeigen, was es mit dieser Wissenschaft auf sich habe und worin ihre Aufgabe für die Zukunft bestehe. Aber der Weg durch die Geschichte war ein gar weiter. Er führte durch große Strecken, die ich aus eigener Anschauung noch nicht kannte, und welche selbständig

zu durchforschen die Zeit fehlte, wenn auch die Geduld nicht gefehlt hätte. Nur die Anfänge, nur die großen Systeme des Alterthums und die neueren seit Kant waren mir so vertraut, daß ich einen leidlichen Führer abgeben konnte — für alles Dazwischenliegende war ich auf fremde Berichte und, bei unzureichender Kenntniß der Hülfsmittel, nicht überall auf die zuverlässigsten angewiesen. Höchst ungleichmäßig daher mußte meine Geschichtsdarstellung ausfallen, hier Stationen überspringend oder überfliegend, hier wieder, so oft ich festeren Grund unter den Füßen hatte, verweilend und stockend. Vor allem aber, nachdem ich so viele Gedankenländer durchwandert: wie sollte mein eigenes Utopien aussehen? Wenn ich oft unterwegs ermüdete, abbrach, rastete — am meisten fürchtete ich mich vor dem Ziele, das in nebelhafter Unklarheit vor mir lag. Die Welt Hegels war mir ja zusammengebrochen. Das sittliche Pathos Fichtes, die sinnliche Dringlichkeit Feuerbachs, die tiefen und feinen Gedanken Wilhelm von Humboldts, die glänzenden Schillers — das alles schwirrte mir vor den Augen wie bunte Farben, die sich doch zu keinem sicher umrissenen Bilde verbinden wollten. Die Geschichte sollte mit einem System enden, und dies System wies doch wieder nur auf die Geschichte zurück.

Hätte ich in stiller Gelehrten- und Denkarbeit, ungestört durch die mich umgebende Welt, dieser Arbeit mich hingegeben, so wäre sie ohne Zweifel trotz aller Verwegenheit und Verlegenheit des Dilettantismus besser gefördert worden, besser gerathen und hätte mir mehr zum Heile gedient. Aber ich hatte viel zu viel Zeit, um sie weise genug zu benutzen, und viel zu viel Unruhe im Blut, um nicht von der Zwangsarbeit immer wieder aufzuspringen und sie eine Zeitlang zur Seite zu schieben. Ich hatte stark gesellige Bedürfnisse und wäre nicht im Stande gewesen, lange nur mit mir selbst und mit den gedruckten Freunden mich einzuschließen. Durch Max Dunckers Vermittelung gewährte man mir den Zutritt zu einer philosophischen Gesellschaft, zu der sich eine Anzahl Hegelianer und Halbhegelianer, ein Theil der jüngeren Docenten — unter ihnen Karl Schwarz, der freisinnige Theolog —, von den jüngeren Geistlichen der Stadt Wislicenus und Andere zusammengethan hatten. Ich kam noch eben recht, um

mich mit einem nachher in Druck gegebenen Aufsatz: „Die Autorität, welche fällt, und die, welche steht" einzuführen — einem Protest gegen alle Autorität außer der des Gewissens, der Form nach eine Nachbildung von Lessings Erziehung des Menschengeschlechts. Unmittelbar danach löste sich die Gesellschaft auf: die Philosophie stand nicht mehr im Vordergrunde des Interesses. Dem philosophischen Interesse hatte das populäre den Rang abgelaufen. Was es jetzt galt, das war die Freiheit des religiösen Bekenntnisses. Um diese wehrte sich jetzt, da sie in herausfordernder Weise von oben her dem protestantischen Volke verkümmert werden sollte, das populäre Bewußtsein. An diesem reizbaren Punkte fühlte sich das liberale Bürgerthum verletzt; in der Form der Opposition gegen die von obenher betriebene Glaubensmacherei erhob sich der Liberalismus. In Halle, dem alten Sitze des Rationalismus, sammelte dieser jetzt von Neuem seine Kräfte und nahm eine praktisch oppositionelle Gestalt an. Ich hätte mich dieser Bewegung nicht zu entziehen gewußt; alle meine Freunde schlossen sich ihr an. So einfach gestaltete sich durch die von der Regierung eingenommene Haltung die Parteifrage, daß im Lager der Lichtfreunde oder der protestantischen Freunde Alles sich zusammenfand, was in irgend einem Sinne für Freiheit des Geistes eintrat. Man mochte von der Hegelschen Philosophie oder aus der Schule Schleiermachers kommen: so lange es die großen Principien der Denk- und Bekenntnißfreiheit gegen romantische Reactionsgelüste zu vertheidigen galt, mußte man der lichtfreundlichen Bewegung den Sieg wünschen und dabei hoffen oder sich vorbehalten, daß der Geist der Bewegung sich vertiefen, daß sich etwas Neues und Bedeutenderes aus ihr entwickeln würde.

Und so sah ich denn sehr bald meine Cirkel verwirrt und mich von dem agitatorischen und demonstrirenden Treiben der protestantischen Freunde mit fortgerissen. Für mich concentrirte sich das zum Theil recht trübe Licht der lichtfreundlichen Aufklärung in einem Gestirn, das nur mehr aus weiter Ferne strahlte, dessen Leuchtkraft mir aber noch lange nicht erschöpft schien, wenn man es nur verstand, sie durch neue Spiegelungsapparate zu verstärken. Wenn Lessing geträumt hatte, er werde selbst so oft wiederkehren als er neue Kenntnisse, neue Fertig-

keiten zu erlangen geschickt sei, so dachte ich mir diesen wiedergekommenen Lessing als den besten Lehrer der gegenwärtigen Generation, seinen Geist hindurchstrahlend durch die seitdem gesteigerte und weiter entwickelte philosophische Bildung des Jahrhunderts. Seine Sprache und Lehrart hatte ich mir so angebildet, wie man sich die Handschrift geehrter und geliebter Personen unwillkürlich aneignet. In diesem Sinne hatte ich mit Verwendung von Motiven aus dem System neuer und neuester Denker schon in meinen bisherigen Flugschriften auf eigene Hand meine Gedanken spielen lassen. In diesem Sinne reihte ich mich jetzt in die lichtfreundliche Freischar ein und stellte mich in den Dienst ihrer Bestrebungen. Innerlich vertrug sich das ganz gut mit meinen philosophischen Studien und meinem Suchen nach einem abschließenden eigenen Standpunkt; die praktische Wirkung, die ich damit ausübte, entsprach ganz meiner keineswegs mit dem bloß Theoretischen und Contemplativen begnügten Natur — wie hätte ich der Versuchung widerstehen können, aus der Studirstube auf den Markt zu treten, von der vorgeschriebenen Marschroute abzuweichen, mich zu zerstreuen und in Gelegenheitsschriftstellerei zu verlieren? Wenn ich mich dadurch aufs Neue compromittirte und mißliebig machte — was that das? Es war Pflicht, mit dem als recht und wahr Erkannten nicht hinter dem Berge zu halten und Farbe zu bekennen; dies war die Bedingung des Sieges, und nur von diesem Siege, nicht von den officiellen Vertretern der Unfreiheit und Verdämmerung war zuletzt auch für meine persönlichen Zwecke etwas zu erwarten. Ich ließ also das Schriftchen über die Autorität mit meinem Namen erscheinen. Ich schrieb in Sachen der protestantischen Freunde ein paar lebhaft gesticulirende Streitartikel für die Hallische Zeitung, die sich in ihrer vornehmen Haltung seltsam genug in dem durchschnittlich recht kleinstädtischen Blatte ausnahmen. Ich wurde ein eifriger Mitarbeiter der von Wislicenus mit Anfang 1846 gegründeten Monatsschrift, der „Kirchlichen Reform". Wislicenus war zweifellos der ehrlichste, klarste, schneidigste unter den in die Bewegung eingetretenen Geistlichen. Während der umstandslose, breit dahertretende, gemüthsselige Rationalismus Uhlichs mich langweilte und verdroß, so ließ sich an Wislicenus' einfache Ver-

ständigkeit, die die Wahrheit und nur die Wahrheit wollte, anknüpfen; der Stahl ließ sich poliren, und eben das that ich mit den Beiträgen für seine Zeitschrift. Ich suchte ihnen eine möglichst edle, klassische Form zu geben. Ich war aufs Eifrigste bemüht, auch den tieferen Gedanken so verständlich, so populär wie nur möglich vorzutragen. Ich schrieb, wie Lessing, in knappen Paragraphen, die wie Ringe ineinandergriffen; ich kleidete meine Meinung, wie Lessing, in das Gewand der Erzählung, der Parabel; ich suchte, wie Lessing, auch der fortlaufenden Auseinandersetzung den Charakter des Gesprächs, die Lebendigkeit und Ueberzeuglichkeit der mündlichen, lauten Rede zu geben. Inhaltlich aber lief Alles auf zwei Punkte hinaus. Einmal darauf, daß der reinste Verstand selbst die reinste Frömmigkeit sein könne, und sodann darauf, daß — nun kurz, auf die Moral der Lessingschen Fabel, daß das ganze Christenthum in der Praxis reiner, aufopferungsfroher Liebe beschlossen sei. Nicht ganz so, wie es Lessing gemeint hatte. Denn nicht an die Stelle des Dogmas, des vor dem Verstande um seiner Widersprüche willen unrettbaren, sollte „das freudige Rechtthun" treten, sondern es galt die Entdeckung, daß jene Dogmen selbst gar nichts Anderes enthielten als die in theoretische Formeln zurückgebildete, in unangemessene, nothwendig unangemessene Form gezwängte Erscheinung der lebendigen Liebe. Nicht als ein gleichgültig nebenher Gehendes, als ein Gebilde der frommen Phantasie sei der mythologische Bestand der Kirchenlehre und die überlieferten Symbole aufzufassen; aber auch nicht, wie schon Lessing mit der Dreieinigkeitslehre gethan, in speculative Begriffe und Begriffsverhältnisse sei das Dogmatische umzudeuten — vielmehr als Leben und Liebe müsse der Kern aus der theoretischen Hülle hervorspringen, in der er bis dahin, wunderlich verkehrt, verstandesmäßig, und doch dem Verstande widerstrebend, verhüllt gewesen. Verschiedene Gedankenfäden schossen mir hier zusammen. Mit Lessing combinirte sich Fichte, dessen soeben in einer schönen Gesammtausgabe neu zugänglich gemachte Werke ich mit anhaltendem Athem und steigender Bewunderung gelesen, über den ich in der Litteraturzeitung, auch in Ebertys „Reform" geschrieben hatte. Den Begriff des Incommensurablen, die Auffassung des Dogmas als eines die

Praxis nur unvollkommen zum Ausdruck bringenden Theoretischen hatte ich aus Humboldts Sprachphilosophie auf die Religionsphilosophie übertragen. Endlich aber war es ein historisches Aperçü, wodurch sich mir jetzt zuerst die Thatsache des Christenthums erleuchtete. Ich fing jetzt zum ersten Mal unter dem Einfluß der historischen Betrachtungsweise meines Freundes Duncker an, in die Ursprungszeit des Christenthums einen Blick zu werfen. Christi Persönlichkeit, von allem Legendarischen und Dogmatischen entkleidet, hob sich mir entgegen — „mitten in der Zeit des herzlosen verirrten Verstandes ein reines, thatenreiches, liebevolles Menschenleben“ — kein Weltweiser, sondern eine durchaus praktische Persönlichkeit — die persönlich und wirklich gewordene Liebe. Erst durch diese Anschauung bekam mein religiöses Bekenntniß Halt und Schluß. Was ich wollte — reine, begeisterte Sittlichkeit, als der freigewordene, widerspruchslose Niederschlag aus dem widerspruchsvollen Bekenntnißchristenthum — nun erst, weil es in Christo schon einmal dagewesen, — nun erst konnte ich es mit herzlicher Neigung glauben, als etwas wahrhaft Religiöses, als mein Christenthum freudig umfassen und überzeugt vertreten.

Mit diesen Bemühungen, mich theoretisch zurechtzufinden, ging nun die Antheilnahme an den praktischen Bethätigungen der großen oppositionellen Gemeinde Hand in Hand. Den Kern der Bürgerschaft im Sinne der freien Richtung zu beeinflussen, dienten festliche Zusammenkünfte in der „Traube“, einem vor der Stadt gelegenen großen Gartenlocale, zu denen irgend ein Gedenktag die Veranlassung bot. Zu Hunderten fanden sich die wackeren Bürger an einer einfachen Festtafel ein, um den Trinksprüchen und Reden der Führer andächtig zu lauschen. Am Geburtstage Friedrichs des Großen, am 22. Januar 1846, war Max Duncker der Hauptredner; und eben an diesem Tage führte ich mich zum ersten Male als öffentlicher Redner mit einer begeistert aufgenommenen Verherrlichung Lessings ein, der ja gewiß hier so gut seinen Platz verdiente wie an dem Postament der Rauchschen Reiterstatue. Die Freude über den Erfolg meiner Rede wurde mir, sehr heilsam für meine Selbstgefälligkeit, nur dadurch einigermaßen gedämpft, daß Duncker den Vorstoß etwas zu lebhaft fand und vor zu

radicalem Vorgehen warnte. Der nächste Traubenabend galt im April dem Geburtstage Huttens. Wieder war hier das Patriotische mit dem heldenhaft Freigeistigen gemischt und mir die Rolle zugetheilt, neben dem verwegenen Ritter den stillen Denker zu verherrlichen. Das rhetorische „Wer folgt mir von Ufnau nach Königsberg?“ war wohl nicht ganz im Sinne des der Redekunst abgeneigten Königsberger Weisen, aber es sicherte mir eine halbe Stunde lang zwischen Fisch und Braten die Aufmerksamkeit einer großen ungelehrten Versammlung für Auseinandersetzungen, die nur in ihren allgemeinsten Spitzen mit der Stimmung der Zuhörer zusammentrafen, und wird mir noch nach länger als fünfzig Jahren, noch bis auf den heutigen Tag als geflügeltes Wort entgegengerufen. Ich habe mich bei ähnlichem Anlaß später auch an Leibnitz versucht: so hoch griffen wir die Sache an, und gewiß durfte uns nicht der Vorwurf gemacht werden, uns durch die Massen herabziehen zu lassen, da wir im Gegentheil sie zu uns heraufzuheben in jeder Weise bedacht waren. Die vornehmere Haltung der Wenigen freilich konnte auf die Dauer gegen die volksthümlichere, und die theoretische gegen die praktische nicht Stand halten. Am Ende war doch die gemeinverständliche Gemüthlichkeit von Uhlich und der ehrliche kurzangebundene Radicalismus von Wislicenus mächtiger als unser akademischer Neuprotestantismus, der, während er für uns eine Beschäftigung mit Problemen war, keinerlei positives, praktisch religiöses oder kirchliches Bedürfniß befriedigte. Aber darum gerade war es Denen zu thun, die es mit ihrer Opposition gegen die bestehende, jetzt von Staatswegen so unduldsam betonte kirchliche Lehre ernst meinten. So hatte sich unter unseren Augen eine deutsche katholische Gemeinde gebildet, an deren Spitze ein abtrünniger Geistlicher, Giese, ein Mann von fanatischem Groll gegen die Kirche, die er verlassen, und von stark radicalen Instincten stand. Derselbe hatte in seiner bedrängten Lage Schutz und Unterkunft bei einem der Unserigen, dem würdigen Buchhändler Schwetschke, gefunden und sich unserem Kreise angeschlossen. Eben Gustav Schwetschke war es, der auch für die Bewegung auf dem Gebiete des Protestantismus die Loslösung von der Landeskirche als das natürlichste und wünschenswertheste Ziel ansah. Seine auf Be-

haglichkeit gestellte Natur war im Grunde allem Gewaltthätigen und Gewagten abgeneigt, allein bei allem phlegmatischen Naturell steckte ein Stück von einem Poeten in ihm; wohlbekannt mit dem Zeitalter der Reformation und des Humanismus träumte er von der Wiederkehr der damaligen großen Weltbewegung; er malte sich die Zustände einer neuen, noch freieren Kirche möglichst idyllisch aus und nebenbei schmeichelte es seiner Eitelkeit, als angesehener Patricier durch seinen Vorantritt weite Kreise des Bürgerthums nach sich zu ziehen. Von Magdeburg her drängte Uhlich, den Erfolgen seiner Wirksamkeit und der Anhänglichkeit einer großen Verehrerzahl vertrauend, zum Austritt. Wir konnten uns den Besprechungen über die Zweckmäßigkeit eines solchen Schrittes nicht entziehen. Wir waren soweit mitgegangen, wir hatten das Feuer geschürt — wenn wir es jetzt zu dämpfen suchten, so mußten wir wenigstens unsere Gründe vorbringen und unsere Zurückhaltung motiviren. Es wäre das so leicht nicht gewesen. Das Eingeständniß, daß wir mit all' unserer Kritik des alten Glaubens- und Kirchenwesens und trotz alles Hinausseins über die kahle, rückständige Weisheit des alten Rationalismus, doch selbst kein neues positives Fundament zu legen im Stande seien, das auch nur entfernt die Tragbarkeit des vor Jahrhunderten gelegten hätte — dies Eingeständniß wäre gar zu beschämend gewesen; der Vorwurf, daß wir nun Diejenigen im Stiche ließen, die den Muth hatten, die Consequenz ihrer Ueberzeugung zu ziehen, hätte uns nicht erspart werden können, wenn unser Zurückweichen nicht durch die radicale Färbung der vorwärts drängenden Bewegung gerechtfertigt worden wäre. Die freie protestantische Kirche, wie Uhlich sie um sich zu sammeln suchte, war nur ein unendlich hohles und mattes Gebilde, in welchem von allen Forderungen des religiösen Gemüths nur die Gemüthlichkeit zu ihrem Recht kam: was dagegen Wislicenus vorschwebte, war keine Kirche mehr, sondern nur noch eine freie Bildungsgemeinschaft, aus welcher aller specifisch religiöse Inhalt bis auf die leisesten Nachklänge verschwunden war. Wir hatten dem tapferen Manne, dessen Gewissensernst, dessen ehrliche Ueberzeugungstreue über alles Lob erhaben war, bisher treulich zur Seite gestanden; seine Entscheidung für den Geist gegen die Schrift war auch die unserige gewesen.

Als er aber nun (i. J. 1846) seinen Brief an die in Königsberg gebildete freie Gemeinde veröffentlichte, da schied sich denn doch, was nicht zusammengehörte; nach einer lebhaften Discussion trennten sich die Gemäßigten von den Radicalen, und nur eine kleine Minderheit entschloß sich zu dem Abenteuer, mit dem Führer den Sprung ins Leere zu thun.

Bis zu diesem entscheidenden Punkte hatten die Dinge sich entwickelt, als ich, durch meinen eben von Tübingen zurückgekommenen Freund Wolf angeregt, für Schweglers „Jahrbücher der Gegenwart" einen über das Treiben der protestantischen Freunde in Halle orientirenden Aufsatz schrieb — einen Aufsatz, der zwar eine wesentlich apologetische Tendenz verfolgt, aber doch zugleich mit einer gewissen künstlerischen Absicht, nach dem Vorbilde von Goethes Aufsatz über Winckelmann, sich objectiv in die Charakteristik von Zuständen, Situationen, Personen und Bestrebungen vertieft. So habe ich damals diese Dinge angesehen, und noch heute kann ich im Wesentlichen die Richtigkeit des Bildes bestätigen.

Um dieselbe Zeit aber, wo die lichtfreundliche Bewegung durch die Voreiligkeit der aus der Kirche Austretenden einen Stoß bekam, der Viele zu ernsterer Besinnung nöthigen mußte, wurde sie durch eine andere Strömung gekreuzt. Immer schon hatte sie einen politischen Hintergrund gehabt, und wo es irgend anging, hatte namentlich Max Duncker den Blick von den religiösen Fragen auf die faßbareren staatlichen und nationalen hinzulenken gewußt. Der Sinn dafür war in der Hallischen Bürgerschaft nur erst wenig ausgebildet und mußte erst an den Ereignissen geschult werden. Solch ein Ereigniß war der offene Brief Christians VIII., und mit der von Duncker in Gang gesetzten Agitation für die Schleswig-Holsteinsche Sache wandte sich zuerst das Interesse von den kirchlichen den nationalen Dingen zu. Noch einmal sammelte sich die religiös-liberale Stimmung in der Feier von Wegscheiders fünfzigjährigem Doctorjubiläum. Der Alte wußte sich durchaus würdig zu benehmen und bei aller Festigkeit, mit der er sich auf seinem Standpunkt behauptete, der neuen Lage gerecht zu werden. Es war eine große Genugthuung für ihn, daß eine jüngere Generation, wenn auch mit anderen wissenschaftlichen Mitteln und

mit anderen praktischen Zielen, sich noch immer zu den großen Principien der Vereinbarkeit der Religion mit dem gesunden Verstande und der Freiheit der Forschung bekannte. Mir aber war es eine erwünschte Gelegenheit, durch aufrichtige Ergebenheit gegen den verdienten Veteranen wieder gut zu machen, was ich durch hochmüthige und verletzende Aeußerungen in meinem Schriftchen zum Andenken seines Freundes Gesenius an ihm gesündigt hatte.

Nun jedoch hatte sich die Hochfluth der kirchlichen Bewegung verlaufen. Hatte nur eben die Schleswig-Holsteinsche Frage die Gemüther auf andere Sorgen gelenkt, so nahm vollends seit Anfang 1847 die preußische Verfassungsfrage alles Interesse in Anspruch. Durch die Agitation für eine freiere Gestaltung des kirchlichen Lebens war gleichsam der Boden bereitet für die Antheilnahme am Oeffentlichen überhaupt. Der kirchliche Liberalismus war die Uebungsschule für den politischen gewesen, und wir in Halle besaßen in den bisherigen Traubenversammlungen bereits ein Organ, in den kirchlich aufgeregten Massen eine Armee, die nur in anderer Richtung verwandt zu werden brauchte. Auf diesem neuen Gebiete war die Gefahr, im Negativen hängen zu bleiben und übertriebene Forderungen zu stellen, noch nicht vorhanden. Der politische Dilettantismus war viel unschuldiger und bescheidener als der religiöse. Hier wurde es fürs Erste viel leichter, die noch unfertigen und ungeschulten Meinungen einheitlich zu leiten, und noch war die gesammte liberale Bürgerschaft bereit, der Autorität eines so unzweifelhaft freisinnigen und doch durchaus maßhaltenden Mannes wie Duncker zu folgen. Dieselben protestantischen Freunde, die sich eben über die Frage des Austrittes gespalten hatten, waren über die Frage der Annahme oder Ablehnung des Patents vom 3. Februar, über die dem Vereinigten Landtag obliegenden Aufgaben, über die Beurtheilung der Oppositionspartei des Landtags vollkommen einig. Wir feierten jetzt in der alten Weise Beginn und Ausgang der Ersten großen parlamentarischen Versammlung in Preußen, gaben unseren Hoffnungen und Gesinnungen den lebhaftesten Ausdruck und brachten den Wortführern der liberalen Partei die ehrlichsten und begeistertsten Huldigungen dar.

Die Wendung, welche ich so mit durchlebte, machte ich nun

auch in meiner Schriftstellerei durch. Unmittelbar in das Politische mit einzugreifen, fehlte es mir viel zu sehr an den juristischen und historischen Kenntnissen, die dazu die Vorbedingung sind. Dagegen dem, was unter meinen Augen geschah, eine allgemeinere Beziehung zu geben, und es hurtig, vorschnell zu einem Gesetz, einer Nothwendigkeit zu construiren, dazu war ich allezeit bereit und bildete mir ein, auch dadurch einen Beitrag zur Aufklärung der Zeitereignisse, einen Anstoß zu deren Weiterentwickelung geben zu können. Die Schrift von Gervinus über das Patent vom 3. Februar hatte uns lebhaft angesprochen, da sie unseren eigenen Ueberzeugungen entsprach. Aber auch die frühere über die Mission der Deutschkatholiken, in der er an diese Bewegung prophetische Hoffnungen anknüpfte, die leider nicht in Erfüllung gehen sollten, hatte durch ihren constructionslustigen Sanguinismus und ihre nachdrückliche Beredsamkeit großen Eindruck auf mich gemacht. Ich, und nicht ich allein, stand unter dem Banne der Anschauung, die sich durch sein großes Werk über unsere nationale Dichtung hindurchzieht, wonach unser Volk nach so vielen glänzenden Leistungen auf wissenschaftlichem, künstlerischem und religiösem Gebiete endlich an dem Punkte angekommen sei, wo es zu der bisher verabsäumten politischen Arbeit übergehen müsse. In ähnlicher Weise nun legte ich mir die auf einer sehr beschränkten Stelle gemachten Erfahrungen zurecht; ich deutete in einem „die Krisis unserer religiösen Bewegung“ betitelten Schriftchen die eben jetzt matter gewordenen oder gescheiterten Kämpfe um die Freiheit des Glaubens als bloße Anläufe und mehr oder minder unbewußte Regungen, deren eigentliches Ziel der Kampf um die staatliche Freiheit sei. Ich müßte mich sehr irren, oder wer es der Mühe werth hielte, das Schriftchen zu lesen, müßte in Form und Manier den Gervinusschen Typus, von dem es beherrscht war, wiedererkennen.

Einen anderen Streifzug in das politische Gebiet oder doch bis an die Grenze desselben zu wagen, verleitete mich gleichfalls der leider so stark bei mir entwickelte Nachahmungstrieb. Man entsinnt sich der Wirkung, welche Robert Prutzens im Jahre 1843 erschienene aristophanische Komödie „die politische Wochenstube“ gemacht hatte. Warum sollte der Versuch, unsere romantischen und reaktionären Gegner zu komödiren, nicht wiederholt werden?

Stoff genug hatte sich dazu angesammelt. Eine unterdrückte Partei wird immer, so lange ihr andere Machtmittel nicht zur Verfügung stehen, auf die Waffen des Witzes und der Satire angewiesen sein; wie ein beunruhigter Bienenschwarm wird sie sich, auch auf die Gefahr hin, dafür büßen zu müssen, durch Stechen bemerklich machen. Diese kritisch satirische Laune, durch so viele Thorheiten der Gegenpartei herausgefordert, war in den oberen Regionen des Kreises, dem ich mich angeschlossen hatte, stark im Schwange. Auf dem Untergrunde eines tiefen Grolles gegen die bestehenden Zustände, eines ernsten positiven Pathos für unsere Ideale spielte fortwährend der Humor, der sich durch das Lächerlichmachen der Gegner für ihr Obenauffsein schadlos hielt. Auch ich war davon angesteckt. Mit meinem Aristophanes war ich gut genug vertraut und Verse wie die der politischen Wochenstube glaubte ich allenfalls auch machen zu können. So verdarb ich denn meine schöne Zeit und brachte wirklich eine vieraktige Komödie „die Parteien“ zu Stande. Was soll ich von dem seltsamen Exercitium sagen? Sie passirte die metrische Censur meines hochverehrten Gönners Meier. Aus seiner und anderer Freunde zurückhaltender Kritik hätte ich wohl abnehmen können, daß die Anspielung auf locale Hallische Vorgänge, die gar zu durchsichtige Allegorie, die Magerkeit der Späße und das Erzwungene der Composition nach ihrer Meinung nicht dazu angethan sei, in weiteren Kreisen irgend eine Wirkung zu üben. Der Versuch sollte dennoch gemacht sein. Wenigstens zur Probe hätte ich gern einzelne Partieen dem Publikum vorgesetzt. Die schickte ich denn in Begleitung eines Litteraturbriefchens an Ruge, der eben in Leipzig eine neue Zeitschrift herausgab, „die Akademie“. Die ablehnende Antwort war so freundschaftlich gefaßt, daß ich mich über mein poetisches Fiasko tröstete und das sauber geschriebene Manuscript ad acta legte. Da ist es liegen geblieben, und ich wünschte nur, daß noch mehreren meiner unreifen Allotria dasselbe Schicksal zu Theil geworden wäre.

Eine meinen Talenten viel gemäßere Aufgabe, die mich mit einem Male wirklich zum politischen Schriftsteller machte, wurde mir bald danach von buchhändlerischer Seite entgegengebracht. Die Verhandlungen des Vereinigten Landtages hatten begonnen

und wurden nicht bloß ihres Inhaltes wegen, handelte es sich ja um Sein oder Nichtsein eines constitutionellen Preußens — sondern auch deshalb, weil sie im Unterschied von den ängstlichen Protokollauszügen der bisherigen Provinziallandtage, vollständig veröffentlicht wurden, mit ganz anderer Spannung verfolgt als heutzutage parlamentarische Debatten. Da war ja der Vorhang, der so lange unser öffentliches Leben den Blicken entzogen hatte, endlich aufgezogen. Auf offener Bühne spielte sich das Drama des Verfassungskampfes ab und riß die Zuschauer unwiderstehlich zur Theilnahme fort. Kein Dichter hätte in diesen Tagen die Aufmerksamkeit so fesseln können wie die Redekämpfe im Weißen Saal; kein Buch wurde so eifrig und andächtig gelesen wie die Spalten der Preußischen Staatszeitung. Wie oft übernahm ich die Rolle des Vorlesers, um den sich nach Tische die ganze Mittagsgesellschaft drängte, und wie gern übernahm ich diese Rolle, wie lebhaft dachte ich mich an die Stelle des Redners, wenn er Gesinnungen äußerte, die den meinigen verwandt waren! Es war die Täuschung des spielenden Kindes, das, ganz hingenommen von einer eindrucksvollen Schaustellung, sie nachahmen zu können meint; aber meine Phantasie — eine stark rhetorische Phantasie — ging ganz in der Sehnsucht auf, es diesen Männern gleich thun und wie sie mit weittragender Wirkung in einer so glänzenden Versammlung reden und Beifall ernten zu dürfen. Die tapfersten und die beredtesten unter den Vorkämpfern für die Erweiterung der damals nur erst so kärglich gewährten Rechte der Nation hoben sich, je nach ihrer Eigenthümlichkeit, deutlich heraus; ihre Namen waren in unser Aller Munde und wir stritten, ob wir dem trotzigen Abgeordneten von Hagen oder dem milden Beckerath, dem klugen Hansemann oder dem feinsinnigen Camphausen den Vorzug geben sollten. Da kam mir von Alexander Duncker der Antrag, dem Ersten Vereinigten Landtag und seinen Rednern ein litterarisches Denkmal zu stiften, durch das die Eindrücke dieser denkwürdigen Verhandlungen festgehalten, die Hauptmomente hervorgehoben und dem allgemeinen Verständniß noch näher gebracht würden. Es war der glückliche Gedanke eines mit der öffentlichen Stimmung rechnenden gescheidten und erfahrenen Buchhändlers, die Persönlichkeiten in den Mittelpunkt einer solchen

Darstellung zu rücken, das Sachliche danach zu gruppiren, es dadurch zu beleben und Beides zu einem faßlichen, wirkungsvollen Bilde zu vereinigen. Keine lockendere Aufgabe hätte mir gestellt werden können: es war nur zu verwundern, daß ich nicht selbst darauf gefallen war; sie entsprach meinen eigensten Neigungen, und über das Bedenken, daß ich die politische Materie doch keineswegs beherrsche, hob mich die Lust am Charakterisiren und der innere Antheil an der großen patriotischen Action hinaus. Hier hatte ich ja nicht zu erfinden, sondern nur einen reichen, fest begrenzten gegebenen Stoff zu formen. Hier war ich sicher, nicht ins Blaue hinaus, sondern in eine schon vorhandene Stimmung hinein und vor einem völlig vorbereiteten Publicum zu reden. War mir durch Schranken, die damals noch unüberwindlich schienen, versagt, in den Kreis dieser Volkstribunen selber einzutreten, so durfte ich mich wenigstens dienend ihnen anschließen, ihnen die Waffen nachtragen und Heroldsdienste für sie verrichten. Mit den Hochverehrten, zu denen wir als zu unseren Vorfechtern und zu Bürgen einer hoffnungsvollen Zukunft aufblickten, in persönliche Beziehung zu treten, machte mich ganz glücklich. Die Mode des Interviewens war damals noch nicht aufgekommen, und ich mußte die Gelegenheiten erlauschen, bei einer zu diesem Zweck unternommenen Reise nach Berlin, die vielbeschäftigten Parlamentarier persönlich kennen zu lernen. Einige der Köpfe, die ich zeichnen wollte, mußte ich mir genügen lassen, wenigstens in einiger Nähe zu sehen. Zu Anderen fand ich Zutritt, indem ich mich den von Halle abgesandten Bürgern anschloß, die den Auftrag hatten, die Gefeierten zur Theilnahme an einem nach dem Schluß des Landtages zu ihren Ehren zu veranstaltenden Traubenfest einzuladen. Wir wurden, wie billig, freundlich und höflich, aber wie zu erwarten war, mit halber oder ganzer Ablehnung beschieden. Von dem Einen und Anderen erhielt ich auch wohl auf mein besonderes Anliegen um biographische Mittheilungen eine gefällige Zusage. Im Ganzen hatte ich zu beobachten, wie verschieden sich die Menschen solchen Zudringlichkeiten gegenüber verhalten, wie sie offener oder zurückhaltender, bewußter oder gleichgültiger sich geben; wie mir denn die weltmännische Freundlichkeit und liebenswürdige Mittheilsamkeit Mevissens, die vornehme Unnahbarkeit Camphausens in Er-

innerung geblieben ist. Einen über Erwarten gnädigen Empfang fand der schüchterne Litterat bei dem glänzenden Lichnowsky. Ich hatte die Ehre, seiner Toilette beiwohnen zu dürfen, und fand den Fürsten von einer so leutseligen und selbstgefälligen Gesprächigkeit, daß ich bei aller Freude über die reichen Mittheilungen doch einige Beschämung über die Vertraulichkeit empfand, die ich mit seinem Friseur zu theilen hatte, um so mehr, da ich das Gelüst in mir aufsteigen fühlte, mich für die Situation zu rächen und ihn, der sich so naiv vor mir enthüllte, nicht ganz so sanft zu striegeln wie der Haarkünstler that. Sehr bequem stellte sich dem Zeichner Alfred von Auerswald. Ihn führte eine Reise durch Halle, und kaum war die Kunde davon verbreitet, als sofort Anstalten getroffen wurden, ihm in seinem Gasthof eine Huldigung darzubringen. Nachdem die Klänge eines Ständchens verhallt waren, begrüßte Duncker den hohen Gast in würdig angemessener Ansprache, und Jener erwiderte warm und treffend, der Zuhörerschaft gemäß uns ein Pindarisches Wort zurufend. Alles wäre so schicklich wie feierlich verlaufen, wenn nicht einer der bravsten und eifrigsten unserer Gefährten, dessen ungeschickte, ja geschmacklose Ehrlichkeit uns schon öfter Noth gemacht hatte — er verdankte derselben später den Verlust seiner Pfarrstelle — für nöthig gehalten hätte, den ganzen Auftritt zu entschuldigen: der vorgetragene Gesang habe nur unvollkommen ausfallen können; denn nur mit großer Mühe sei es uns gelungen, die Studenten dazu aus ihren Kneipen zusammenzuholen.

Die biographischen Materialien zu meinen „Reden und Redner des ersten preußischen Vereinigten Landtags" brachte ich denn nun so leidlich zusammen. Ein Muster, wie ich dessen nun einmal immer bedurfte, ein vortreffliches, hatte ich in Cormenin-Timon (Buch der Redner) gefunden. Diesem Muster nicht zum wenigsten verdankten die Portraits von Lichnowsky und Vincke, die neben dem von Arnim Boitzenburg in dem ersten Heft zur Ausstellung kamen, ihre Lebendigkeit; dieser Lebendigkeit verdankte das Heft den Erfolg, den es davontrug. Aber was waren das auch für köstliche Figuren! Ich hätte diesem Muster nur treu bleiben, die Farbe immer in derselben Frische halten und den Pinsel immer mit der gleichen Keckheit führen sollen — wenn

der Ernst meiner Natur es gestattet hätte. Es giebt gewiß einen Feuilletonstiel ohne Heinesche Frivolität, aber mit philosophischer Gründlichkeit ist er schwer zu vereinigen. Ich kannte die Persönlichkeiten, die ich schildern sollte, doch nur ganz aus der Ferne; aus wenigen Notizen, aus ihren Reden und einzelnen Actenstücken ihrer früheren Wirksamkeit. So war ich in der übelen Lage, mir ihren Charakter, ihre Geistesart ohne lebendige Anschauung, ohne das Material anekdotischer Züge auf lockerer psychologischinterpretatorischem Wege zurechtzuconstruiren. Dazu kam, daß mich gleichzeitig die Lektüre der Schriften der beiden Humboldts in eine Stilform hinüberlockte, die das Gegentheil des Populären war; genug, ich hatte alle Mühe, nicht zu tiefsinnig und gründlich — ich will lieber sagen: nicht zu schwerfällig und langweilig zu werden und mir gegenwärtig zu halten, für welchen Zweck und an welche Adresse ich schreibe. Der Wechsel des Tons in den späteren Partieen, namentlich in den Abschnitten über Beckerath und Camphausen, ist sehr merklich, und so war es, zumal da ich erst Ende December die Arbeit beendete und also weit hinter den Ereignissen einherhinkte, nicht zu verwundern, daß die letzten Lieferungen nicht mehr in gleichem Maße zündeten wie der Anfang.

Eingeschlagen hatte die Schrift doch. Ich war etwa in der Mitte angelangt, als ich in der zweiten Hälfte des October einen Brief von Hansemann aus Aachen erhielt; er habe in meinen „Reden und Rednern" zu seiner Freude „einen Gelehrten mit hervorstechendem Beruf zum politischen Schriftsteller" erkannt. „Ich glaube", fuhr er fort „daß Sie als solcher viel leisten werden, wenn Sie, wie Sie angefangen haben, einen ganz anderen Weg einschlagen als die große Mehrzahl deutscher Gelehrten; glaube auch, daß es in dieser Beziehung für Sie, wie in anderer für mich sehr nützlich, für den politischen Fortschritt in Deutschland aber ersprießlich wäre, wenn Sie und ich einige Wochen, besser noch einige Monate in unmittelbarem geistigen Verkehr zusammenlebten." Es gebe einige politisch nothwendige Schriften und Aufsätze zu schreiben — eine Verständigung darüber herbeizuführen, möge ich so bald wie möglich zu ihm kommen.

Ich stand vor einer für mein Leben, vielleicht für meine

ganze Zukunft entscheidenden Entschließung. Man vergegenwärtige sich die Aussichtslosigkeit meiner Lage. Durch meine offene Parteinahme für die den damaligen Machthabern verhaßtesten Bestrebungen hatte ich mir, wenn nicht der Wind in den oberen Regionen völlig umschlug, den Weg zum Universitätskatheder versperrt. Der Vorsatz, mir durch streng wissenschaftliche Leistungen die Anerkennung, die man mir versagte, allmählich zu erzwingen — mit wie ganz anderer Energie und Stätigkeit hätte ich ihn verfolgen müssen, wenn ich mich mit gutem Gewissen auch nur vor mir selbst auf ihn hätte berufen wollen. Eine wie ernste Angelegenheit mir meine geliebte Philosophie war — traute ich mir auch nur selbst zu, mit ihr durchzudringen? war ich nicht fortwährend von ihr auf das Feld praktisch agitatorischer Thätigkeit abgesprungen? Ich war unter die Wühler, unter die Demonstranten, unter die Litteraten gegangen. In ehrlichem guten Glauben, mit dem vollen Pathos der Ueberzeugung, ohne die Folgen zu scheuen, die ja nicht ausbleiben konnten. Naiver Weise hatte ich dem Minister Proben meiner litterarischen Thätigkeit zugeschickt — als ob der Minister Broschüren und Pamphlete für wissenschaftliche Leistungen ansehen würde! Ein Pamphlet von ketzerischem Inhalt war ohne Zweifel für den Minister selbst die Schrift, die ich Ende 1846 vollendet und in der ich die reifsten der unreifen philosophischen Gedanken zu Markt gebracht hatte, aus denen damals mein philosophisches Glaubensbekenntniß bestand, die Schrift „Feuerbach und die Philosophie“, eine an den Feuerbachschen Aufsatz „Die Natur“ anknüpfende Kritik seines Standpunktes, eine Kritik zugleich der Philosophie selbst, die sich darin in das Wesen der Sprache als deren Wahrheit auflöste, um als einzige Realität neben sich die Sittlichkeit bestehen zu lassen. Nicht ohne Censurstriche hatte ich das kleine Werk in die Welt bringen können: daß die Einsendung unbeantwortet blieb, war selbstverständlich. Eine andere Probe, wie ich dort oben angeschrieben sei, und wessen man sich von mir gewärtigte, hatte ich mit dem Versuche, öffentliche Vorträge über die neuere deutsche Litteratur vor einem gemischten Publicum zu halten, gemacht. Die Vorträge, wenn sie zu Stande gekommen wären, würden nach Inhalt und Tendenz sehr nach dem Schema Gervinus ausgefallen sein: denn

eigene Studien hatte ich auf diesem Gebiete damals noch kaum gemacht, aber an einer zahlreichen Zuhörerschaft würde es mir nicht gefehlt haben. Trotzdem, daß der Magistrat meine Eingabe warm befürwortete — gegen das Veto von Pernice, der das Unternehmen wegen der Collision mit den Interessen der Universität für unzulässig erklärt hatte, war nicht durchzukommen. So waren mir alle Thüren verrannt, während sich jetzt auf einmal von einer anderen Seite her eine lohnende, ins Große gehende Wirksamkeit bot. Sie schien völlig in der Fortsetzungslinie des bereits von mir betretenen Weges zu liegen. Wenn es überhaupt die nächste Aufgabe der Nation war, vom Dichten und Grübeln zum Handeln überzugehen, warum sollte ich nicht dieser Wendung mich herleihen? Der Beruf des politischen Schriftstellers bedurfte der gelehrten Bildung; sie konnte hier so gut wie in Frankreich und England eine Staffel politischen Einflusses werden und den höchsten Ehrgeiz befriedigen. Freilich bedurfte es dazu einer Lehrzeit und einer Anleitung. Eben diese aber war mir hier angetragen, die wünschenswertheste, die sich denken ließ. Ich sollte mich in die Schule eines Mannes begeben, der eben jetzt unter den Führern des Liberalismus eine hervorragende Stelle einnahm, von dessen vielseitigen Kenntnissen, dessen gesundem politischen Sinne und eminent praktischer Einsicht nur eben der Vereinigte Landtag Zeugniß abgelegt hatte. Trotz alledem indeß kannte ich mich zu gut, um nicht ein starkes Gefühl dagegen zu haben. Die sokratische Stimme schwieg mir nicht. Ich würde, so sagte ich mir, meine theoretische Natur so sehr nicht zwingen können, daß sie sich willig in das Joch der wirklichen Verhältnisse, in das Rechnen mit Menschen und Dingen, mit Rechten und Gesetzen füge. Hatte ich doch bei meiner jüngsten Schriftstellerei nur zu sehr die Erfahrung gemacht, wie ich immer wieder von der handgreiflichen Oberfläche, die eigentlich in Betracht kam, abglitt und in eine tiefere, innerlichere Region zurückstrebte. Mir fehlte es nicht an praktischem, dagegen ganz und gar an juristischem Sinne, nicht an historischem Geist, wohl aber an historischem Wissen, und mein mit einem entsprechenden Talent verbundenes Bedürfniß nach stilistischer Formung war insofern verhängnißvoll, als, indem es die Lücken positiven Wissens verdeckte, es mich

verhinderte, ernstlich auf Ausfüllung dieser Lücken bedacht zu sein. Mit meiner ästhetischen ging meine philosophische Neigung Hand in Hand; die eine wie die andere ließen mich den Anstrich für die Sache, das Scheinbare, Mögliche für das Wirkliche nehmen und Beides begünstigte den Dilettantismus.

Mit gleicher Offenheit, wenn auch in anderen Worten, werde ich mich gegen den Versucher Hansemann ausgesprochen haben, ohne seine günstige Meinung, für die er sich nun insbesondere auf meine Urtheile über politische Persönlichkeiten berief, erschüttern zu können. Ich werde ihm dann aber auch eröffnet haben, daß ich fürs Erste nicht frei sei. Ich hatte ja jene große Arbeit für die Ersch- und Grubersche Encyklopädie übernommen, in der Absicht und Aussicht übernommen, mich durch dieselbe vor mir selbst und vor dem Urtheil der mir ungünstigen Behörde zu legitimiren. Ich hatte sie leichtsinniger Weise in dem Vorwort zu „Feuerbach und die Philosophie" als eine geschichtliche Begründung des dort nur kritisch und dialektisch entwickelten philosophischen Standpunktes angekündigt, und hatte doch eben diese Arbeit, nachdem ich die Fundamente mit aller mir möglichen Gründlichkeit gelegt, in noch viel leichtsinnigerer Weise liegen lassen. Daran trug der Vereinigte Landtag und mein Uebertritt in die Publicistik die Schuld. Das Studium der stenographischen Berichte war an die Stelle des Studiums der Quellen für die Geschichte der Philosophie getreten, und da das, was auf die Gegenwart wirken sollte, keinen Aufschub vertrug, so mußte das aufgeschoben werden, was ja warten konnte, weil es so zu sagen für die Ewigkeit bestimmt war. Da habe ich denn alle die verzweifelten Nöthe, die einen leichtsinnigen Schuldenmacher bedrohen und ängstigen, auf litterarischem Felde durchgemacht. Wie jener die Ankündigung, daß der Zahlungstermin, an dem der Wechsel honorirt werden müsse, herannahe, in den Wind schlägt, und wie er sich der Hoffnung hingiebt, daß sich der Wechsel werde prolongiren lassen, so hoffte ich, ich weiß nicht auf welche Hülfe, etwa auf die Tauben der gütigen Fee, die für mich die Arbeit verrichten würden, als mir mein Gönner nach vielfacher Vorbereitung ankündigte, daß nun endlich der Druck des Artikels beginnen werde. Für etliche Bogen lag ja das Manuscript fertig

im Pulte; aber die Brockhausische Officin arbeitete verzweifelt schnell, und wenn ich schon an der praktischen Richtigkeit des Zenonischen Arguments billige Zweifel hegte, so war mir vollends sehr bald klar, daß die Schildkröte den Schnellfüßigen ganz gewiß nicht werde einholen können. Es war doch nur eine Galgenfrist, als mit dem Beginn der Herbstferien mein nachsichtiger Gläubiger ins Bad reiste und sich mit dem Versprechen vertrösten ließ, daß ich das noch außen stehende Manuscript in der Zwischenzeit direkt an den Leipziger Verleger einsenden werde. Ich weiß nicht, mit welcher reservatio mentalis ich damals das Versprechen gegeben habe — jedenfalls in der Hoffnung, daß ich mit dem Verleger mich schon irgendwie werde arrangiren können. Mir war bei dieser Nothflunkerei nicht gut zu Muthe und ich habe noch später dafür meine Strafe erlitten, wenn ich als Redakteur von einem Mitarbeiter mit irgend einem versprochenen Artikel im Stich gelassen wurde, habe dann an meinen eigenen Busen geschlagen und mir selbst gelobt, meinerseits mich vor derartigen Versprechungen grundsätzlich zu hüten. Für jetzt blieb mir nur übrig, mich für insolvent zu erklären. Wenige Tage nach der Abreise Meiers stand ich im Comptoir des Leipziger Verlegers und legte mein Geständniß ab. Der Druck mußte sistirt — die Ausgabe des betreffenden Bandes der Encyklopädie um ein halbes Jahr verschoben werden. Ich brauche nicht zu sagen, wie ich mich vor meinem guten Professor schämte, aber seine Güte war rührend; Verdruß und Mißbilligung kämpfte er voll nachsichtigen Verständnisses meiner Lage nieder; ja er half mir selbst, mich zu entschuldigen, indem er ein Wort von Larochefoucauld anführte: in wieviel Zeit ein beladener Esel auf dem Gipfel eines Berges anlangen werde, könne man voraussagen, aber nicht, wieviel Zeit ein Autor zur Vollendung einer geistigen Arbeit brauchen werde. Mit aller Macht stürzte ich mich nun auf meinen Artikel — nur freilich, daß ich auch so noch in einer Zwangslage blieb. Die anfänglich verhältnißmäßige Gründlichkeit mußte aufgegeben werden; meine eigenen Mittel reichten nicht aus; von hier und dort mußte ich litterarische Anleihen aufnehmen, mit entlehntem Gute wirthschaften, froh genug, wenn ich nur hie und da auf festerem Boden stand und wenigstens mit ein paar Gesichtspunkten an den ur-

sprünglichen Plan erinnern konnte, der mir nur undeutlich vorgeschwebt hatte, und den wirklich auszuführen, wenn er überhaupt auszuführen war, jedenfalls weit über meine Kräfte ging. Keinen Augenblick verließ mich das Gefühl, daß ich meinen Stoff nicht entfernt beherrsche. Wenn ich mich durch so manche mir unbekannte Gegenden tastend hindurchfinden mußte, so ließ ich mich da, wo ich nach meiner Art zu Hause zu sein glaubte, mit verweilender Redseligkeit gehen und brachte so eine höchst mangelhafte und ungleichmäßige Darstellung der Philosophie oder vielmehr ihrer Geschichte zu Stande. Am liebsten hätte ich das Ganze kassirt. Daß dies nun ein für allemal nicht anging, darüber tröstete ich mich am liebsten mit der Betrachtung, daß der Schatz ja an einem abgelegenen Orte untergebracht sei, wo ihn so leicht Niemand suchen, ja daß er gleichsam in einen tiefen Brunnen versenkt sei, von wo ihn Niemand ans Licht ziehen werde, um ihn auf seine Echtheit zu prüfen. Wenn dies dennoch zuweilen geschehen ist, so ist es mir immer sehr unbehaglich gewesen. Das einzig Gute war, daß ich im Schreiben Allerlei gelernt und für mich selbst einen Cursus der Geschichte der Philosophie durchgemacht hatte. Auf der so gewonnenen Grundlage ist es mir später möglich gewesen, meine Vorlesung über Geschichte der Philosophie während eines Zeitraumes von fünfzig Jahren mehr und mehr so auszubilden, daß ihre Anziehungskraft nie versagte.

Unvergeßlich ist mir der Eindruck, den in den letzten Tagen des Jahres 1847 das herrliche Nordlicht auf mich machte, das mir mehrere Nächte hindurch am Horizont entgegenflammte, wenn ich mich aus der Stadt nach meiner draußen gelegenen Wohnung zurückbegab. Es leuchtete mir Zuversicht zu meinem Schicksal entgegen und schien mir für das kommende Jahr Erfüllung meiner Hoffnungen zu verheißen. In meiner Erinnerung und Phantasie wenigstens ist es mit den schicksalsvollen Ereignissen verbunden, die das Jahr 1848 heraufführte. Ich war noch in emsiger Arbeit an meinem sich allzu lang hindehnenden Philosophie-Artikel, als die Pariser Februarrevolution einen Brand entzündete, dessen Funken alsbald auch nach Deutschland hinüberflogen. Eine fieberhafte Erregung bemächtigte sich aller Gemüther. Das war keine Zeit, um über philosophischen Systemen zu brüten

oder gelehrte Abhandlungen zu schreiben. Wenigstens für mich nicht, der so oft schon aus der Gedankenwerkstätte auf den Lärm des politischen Lebens hinübergehorcht hatte, für den Unzufriedenen nicht, für den der Umsturz der bestehenden Ordnung mit dem Anbruch eines goldenen Morgens der Freiheit identisch war. Jede neue Nachricht von dem Fortschritt der Bewegung machte mir das Herz schlagen. Mein Kopf glühte, und ich hatte Noth, ihn täglich soweit abzukühlen, um das leidige Opus zu Ende zu bringen, wozu doch andererseits der sich näher und näher herandrängende Sturm der wirksamste Sporn war. Am 15. März hatte ich endlich den letzten Strich gethan, aber schon zwei Tage vorher an Hansemann die Anfrage gerichtet, ob er mich noch brauchen könne; ich stelle mich unter den gegenwärtigen Verhältnissen völlig zu seiner Verfügung. „Kommen Sie nur gleich" lautete seine Antwort, „um das Weitere mündlich zu bereden, richten Sie sich aber so ein, daß Sie längere Zeit hier oder in Berlin verweilen können." Sie trug das Datum des 18. März, des für die Berliner Revolution entscheidenden Tages. Noch in Halle erfuhr ich die Ereignisse, wie sie uns stündlich berichtet wurden, und fand mit meinem „Hoch auf die wackeren Berliner Bürger" begeisterten Beifall bei der in der Bahnhofshalle versammelten Menge. Daß die nächste Sorge darin bestehen müsse, daß die Fluth, nachdem sie den Absolutismus beseitigt, nicht auch das Königthum hinwegspüle, leuchtete mir sehr ein; gerade in diesem kritischen Moment mich mit einem so entschieden liberalen und ebenso entschieden constitutionell gesinnten Manne verbinden zu sollen, gereichte mir zur größten Beruhigung.

Aber ich hatte einige Schwierigkeit, von Halle fortzukommen. Meine Bitte, mir das Reisegeld vorzustrecken, setzte den guten, sonst stets so hilfsbereiten Vetter in Verlegenheit; er hatte eben jetzt so viele Ansprüche zu befriedigen, und das Geld war mit Einem Schlage theuer geworden; ich mußte mich für die Reise ins Ungewisse mit der knappsten Summe begnügen; es war darauf gerechnet, daß ich meinen Mann in Aachen fände. Auf allen Stationen jedoch stockten die Züge und vermochten ihr Ziel nur mit Verspätung zu erreichen. Auf dem Bahnhof in Aachen erfuhr ich, daß der Herr Präsident vor nur einer Viertelstunde

in der Richtung nach Köln abgereist sei, und mußte es als ein großes Glück ansehen, daß es mir in Köln gelang, ihn mit seinem Privatsecretär ausfindig zu machen, wie er eben im Begriff stand, in einen nach Berlin abgehenden Zug zu steigen. Natürlich wurde ich mitgenommen, und da bin ich denn zum ersten Mal in einem Coupee zweiter Klasse gefahren: es verstand sich, daß ich auch in Berlin zunächst Hansemanns Gast sein werde. Wie fremd mir das Alles war und wie verlegen es mich machte! Aus welcher anderartigen, abgelegenen Welt kam ich her! So mag sich ein Knabe fühlen an dem Tage, an dem er zum ersten Mal in eine öffentliche Schule geschickt wird. Unterwegs bildeten die jüngsten Ereignisse begreiflicher Weise das Hauptthema der Unterhaltung, wobei ich den klugen Bemerkungen meines nunmehrigen Lehrmeisters, wenn sie sich auch ganz allgemein hielten, mit Vergnügen lauschte, während der Privatsecretär, ein junger Mensch aus Sachsen und begeisterter Stenograph, die Minuten, in denen wir allein waren, benutzte, mich mit sächsischer Zuvorkommenheit in die Privat- und Familienverhältnisse seines Herrn Principals einzuweihen. Belebter wurde die Unterhaltung, als, ich weiß nicht auf welcher Station, ein anderer sächsischer Herr — ein feines Männchen mit geistreichem Gesichtsausdruck — sich zu uns gesellte. Es war kein Geringerer als Herr von Beust, der eben erst aus London gekommene sächsische Gesandte. Wie die beiden Staatsmänner sich gegenüber saßen, Beide in Erwartung der Rolle, die ihnen in der allernächsten Zeit zufallen müsse, der schlaue bürgerliche Finanzmann und der sich wohl noch schlauer dünkende adelige Diplomat — dies Bild steht mir noch heut' deutlich vor der Seele; von dem genaueren Inhalt ihrer Unterhaltung ist mir leider nichts geblieben; nur schien mir der Sachse der Zurückhaltendere, der Rheinländer der Offenere zu sein.

Und so war ich nun in ein paar Hinterzimmern einer vornehmen Wohnung Unter den Linden zugleich mit dem Stenographen untergebracht — und sehnte mich nach meiner freien Klause vor dem Hallischen Kirchthor zurück. Von Vornehmheit in dem Benehmen meines Gönners keine Spur; es lag nicht an ihm, sondern an mir und an der Situation, wenn ich mich unbehaglich fühlte und als das fünfte Rad am Wagen. Ja,

wenn ich ein halbes Jahr früher sein Hausgenosse und Schüler geworden wäre, wenn ich, wie die Sache ja gedacht war, eine politische Lehrzeit unter seiner Leitung durchgemacht hätte! Jetzt waren alle seine Gedanken aufs Ministerwerden gerichtet, und ich hatte dem müßig zuzusehen und in der Zwischenzeit, abgesehen von den wenigen Stunden, in denen er sich vertraulich plaudernd über die Verkehrtheiten des Arnim-Boitzenburgschen Ministeriums, und wie das Alles ganz anders angefaßt werden müsse, gegen uns ausließ, mir selbst mein Tagewerk zu suchen. Die Physiognomie der Hauptstadt war ja interessant genug, und ein besserer Beobachter als ich hätte ein für die Geschichte jener Tage werthvolles Tagebuch zusammenschreiben können. Ich hörte den Rednern in den Volksversammlungen unter den Zelten und an der einsamen Pappel zu; ich war des Abends in dem bei M. seine Sitzungen abhaltenden Constitutionellen Klub, in welchem alle politischen Hauptfragen, die systematischen wie die eben vorliegenden temporären, dreist und leidenschaftlich, vielfach mit großem rednerischen Geschick unter stürmischen Beifalls- und Mißfallsbezeugungen erörtert wurden. Mich dünkte, daß alle diese streitfertigen Redner mir weit überlegen seien und hätte nicht gewagt, mich an den Debatten zu betheiligen. Auch als Hansemann mir das Geschäft zuwies, ihm regelmäßig über den wichtigsten Inhalt der Zeitungen Bericht zu erstatten, erfuhr ich zu meiner Beschämung, wie sehr es mir dazu an Aufmerksamkeit und Uebersicht, an Neugierde und Interesse, an Gedächtniß und Sachkenntniß fehle. Ich machte also meine Sache möglichst schlecht, und nur wenn ich ein Blatt Papier vor mir hatte und meine Gedanken — nicht immer meine eigenen — in der Stille ordnen durfte, gelang es mir, sie lebhaft, beredt, wirksam zum Vortrag zu bringen. Ich war eben nur soweit Redner und Politiker als ich Schriftsteller war, und von dem Anlaß und der inneren Betheiligung hing es ab, ob diese stilistischen Exercitien etwas bedeuteten oder nicht.

Hansemann hatte endlich das mit nervöser Ungeduld von ihm erwartete Ziel erreicht; am 29. März war er in das Camphausensche Ministerium eingetreten. Was sollte aus mir werden? Doch nicht ein Journalist, der bestellte Arbeit lieferte und officiellen Inspirationen seine Feder lieh? Ich hatte in die eben gegründete

Nationalzeitung, die sich als Organ des gemäßigten Liberalismus darstellte, einen ersten und noch einen Leitartikel geschrieben, so ministeriell wie möglich, weil es völlig meine Ueberzeugung war, daß mit diesem Camphausenschen Ministerium, der aus den besten Kräften der Opposition des Ersten Vereinigten Landtags gebildeten Regierung, die Revolution den wünschenswerthesten Abschluß erreicht habe, daß hier die Bewegung Halt machen müsse, wenn das Erreichte nicht wieder in Frage gestellt werden sollte. Aber so leicht ließ sich das einmal ins Rollen gebrachte Rad nicht aufhalten; selbst die Leiter der Nationalzeitung dachten nicht daran, sich einfach in den Dienst der neuen constitutionellen Regierung zu stellen; national sein war etwas Anderes, als ministeriell sein. Das war es freilich; die Frage war nur nach dem Maß und der Art der freien Meinungsäußerung. Es war gewiß ein recht kindlicher Gedanke von mir: die Vertretung der nunmehrigen Ordnung der Dinge müsse sich irgendwie mit der vollkommensten Selbständigkeit der Preßleitung vereinigen lassen. Möge doch die Regierung auf ein officielles Blatt, das immer dem Mißtrauen begegnen würde, Verzicht leisten, möge sie ein freies Bündniß mit einer freien Zeitung schließen und einzig in der Gesinnung des Redacteurs die Bürgschaft für eine wirksame Vertretung ihrer Maßregeln suchen. Die Aufgabe, in dieser Weise eine dauernde publicistische Thätigkeit auszuüben, schien mir höchst lockend, sie schien mir ebenso der Würde der neuen Regierung wie der der Presse zu entsprechen. Ich faßte meine Vorschläge in einer Denkschrift zusammen und durch Aegidis Vermittelung, der bei Herrn von Auerswald, dem neuen Minister des Inneren, eine ähnliche Stellung einnahm wie ich bei Hansemann, legte ich dieselbe jenem vor. Das war denn für den Papierkorb geschrieben. Daß ich nebenher nicht sowohl für den vielbeschäftigten Finanzminister als für den einen und anderen seiner Leute meinen Stil oder mein stilistisches Gutachten herlieh, fiel wenig ins Gewicht. Ich habe damals die Bekanntschaft des gewandten, aber nach seiner politischen Vergangenheit etwas zweifelhaften Herrn Geh.-Rath Hesse sowie die des Herrn von Hasenkamp gemacht, die der neue Minister alsbald sich zur Hülfe herangezogen hatte. Je mehr ich indeß fühlte, daß ich in diese Gesellschaft nicht passe, ich, der Idealist unter

diesen leichtherzigen und geriebenen Praktikern, um so schwerer lastete die Unentschiedenheit meiner Stellung auf mir. Als nun vollends auf das Betreiben Hesses die Rede davon war, mir nominell irgend ein Pöstchen und mit dem Pöstchen ein Gehältchen ausfindig zu machen, damit ich nicht ganz in der Luft schwebe, da fand ich — ich habe es mir später zum bitteren Vorwurf gemacht, — den Muth nicht, dagegen zu reden: ich würde ja, damit beschwichtigte ich meine inneren Scrupel, einer guten Sache, ich würde meiner eigenen Partei dienen und könne die Verantwortung für das Erlaubte und Schickliche des beabsichtigten Arrangements meinen Protectoren überlassen.

Ich danke noch heute Gott, daß es anders kam. Nicht durch einen, in der Verwirrung der Dinge, in die ich verstrickt war, nicht leicht zu fassenden Entschluß, sondern durch eine Fügung, zu der ich doch selbst durch meine Vergangenheit die Fäden geschlungen hatte, wurde ich meiner Fesseln ledig.

Am 2. April hatte ich von der Zuhörertribüne aus der ersten Sitzung des wieder einberufenen Vereinigten Landtages beigewohnt. Bald danach vollzog der Landtag die Wahlen zum deutschen Parlament, um sie in seiner letzten Sitzung am 10. April wieder zu annuliren. Denn der Forderung des Frankfurter Vorparlaments folgend hatte inzwischen der Bundesrath und auf dessen Weisung hin die preußische Regierung allgemeine Volkswahlen für das Parlament angeordnet. Meine Hallischen Freunde, von denen der eine mit im Vorparlament gewesen, der andere, Duncker, zu den vom Landtage für das Parlament gewählten Vertretern gehörte, waren in eifriger Bewegung. Zugleich für die preußische constituirende Nationalversammlung und für das deutsche Parlament waren Candidaten aufzustellen. Sehr begreiflich, daß in der Provinz, namentlich für die weitere und höhere Aufgabe der Constituirung eines einigen Deutschlands, die Blicke sich auf Halle als auf ein Centrum des kirchlichen und politischen Liberalismus richteten. Ueber Halle hinaus hatten die Namen der Führer der bisherigen Opposition, der Redner in unseren Bürgerversammlungen einen guten Klang; man zweifelte nicht, daß ihre Stimme auch im Parlamente Schall und Wirkung haben werde. Daß Duncker in Halle selbst gewählt werden würde,

war eine ausgemachte Sache; das Programm, mit dem er vor die Oeffentlichkeit trat, ein im Verhältniß zu der revolutionären Stimmung dieser Tage höchst maßvolles und entschieden monarchisches Progamm, fand die weiteste Zustimmung. Gustav Schwetschke wurde für Sangerhausen, Karl Schwarz für Torgau in Aussicht genommen. An Duncker hatte sich auch der Mansfelder See- und Gebirgskreis um einen Candidaten gewandt, und Duncker hatte ihnen den Verfasser der „Reden und Redner" vorgeschlagen. Ein Wink, und ich war in Halle, um von hier aus mit einem dem Dunckerschen sich so nah wie möglich anschließenden Programm meine Wahlfahrten zu machen. Es kam mir zu Statten, daß ich einem Theil der Wahlmänner persönlich von den ehemaligen Traubenabenden her bekannt war. Wenn ich jetzt aus freier Hand über all die schönen Dinge mich in den Wahlversammlungen auszulassen hatte, die man dem künftigen einigen Deutschland zudachte, über die Oberhauptfrage, über das Wahlgesetz, über Ein- oder Zweikammersystem, über absolutes oder suspensives Veto, so hatte ich meinen Dahlmann gut genug inne, um nicht in Verlegenheit zu kommen, und der bedeutende Moment gab mir Schwung und Zuversicht. Der radicale Mitbewerber, Landgerichtsrath Dörk in Eisleben, war kein allzu gefährlicher Gegner, und noch weniger hatte ich den conservativen Gegner, den gewesenen Sondershausenschen Minister von Holleufer zu fürchten. Ich war von diesem als „Privatsekretär" Hansemanns, als eine Kreatur des rheinländischen Emporkömmlings verdächtigt worden — ein Angriff, den ich mit der Darlegung des thatsächlichen Verhältnisses entkräften und durch den Vorwurf beschämen konnte, daß hier, angesichts des Einheitsstrebens der ganzen Nation, der kleinlichste provinzielle Partikularismus ausgespielt werde. Es war das in einer überwiegend aus ländlichen Wählern bestehenden Versammlung. Ich wurde kräftig insbesondere von meinem Freunde Wolf unterstützt. Beredter, der Stegreifrede mächtiger als ich, entwarf er vor den Zuhörern ein Bild der trübseligen Bundestagszustände, denen jetzt ein für alle Mal ein Ende gemacht werden solle. Die jüngsten Ereignisse schildernd, brachte er die Hergänge anschaulich zur Darstellung, wo in einem Nachbarstaate „der Fuß einer Tänzerin einen mächtigen Thron ins Wanken

gebracht habe." Nach dem Verlauf der Versammlung war es beschlossene Sache, daß ich zum Abgeordneten, mein beredter Freund zu meinem Stellvertreter gewählt werden müsse. Und so geschah es. Noch einmal hatte ich im „Schiffchen" zu Eisleben vor den Wahlmännern ein kurzes Lebens- und Glaubensbekenntniß abzulegen. Daß ich von meinem kleinen Martyrium unter Eichhornschem Regime zu erzählen hatte, diente selbstverständlich als ein allerbester Rechtstitel für die Würde eines Nationalvertreters, und als ich die Rednerbühne mit dem Huttenschen „ich hab's gewagt!" verließ, durfte ich das Spiel für gewonnen halten. Nachdem ich mit sehr ansehnlicher Majorität gewählt war, trat einer der gegnerischen Wahlmänner mit bekümmerter Miene an mich heran. Er gehörte der ärmeren landbebauenden Klasse an, ein bedrückter, vielleicht verschuldeter Mann. Was kümmerte ihn die hohe Politik, das einige Deutschland und dessen künftige Verfassung? Er erwartete sich nach den Reden der Schwarmgeister, die an sein Ohr geschlagen, die Abschaffung der auf der ländlichen Bevölkerung lastenden Pflichten und Abgaben, die Aufhebung aller Privilegien des grundbesitzenden Adels. Würde ich denn auch dafür eintreten? Hätte ich denn ein Herz dafür? Je weniger ich noch an diese Dinge gedacht hatte, umsomehr rührte mich das bescheidene Anliegen des Mannes; ich konnte ihm nicht versprechen, daß seine Sorgen gerade in Frankfurt würden erledigt werden, aber ich konnte mich nicht weigern, einige Blätter, die er sich darüber aus dem Conversationslexikon zusammengeschrieben hatte, als schätzbares Material und zu meiner Information entgegenzunehmen.

In Berlin hatte ich dafür die Information zweier anderer Politiker entgegenzunehmen, die sehr viel lieber jetzt selbst an meiner Stelle gewesen wären. Ich hatte eine lange Sitzung mit Hansemann und Geh.-Rath Hesse. Der Erstere ging mit mir den von Dahlmann verfaßten Siebzehner-Entwurf durch. Der Belehrung und Kritik war auf einmal zu viel. Es versteht sich, daß er schon damals die Idee eines Erbkaiserthums für eine unpraktische Phantasie erklärte; aber weder in jener Stunde noch später konnten diese nüchternen Anschauungen meinen jugendlichen Glauben erschüttern; er hatte mir ja keine Instructionen, sondern nur nützliche Winke

mit auf den Weg zu geben. Wir schieden als gute Freunde; sein so wenig von mir verdientes Wohlwohlen blieb mir in dankbarer Erinnerung, aber mein Hauptgedanke war doch: fort aus diesem Kerker! Meine Siebensachen wurden hastig zusammengepackt; über Halle reiste ich nach Eisenach, wo Duncker mich erwartete, mit ihm von hier, wo wir der Wartburg einen Besuch abgestattet, am 13. Mai in achtzehnstündiger Postfahrt nach Frankfurt.

Es waren ganz ähnliche Gefühle wie die, mit denen ich neun Jahre zuvor die Universität bezogen, mit denen ich nun zum Mitglied der großen und glänzenden Versammlung wurde, die souverän über die künftige Gestaltung Deutschlands entscheiden sollte. Es wäre unnatürlich gewesen, wenn ich nicht mit gehobener Seele, mit stolzem Bewußtsein vor Allem die freie Höhe empfunden hätte, auf die ich mit einem Male gehoben war. So ledig aller Rücksichten, der Sorge um die Subsistenz enthoben, in der Mitte so vieler würdiger, bedeutender und berühmter Männer, dem denkbar höchsten patriotischen Werke gegenüber, war mir zu Muthe wie dem, der auf freiem Berggipfel auf die tief unter ihm sich breitende Landschaft blickt, oder wie dem zu Muthe sein mag, der vom Lande abgestoßen auf einem von Wogen umrauschten Schiffe unbekannten fernen Gegenden sehnsüchtig und abenteuerfroh entgegenfährt. Ganz in dieser reichen, von allen Seiten neuen Gegenwart lebend, blickte ich weder rückwärts noch vorwärts, völlig unbekümmert, was später aus mir werden würde. Der Zusammenhang mit meiner jüngsten Vergangenheit insbesondere war mir geradezu lästig. Als mir jetzt von Berlin aus die Aufforderung nachgeschickt wurde, mich zur Vereidigung für eine Diätarstelle einzufinden, die dort in bester Meinung für mich ausgemittelt worden war, da — was ging mich das jetzt an? — legte ich sie beschämt und verdrossen ad acta. Das sollte nicht mehr sein: ich schloß einfach die Augen davor — dann war es nicht mehr. Ebenso verfuhr ich mit einer zweiten Citation, und ich darf daher wohl annehmen, daß ich, als nicht auffindbar oder verschollen, stillschweigend aus der Liste der preußischen Supernumerarien werde gestrichen worden sein. Nicht ganz so schnöde

wollte und durfte ich mein Verhältniß zu Hansemann durchschneiden und verleugnen; denn wie klar mir auch in den wenigen Wochen geworden war, daß unsere Naturen nicht zu einander paßten, so konnte ich doch nicht umhin, Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen ihn zu empfinden. Versprochenermaßen erstattete ich ihm ein paarmal Bericht über den Verlauf der Frankfurter Verhandlungen, natürlich vom Standpunkt meiner Partei. Wenn ich heute seine Antworten lese, so kann ich die Richtigkeit vieler seiner Bemerkungen, insbesondere seiner Warnungen, die thatsächliche Macht des preußischen Staates nicht zu unterschätzen und die Autorität der Frankfurter Versammlung nicht durch Rücksichtslosigkeiten gegen die allmählich wieder erstarkenden deutschen Einzelregierungen unvorsichtig zu untergraben, unmöglich verkennen. Sehr gegen seinen Rath, der für die provisorische deutsche Centralgewalt auf ein fürstliches Triumvirat gelautet, hatten wir den österreichischen Reichsverweser gewählt, und der Gegensatz zwischen Frankfurt und Berlin, der dann in der Frage des Malmöer Waffenstillstandes so eclatant zu unseren Ungunsten sich zuspitzte, wurde von dem Berliner Staatsmann, der seit dem Rücktritt Camphausens die Zügel der preußischen Regierung fest in den Händen zu halten meinte, entschieden vom preußischen Standpunkte aus beurtheilt. Den Bruch zwischen beiden Lagern zu vermeiden hing nach der von uns vertretenen Meinung von der preußischen Regierung, nach der Ansicht des nunmehrigen preußischen Ministerpräsidenten von der Frankfurter Nationalversammlung ab. Wie hätte ich wohl hoffen dürfen, den gewiegten Praktiker zu unserer „ideologischen“ Auffassung zu bekehren, und welchen Eindruck konnten seine verständigen Vorstellungen in meinem Kreise machen, da wir ja den factischen Machtverhältnissen Rechnung zu tragen den besten Willen hatten, aber den „ideologischen“ Anspruch, die oberste Instanz in Sachen der deutschen Einheit zu sein, nicht aufgeben konnten, ohne uns selbst den Boden unter den Füßen zu entziehen. So hatten wir also neben einander vorbei geredet. Würde es anders sein, wenn man sich persönlich ausspräche? Es war in den letzten Tagen des Juli, als mich ein Hansemannscher Brief nach Berlin berief, da er meines Rathes und meiner Mitwirkung bei Begründung oder Ausdehnung eines politischen Blattes bedürfe. Das Project,

um das es sich handelte, — ich vermuthe die Gründung und Leitung der nachher von Weil geleiteten Constitutionellen Zeitung — würde mich in den Käfig zurückgebracht haben, dem ich glücklich entflogen war. Ich vermuthe, sage ich; denn wirklich nur ein Schimmer von Erinnerung ist mir für diese Berliner Tage geblieben, zum besten Beweise, wie geringfügig, wie unerfreulich, ja wie abstoßend mir die Betheiligung an einem Hansemannschen Preßunternehmen damals erscheinen mußte, wo ich in vollen Zügen die Freiheit gekostet hatte und wo ich mich als verantwortlichen Mitspieler in dem großen politischen Drama der Entstehung eines neuen ideal gedachten Deutschlands fühlte. Gerade durch diese Reise hatte ich einen der aufregendsten Auftritte in Frankfurt versäumt. Es war nur eines der Anzeichen, welche Stürme noch bevorstanden, ehe wir den Hafen erreichen würden, als am 7. August der Abgeordnete Brentano durch eine beleidigende Parallele zwischen Hecker und dem Prinzen von Preußen den preußischen Patriotismus zu einem entrüsteten Protest aufgerufen hatte.

Mit wie ernstem Antheil ich übrigens allen parlamentarischen Hergängen folgte: daß ich mich hier eben nur in Reih und Glied stellen, nur als Gemeiner mitkämpfen könne, war mir sehr bald und von Tage zu Tage klarer geworden. Ich war eins der jüngsten Mitglieder der Versammlung. Nicht erst die Bescheidenheit, die nicht die erste Tugend der Jugend zu sein pflegt und die meinige keineswegs war, sondern meine thatsächliche Unfertigkeit belehrte mich, daß ich nicht als Redner, sondern nur als Schriftsteller zu dem großen Ziele meinen Theil beizutragen im Stande sein werde. Ich bewunderte die fortreißende Redekraft, die schneidige Redefertigkeit, die Geistesgegenwart so vieler bedeutender Männer auf allen Seiten des Hauses und versuchte vergeblich, gegenüber der scrupellosen Vordringlichkeit selbst jüngerer und unbedeutender Tribünenstürmer, mir meine eigene Zurückhaltung zum Verdienst anzurechnen. Denn die Wahrheit war doch, daß ich selbst beim besten Willen weder mit den Rednern noch mit den Schwätzern hätte wetteifern können. Ich hätte, ein Anfänger und Schüler in der Politik, von mir aus so wenig zu sagen gehabt, und für dies Wenige hätte ich so vieler Vorbereitung nach Inhalt und

Form bedurft, daß sich mir der Mund von selbst schloß. Meine meditative und formbedürftige Natur versagte durchaus für die parlamentarische Action und Debatte, wo die Eingebung des Momentes Alles ist und wo man, seiner selbst sicher, Thatsachen und Gesichtspunkte, Gedanken und Worte jeden Augenblick in Bereitschaft haben muß. Es ging mir, wie dem Blöden, der nur um so mehr, in sich zurückgeschüchtert, verstummt, je lauter sich die umgebende Gesellschaft unterhält. Weder im Parlamente noch auch nur in den Sitzungen unserer Fraktion konnte ich mich zum Reden bringen. Das einzige Mal, wo ich, in der Frage der Stellungnahme zu den Novemberereignissen in Preußen, den Versuch wagte, wäre ich nahezu verunglückt. Zu folgen, zu hören, zu beobachten, zu kritisiren — darauf mußte ich mich nothwendig beschränken. Der fleißigste Besucher der Sitzungen, war ich der aufmerksamste Zuhörer. Von selbst verwandelte sich mir, bei aller innigen Betheiligung an den Dingen, der Streit der Parteien und die Hergänge in der Paulskirche in ein Schauspiel, welches ich aufzufassen und zu schildern mich gedrungen fühlte. Den Antrag zwar einer namhaften Firma, in der Weise der „Reden und Redner" ein Bild von der National-Versammlung zu entwerfen, wies ich kurzer Hand zurück, denn es erschien mir unwürdig und als eine Indiskretion, die Rolle des Abgeordneten mit der des draußen stehenden Journalisten zu verwechseln. Auch als Schriftsteller, auch mit der Feder meinte ich einzig meinen Beruf als Abgeordneter erfüllen, einzig der Sache und meiner Partei dienen zu sollen. So stellte sich mir denn bei Zeiten der Gedanke dar, aus der Nationalversammlung heraus und vom Standpunkte meiner Partei aus als unmittelbarer Theilnehmer und Zeuge die Geschichte eben dieser Versammlung zu schreiben. Hier hatte der Schriftsteller einen Stoff gefunden, der ihm ohne Weiteres zuströmte und den er zu beherrschen wähnen durfte: hier hatte der Politiker ein Mittel gefunden, sich zu bethätigen und zusammenfassend, erklärend, vertheidigend im Sinne der Partei nach außen zu wirken. War ich doch ohnehin durch meine Correspondenz, vor Allem durch die Berichte, die ich pflichtgetreu an meine Wähler richtete und die in einem Localblatte veröffentlicht wurden, zu dem Unternehmen vorbereitet. Sehr merkwürdig

war mir dabei, daß ich mich jetzt auf einmal in einen Gegensatz zu meinem guten Vater versetzt fand; denn während ich früher so oft meinen speculativen Rationalismus als verwegen, meine oppositionelle Haltung als unbesonnen hatte schelten lassen müssen, so waren jetzt die politischen Ansichten des Vaters radicaler als die des Sohnes, und dieser hatte gegen jenen die Weisheit der Mäßigung und die Nothwendigkeit der Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse zu predigen. Auch innerhalb der Partei erkannte man nun aber, wozu ich zu brauchen sei. Man hatte beschlossen mit einem allgemeinen Rechenschaftsbericht vor die Oeffentlichkeit zu treten und ertheilte mir den Auftrag, einen solchen abzufassen. Die Art der Ausführung — die Arbeit beschäftigte mich von Anfang September bis Anfang November — ging offenbar über das von meinen Auftraggebern Beabsichtigte hinaus; das Schriftchen nannte sich einen „Bericht aus der Partei des rechten Centrum“, aber der Parteibericht hatte sich zu einer geschichtlichen Erzählung, wenn auch allerdings vom Standpunkt der Partei, abgerundet. Auf eigene Hand habe ich dann diese parteigeschichtliche Darstellung in einem zweiten und dritten Hefte weitergeführt, nicht mehr im Auftrag, aber noch immer vom Standpunkte der Partei. Beide Hefte erschienen erst zu einer Zeit, als das Parlament bereits zerstoben war; nur um so mehr verwandelte sich die publicistische in die historische Haltung, und namentlich dem Schlußheft habe ich einen möglichst objectiven Charakter zu geben versucht. Ich stand, als ich den Bericht begann, unter dem Einfluß französischer Darstellungsmanier, wie sie z. B. in Lamartines Geschichte der Girondisten mich angesprochen hatte, bei Abfassung der Schlußpartie unter dem Einfluß von Macaulays Geschichte Englands, die mich ganz hingenommen hatte. Der frische Zug, die hoffnungsvolle Stimmung, die den Anfangsbericht auszeichnet, verbunden mit dem damals noch lebendigen Interesse an der noch tagenden Versammlung verschaffte dem Büchlein einen außergewöhnlichen Erfolg. Die Exemplare gingen reißend ab und eine starke Auflage reichte für die Nachfrage kaum aus. Man wird dem Verfasser die Genugthuung gönnen, die er darüber empfand, daß er nun doch in seiner Weise sich seinen Platz verdient hatte, und wird verzeihen, daß es ihn

ein wenig stolz machte, von Gervinus in der Deutschen Zeitung mit dem Worte gelobt zu werden, das Schriftchen kündige vielleicht einen künftigen Politiker, gewiß einen Schriftsteller an. Wie vergänglich der Erfolg des Tages, wie veränderlich die Stimmung des Publicums ist, erfuhr er freilich, als er mit dem Frankfurter Verleger auch für die Fortsetzung in Verhandlung treten wollte. Der kluge Mann, von dem ich keinen Pfennig genommen und der selber gestand, daß ich ihm „einen Braten in die Küche gejagt“ habe, verstand sich zu gut auf seinen Vortheil, um sich auch mit der in den letzten Zügen liegenden Nationalversammlung einlassen zu wollen. Hätte ich nicht an meinem Berliner Vetter einen Verleger von anderer Denkart gefunden, so hätte die Geschichte der Nationalversammlung von den Septemberereignissen bis zu den tragischen Schlußscenen ungedruckt bleiben mögen.

Meinem schriftstellerischen Auftreten verdankte ich auch meine ersten persönlichen Beziehungen in der Paulskirche. Ich war sehr angenehm überrascht, als der General v. Radowitz mich auf das kleine Schriftchen über die Autorität anredete. Die dialektische Form des Aufsatzes hatte ihn angesprochen — in der Sache natürlich erklärte er sich als meinen Gegner. Mit diesem Manne über den Begriff und das Recht der Autorität zu disputiren, das hätte ein hübsches „Gespräch aus der Gegenwart“ abgeben können, wenn mir der Mann nicht zu unheimlich und ungemüthlich vorgekommen wäre. Das dummstolze, prätentiöse Abschließen und Zurückhalten hat mich hier wie sonst um vielseitigere Menschen- und Weltkenntniß gebracht, wie sie dem Freieren, Neugierigeren so viel leichter zufällt. Anderer Art war eine Begegnung mit dem Fürsten Lichnowsky. Für diesen war ich eine ungemein interessante und wichtige Persönlichkeit. Das Bild, das ich von ihm in den „Reden und Redner“ entworfen, hatte ihm zugleich geschmeichelt und verdrossen. Gleich in einer der ersten Sitzungen bemühte er sich angelegentlich um mich. Da er selbst viel Lob vertrug und an Schmeichelei gewöhnt war, so war er auch gegen Andere damit nicht sparsam. Ich war ihm der deutsche Cormenin — von ihm jedoch habe ich ein verzerrtes Bild entworfen. Offenbar, weil ich ihn zufällig vor dem Spiegel

getroffen, — „sollte ich mich denn wie Diogenes mit den fünf Fingern kämmen"? Er sei sicher, daß ich ihn besser kennen lernen und ihn dann in ein günstigeres Licht stellen werde. Wenige Tage danach hielt er in der Frage der Mainzer Vorgänge eine die ersten kecken Vorstöße der Linken scharf abweisende schneidige und glänzende Rede. Der Beifall der Versammlung genügte ihm nicht. Er verlangte außerdem noch den Beifall des schnöden Litteraten, und ich konnte nicht wohl anders, als ihm einige Liebenswürdigkeiten zu sagen, als er mit der Frage auf mich zueilte: „Nun Herr Haym, wie habe ich Ihnen heute gefallen?" Einem solchen Talent, das soviel Freude an sich selbst hatte, war nicht zu widerstehen. Seine Schwächen lagen so offen wie seine glänzenden Seiten; über seiner Offenheit, seiner Leichtherzigkeit und Ritterlichkeit vergaß man seine Oberflächlichkeit und Eitelkeit. Ich kam in ein ganz gutes Verhältniß zu ihm und habe mich noch öfter einer freundlich vertraulichen Ansprache von ihm zu erfreuen gehabt. „Ich habe es gemacht wie die Bernhardiner Hunde, die, wenn sie einen aus dem Schnee holen, nicht beißen, aber zeigen, daß sie beißen können" — so raunte er mir zu nach einer Rede, in der er das Reichsministerium ein wenig angezapft hatte — in der Absicht, sich nach oben bemerklich zu machen und einige Berücksichtigung seiner Person zu erzwingen. Der grausame Tod, den der lebensbedürftige Mann am 18. September erlitt, hat mich mit inniger Theilnahme erfüllt. Noch am Mittag des verhängnißvollen Tages war ich an den Thüren der Paulskirche Zeuge seines leutseligen Verkehrs mit den zum Schutze der Versammlung dort aufgestellten Mannschaften, in denen er Landsleute seiner schlesischen Heimath begrüßte. Niemand war von Todesgedanken ferner als er.

Die Parteiverhältnisse brachten es mit sich, daß ich inmitten einer Versammlung so vieler hervorragenden und ausgezeichneten Männer doch nur zu einer geringen Anzahl in ein persönliches Verhältniß trat. Denn was diese Männer auch sonst in Wissenschaft oder Poesie geleistet hatten, hier waren und galten sie nur nach ihrem politischen Standpunkt und gruppirten sich danach in den verschiedenen, mehr oder weniger feindlich sich gegenüberstehenden Parteien. Selbst alte Bekannte und Solche, zu denen

ich vor der großen politischen Erschütterung voll Verehrung aufgeblickt hatte, waren jetzt in eine andere Stelle gerückt und durch eine weite Kluft von mir getrennt. So erging es mir namentlich mit Arnold Ruge. Wir hatten seine republikanischen Ueberzeugungen, für die er mit dem ganzen Fanatismus der Logik eintrat, zu bekämpfen, und er sah zornmüthig auf seine ehemaligen Hallischen Bundesgenossen als auf abtrünnige Verräther herab. Einsam und schweigsam hielt sich selbst unter den Seinigen Uhland zurück — nur selten habe ich ihn in der Nähe gesehen. Oefter, wenn die Langeweile der Grundrechtsdebatten uns nach dem Ausgang drängte, den trefflichen, immer zu geistreichem Plaudern aufgelegten Fr. Vischer. Nur wie ferne Sternbilder wurden mir andere litterarische oder politische Größen gezeigt — die Döllinger, Graf Auersperg, Moritz Hartmann und Andere. Auch im eigenen Lager aber durfte der junge Mitläufer nicht so bald auf einige Beachtung rechnen, zumal er, blöde und spröde, keineswegs von entgegenkommenden gesellschaftlichen Formen war. Zuerst waren es die Männer aus dem Vereinigten Landtag, die allenfalls ein Wort für mich übrig hatten, wie mich denn Graf Schwerin seinem Königlichen Herrn in Köln bei der Dombaufahrt als den „Biographen des Vereinigten Landtages" vorstellte. Durch Dunckers Vermittelung bekam ich zu dem Professorenkreise Fühlung: die Gervinus und Dahlmann, Droysen und Beseler, Fischer und Michelson, Waitz und Andere standen mir als halbe Standesgenossen nahe und ihr Wohlwollen war mir unschätzbar. Als ob aber auch das Entgegengesetzte sich habe anziehen müssen, so erfreute ich mich bald, ich weiß selbst nicht wie, der entschiedenen Protection Soirons, und ich wieder ließ mich mit Vorliebe von seinem derbpraktischen gesunden Menschenverstande in die politische Schule nehmen, während ich mit Vielen oder den Meisten die mit Scheu verbundene enthusiastische Verehrung theilte, die die adelige Gesinnung und das zuversichtliche Auftreten Gagerns uns abnöthigte. Erwähne ich noch, daß ich viele Sitzungen hindurch den Platz neben dem ehrwürdigen Ernst Moritz Arndt einnahm und daß ich in Dunckers Hause Heinrich Laube kennen lernte, so werde ich die Meisten genannt haben, deren Bild sich mir näher einprägte. Einen geselligen Berührungspunkt außer den Fractions-

versammlungen gab es auf Spaziergängen nach dem eine gute Stunde entfernt gelegenen Dorfe Hausen. So weit mußte man wandern, um einen guten Kaffee zu finden, und hier saßen wir denn in freundschaftlicher Parteivergessenheit mit den Gfrörer und Lasaulx beisammen. Zu wirklicher Kameradschaft jedoch brachte ich es mit Solchen, die mir an Alter und Lebensstellung näher standen. Eine große Freude war es für mich, hier zum dritten Male mit Wilhelm Schrader zusammenzutreffen. Mit mir zugleich war er im Oberlehrerexamen gewesen. Bald nach den stürmischen Märztagen war ich ihm in Berlin wiederbegegnet. Er war bereits Conrector an der Ritterakademie in Brandenburg und als solcher in die Nationalversammlung gewählt worden. Wir schlossen uns eng aneinander, und aus diesen Frankfurter Tagen schreibt sich eine Freundschaft, die wir länger als ein halbes Jahrhundert treu gepflegt und bewahrt haben. Er wiederum hatte sich nahe mit einem anderen Amtsgenossen, Rümelin, damals Rector in Nürtingen, angefreundet, und von diesem Freundschaftsverhältniß fiel nun auch mir ein gutes Theil zu. Mein eigenstes Handwerk übte endlich auch seine Anziehungskraft. Von den zahlreichen Litteraten, die das Parlament herbeigelockt hatte, schlossen sich uns Jüngeren besonders zwei an. Robert Heller, der Verfasser der „Brustbilder aus der Paulskirche" und der Sitzungsberichte für die Deutsche Zeitung, ein allzeit genußbereiter und heiterer Gesell, wußte sich uns durch seine Erzählerkünste unentbehrlich zu machen. Er hatte mit Laube zusammengewohnt; mit dessen Wohnung überkam oder übernahm ich später den gutmüthig bequemen und amüsanten Hausgenossen; wir bildeten bei gründlicher Verschiedenheit unserer Lebensansichten und Gewohnheiten zwar keine harmonische, aber eine keine von beiden Parten genirende Ehe. Mit einem anderen im Sinne Varnhagens auf dem Grenzrain zwischen Litteratur und Politik sich bewegenden Schriftsteller, Gustav Schlesier, hatte ich ernstere Berührungspunkte. Er hatte damals bereits eine Sammlung der Gentzischen Schriften und die Erinnerungen an W. v. Humboldt herausgegeben und war mir um des Letzteren willen wichtig. Sein Uebertritt auf das Gebiet der politischen Publicistik hat ihm nicht gefrommt. Bei nur mäßiger schrift-

stellerischer Behendigkeit war er schon jetzt in öfterer Geldnoth und hat er nachmals Unterkunft in Manteuffels Preßbüreau suchen müssen. Die Dienste, die ich ihm in Frankfurt leisten konnte, hat er mir später durch litterarische Hülfe vergolten; ich habe ihn daher mit Bedauern verkümmern gesehen und ihn schließlich, nach dem Auseinandergehen unserer politischen Wege, aus den Augen verloren.

Man sieht wohl, das Leben in Frankfurt, das freie Zusammensein mit so vielen Menschen, die, ob alt oder jung, bedeutend oder unbedeutend, vornehm oder gering, alle um denselben Mittelpunkt sich herumbewegten, täglich in demselben Raume wie in einer großen Schule sich trafen, hatte eine gewisse, ja für uns Jüngere, mehr nur exoterisch Theilnehmende und weniger direkt von dem Gefühl schwerer Verantwortlichkeit Gedrückte, die allergrößte Aehnlichkeit mit dem Universitätsleben. Hier wurde täglich hohe Politik gemacht, gelehrt und gelernt, hier schwelgten selbst die Erfahrensten, in Aemtern und bürgerlichen Stellungen Erprobten noch einmal in der Illusion, daß ihnen die Welt gehöre. Hier schien in dem Parteiwesen auf ernstere Weise das Sondertreiben, die gegenseitigen Reibungen und Ausforderungen akademischer Verbindungen und innerhalb derselben die akademischen Freundschaften sich zu wiederholen. Die günstige Lage des Ortes, ein zweimaliger Frühling, ein schöner Sommer und milder Winter forderten neben ernster Arbeit zu bequemer Geselligkeit und zu heiteren Ausflügen auf. Vielen erschloß sich die schöne Rhein- und Maingegend zum ersten Male, und wir konnten es sogar für Pflicht halten, in möglichstem Umfange das liebe Vaterland, dem wir eine Verfassung geben wollten, an einigen seiner herrlichsten oder historisch berühmtesten Punkte anschaulich kennen zu lernen. Die Pfingsttage forderten zuerst dazu auf. Mit einer Gruppe näher Befreundeter machte ich eine Fahrt nach Wiesbaden, um danach den Rhein von Mainz bis Bingen kennen zu lernen und zwei Tage später das Schloß von Heidelberg und den Garten von Schwetzingen zu besichtigen. Wir mußten freilich beim Wiederzusammentritt der Sitzungen eine an die ganze Versammlung gerichtete Strafrede von Wilhelm Jordan anhören mit dem vorwurfsvollen Refrain: — „und wir, wir machen Ferien!“ Wir

wenigstens, die nicht durch Commissionsarbeiten gebunden waren, brauchten uns das so sehr nicht zu Gemüthe zu nehmen. Es war die Belohnung für treu-langweiliges Ausharren bei den Grundrechtsdebatten, wenn ich Ende Juli zwei freie Tage benutzte, um, auch diesmal in guter collegialischer Gesellschaft, die weinreiche Pfalz zu durchreisen. Wieder eine Erweiterung meiner Anschauungen, daß ich Worms und Speyer sah und von Neustadt a. d. Hardt zur Maxburg, dem Schauplatz des Hambacher Festes aufstieg. Die Krone dieser Ausflüge bildete Mitte August das Kölner Dombaufest. Von dem Enthusiasmus jedoch, der es umrauschte, soll hier nicht die Rede sein. Wie sich aber das Große so oft an dem Alltäglichen stößt, und dieses sich neckisch oder verdrießlich geltend macht, das erfuhr ich hier recht empfindlich. Es fehlte wenig, so wäre ich von dem großen Zuge in den Dom ausgeschlossen worden. Die Schlüssel zu meinem Reisesack hatte ich zu Hause gelassen, und dieser enthielt doch mein Festgewand. Die Glocken läuteten bereits und die Procession ordnete sich, — da fand sich am Ende der Behälter doch so biegsam, daß er eine leidliche Spalte aufthat. Es galt in der Ungeduld geduldig und vorsichtig zu sein; so gelang es, das unentbehrliche Kleidungsstück langsam, allmählich ans Licht zu zwängen — noch eben rechtzeitig, um einen etwas zerknitterten Staat abzugeben. Bei der Rückfahrt verließ ich das Dampfschiff in Coblenz, und von da, wie denn die Festfahrt die Parteien durcheinander geworfen hatte, bin ich selbander mit einem Collegen nicht der röthesten, aber doch ziemlich rother Farbe ein paar Stunden die Mosel aufwärts gegangen, um doch auch von diesem weinberühmten Fluß und seinen rebenbedeckten Ufern eine Vorstellung zu bekommen. Die Wanderung mit ihren Pausen unter einem freundlichen Wirthshausschild würde mir in noch angenehmerer Erinnerung sein, wenn nicht die Hitze maßlos und mein Gefährte, durch die Hitze verdrießlich, mehr und mehr unleidlich geworden wäre. Ich war froh, als wir nach dem Rhein hinübergelenkt waren, auf der Weiterfahrt, wo er den volksthümlichen Platz vorzog, seiner ledig zu werden. Er war von der ehrlich beschränkten sentimentalen Sorte. Am Abend des 18. September begegnete er mir in einer Nebengasse, ganz entsetzt, daß man „auf das arme Volk schieße", und gab zu ver-

stehen, daß an diesem Blutvergießen ich und die Meinigen die Schuld trügen.

Wenn ich nun, wie billig, von anderen kleineren Excursionen nach Soden, Homburg u. s. w., zu denen gelegentlich auch ein Besuch guter Freunde aus der Heimath Anstoß gab, schweige, so darf ich doch der Anziehungskraft nicht zu erwähnen vergessen, die auf die abgespannten oder aufgeregten Gemüther das Frankfurter Theater übte. Das damals in seiner äußeren Erscheinung außerordentlich bescheidene Theater lockte uns in seine Räume, wenn jene Possenstücke im Frankfurter Dialekt gegeben wurden, wenn Laubes Karlsschüler, Gutzkows Königslieutenant oder ein Goethesches Stück über die Bühne ging. Mich insbesondere ließ ein kleines liebes Gesichtchen, hinter dem ich alle Unschuld und Lieblichkeit der Seele zu erblicken meinte, die politische Welt und Wirklichkeit nur gar zu gern vergessen. Größeren Partieen wie Gretchen im Faust oder Clärchen im Egmont war Marie Hausmann, der Liebling des Frankfurter Publikums, kaum gewachsen, aber man konnte nichts Rührenderes sehen als ihre Darstellung von König Renés Tochter und nichts Zierlicheres als die Pikarde in der uns Preußen so anmuthenden Scene mit dem Kurmärker. Ich will bekennen, daß ich das Bild der jungen Künstlerin in meinem Zimmer hängen hatte und daß ich noch später, bei Gelegenheit der Vollendung meines Parteiberichts, an die Entfernte, nie Gesprochene einen Brief voll dankbarer Huldigung richtete. Es war die unschuldigste Schwärmerei und das knabenhafteste Liebesabenteuer. So viele nicht berufsmäßige Politiker mußten wohl, je mehr ihnen der Ernst der Dinge und die Schwierigkeit der zu lösenden Aufgabe über den Kopf wuchs, in anderen friedlicheren Bestrebungen ein Gegengewicht suchen. Selbst die erinnerungsreiche Umgebung schien darauf hinzuweisen. Frankfurt war ja nicht bloß die Kaiserstadt, sondern auch die Goethestadt, und täglich führte uns unser Weg an dem Hause auf dem Hirschgraben oder an dem Schwanthalerschen Standbild des großen Dichters vorüber. Die Stimmung von Goethes Italienischer Reise empfand ich wohlthätig wie einen nervenberuhigenden Trank in den Nächten zwischen den wilden Tagen des gegen die Nationalversammlung gerichteten Aufruhrs. Eben erschienen die ersten

beiden Bände der Briefe an Frau von Stein. Je greller die inneren Erlebnisse, von denen sie Zeugniß ablegten, von der sich immer beängstigender gestaltenden Gegenwart abstachen, um so geeigneter waren sie, den gestörten Gemüthern Trost und Hoffnung zuzuführen. Sie wurden mit Entzücken gelesen und wie ein Andachtsbuch für stillere Stunden, wenn auch nur bruchstückweise und wie auf den Raub, genossen.

Welch ein bewegtes Bild demgegenüber unsere Verhandlungen boten, wie der politische Horizont sich zusehends verfinsterte, wie wir in angestrengter Arbeit und mit leidenschaftlicher Aufregung das bald nur noch halb bemannte Schiff, das vielfach beschädigte der Reichsverfassung mit erbkaiserlicher preußischer Spitze, in einen Nothhafen retteten — und wie es nun da, verschmäht von dem ausersehenen Steuermanne, ein Wrack liegen blieb, brauchbar nur als Signal zu hier und dort ausbrechenden Aufständen: von dem allen habe ich umständlich und, soviel mir bewußt ist, mit memoirenhafter Treue anderswo Bericht erstattet. Nicht sogleich gelangte ich in dem großen und gemeinsamen Schmerz ob des Scheiterns unserer patriotischen Hoffnungen zur Klarheit über das, was demnächst meine persönliche Lage sein werde. In Wahrheit war ich übler daran als die Meisten. Denn die Anderen, wenn sie nicht geradezu darauf rechnen durften, den eben verlorenen Proceß im preußischen, sächsischen, badischen Landtag wiederaufzunehmen, gingen doch ein Jeder in ein Amt, eine gesicherte Lebensstellung zurück: ich dagegen war auf diese Höhen politischen Rathens und Thatens nur hinaufgehoben worden, um jetzt jeden Boden unter meinen Füßen versinken zu sehen. Ich war wieder der brodlose Privatgelehrte und Litterat, der ich vorher gewesen — nur daß die Zeitstimmung, die mich getragen, sich nicht im Aufsteigen, sondern im Niedergang befand. Am wenigsten natürlich konnte davon die Rede sein, mit Hansemann wieder anzuknüpfen. Wir standen in der Haupt-, der deutschen Einheits- und Verfassungsfrage auf dem entgegengesetzten Standpunkte. Ich war ihm ein enthusiastischer Träumer und Phantast, und stand in der gleichen Verdammniß mit der gesammten erbkaiserlichen Partei, die Gagern und Dahlmann, Mathy und Bassermann inbegriffen: er erschien mir von meinem oder besser gesagt unserem

Standpunkt als ein kluger und correcter Rechner, der aber, da er die incommensurablen, ideellen Factoren in die Rechnung einzustellen versäumt, dem großen Zuge der geschichtlichen Entwicklung gerecht zu werden nicht im Stande sei. Da er von Hause aus eine unitarische Gestaltung Deutschlands für unmöglich ansah, so war eine Verständigung ausgeschlossen, und wie verständig im Einzelnen seine Bemerkungen über die Frankfurter Verfassung sein mochten, da sie sich nicht in den Umkreis unserer Stärke stellten, so erschienen sie uns als die Negation dessen, was wir erstrebt, als ein unseliges und hassenswerthes Programm. Schon als er nach dem Sturz seines Ministeriums im October nach Frankfurt gekommen war, um persönlich für seine Anschauungen Propaganda zu machen, mußte er sich überzeugt haben, daß der junge Enthusiast seiner Hand entschlüpft sei. Auch seitdem hatte ich nicht aufgehört, ihn auf seine Bitte über den jeweiligen Stand der Frankfurter Dinge auf dem Laufenden zu erhalten; seine übrigens in der freundlichsten Form darauf erfolgende Kritik jedoch hatte ich ad acta gelegt, da ich weder aus meiner Haut, noch aus meiner politischen Atmosphäre herauskonnte. Seine Aufforderung, an der Weilschen Constitutionellen Zeitung mitzuarbeiten, hatte ich unbeachtet gelassen. So lag mir in dem Momente, wo es mit Frankfurt zu Ende war, nichts ferner als eine Bekehrung zu der deutschen Politik Hansemanns und ein neuer politischer Anfang unter seiner Aegide — ich würde damit mir selbst widersprochen haben; es wäre der treuloseste Abfall gewesen. Wie ich unter diesen Umständen bei meiner Ankunft in Berlin — er hatte mich aufs Liebenswürdigste in sein Haus geladen — mich persönlich mit ihm auseinandergesetzt, darüber bewahre ich keine Erinnerung. Eine Zuflucht fand ich bei meinem Vetter, dem Buchhändler, und hier brachte ich, nach einem Besuch im Elternhause, den schon in Frankfurt begonnenen zweiten Theil meiner Parlamentsgeschichte gemächlich zum Abschluß. Wie ein Reisender, indem er in der Heimath sein Reisetagebuch redigirt, sich noch einmal die während der Reise gesehenen Gegenden, seine Erfahrungen und Erlebnisse vergegenwärtigt, so versetzte ich mich in die Frankfurter Tage zurück und durchlebte noch einmal alle die Hergänge und Stimmungen, die zwischen den Septemberereignissen und der Kaiserwahl sich

abgespielt hatten. Und noch war ja der Vorhang über dem parlamentarischen Drama nicht ganz gefallen. Bei dem Gothaer Nachparlament durfte ich nicht fehlen; die Tage in Gotha, in denen die eifrigsten und hoffnungsreichsten Mitglieder der Erbkaiserpartei sich wieder zusammenfanden, — fast wie Schiffbrüchige, die auf eine Insel verschlagen, über die Bergung ihrer geretteten Habseligkeiten berathschlagen — waren patriotisch und menschlich vom höchsten Interesse für mich. Daß ich auch hier ablehnte, als Zeitungsberichterstatter aus der Schule zu schwatzen, war in der Ordnung, aber ich bedaure, daß mir die Blätter abhanden gekommen sind, die ich damals aufzeichnete und die mich in Stand gesetzt hätten, als Anhang zu meiner Geschichte der National-Versammlung einen authentischen Bericht über den zweitägigen Redekampf in dem Musiksaal des Gothaer Schauspielhauses zu geben.

Erst am 28. August 1849 schrieb ich das Vorwort zu dem zweiten Theil meines „Parteiberichts“. Durchdrungen von dem dort bekannten Glauben und der Gesinnung, daß es — die preußische Regierung möge an ihrem neuesten Bundesstaatsproject festhalten oder nicht — die Aufgabe der Gagernschen Partei sein müsse, den in Frankfurt ins Klare gebrachten Gedanken eines von Oesterreich freien preußisch-deutschen Bundesstaates unentwegt zu bewahren und ihn, wenn es sein müsse, auf die Nachkommen zu vererben, hielt ich es für meine Pflicht, dieser Partei, in wie untergeordneter Stelle auch immer, meine Dienste zu widmen. Mir war die Redaction der Königsberger Hartungschen Zeitung angetragen worden. Die Verhandlungen zerschlugen sich nur deshalb, weil der Königsberger Verleger den Standpunkt der Zeitung nicht gothaisch, sondern nach links darüber hinaus haben wollte. Noch war ich indeß um nützliche, mir angemessene Thätigkeit nicht verlegen. In Halle, wohin ich nun Anfang September zurückgekehrt war, arbeitete ich mit besonderer Liebe den Schlußband meiner Parlamentsgeschichte aus, denn einestheils hatte mir Macaulay jetzt ein neues Muster behaglich und anschaulich erzählender Darstellung gegeben, anderentheils entsprach das Gefühl der Trauer um das bei Seite geworfene und in Scherben gegangene politische Gebilde ganz dem Gegenstande, den ich darzustellen hatte, den ver-

zweifelten Versuchen einer wohlwollenden, aber machtlosen Partei, von ihrem Werk wenigstens etwas zu retten und sich selbst einen ehrenvollen Rückzug zu sichern. Aber auch ferner noch lebte ich von dem reichen Stoff, der mir durch mein Dabeisein bei dem in Frankfurt abgespielten Stücke deutscher Geschichte zugeführt worden war. Aus dem Politischen gerieth ich naturgemäß ins Litterarische hinüber. Es gab bereits von Schriften, die aus dem Parlament hervorgegangen waren oder sich sonst auf dasselbe bezogen, eine ziemlich ausgebreitete Litteratur. Diese im Geiste der Reichspartei zu kritischer Uebersicht zu bringen, war eine Aufgabe, wie sie ganz in das Programm der soeben von Schwetschke und Roß in Ersatz der eingegangenen Allgemeinen Litteraturzeitung gegründeten „Allgemeinen Monatsschrift für Litteratur“ paßte. Ich fuhr ziemlich hoch und vornehm in dem Artikel daher und schonte weder die Gegner noch die halben und unsicheren Freunde — daher denn die Aufnahme des Artikels bei Roß, dem großdeutsch gesinnten, zunächst einiger Schwierigkeit begegnete. Einen der anti-erbkaiserlichen Historiker, Jürgens, holte ich unmittelbar danach in meines Freundes Baumgarten in Braunschweig erscheinenden Reichszeitung nach; aber diese „Briefe aus dem Lager der Reichspartei“ verfielen schon wieder gar zu sehr in den Ton Lessingscher Dialektik. Ich fing schon wieder an, das Blech zu dünn zu walzen und die Form ungebührlich über den Inhalt zu stellen. Ich hatte mein Korn vermahlen und sagte mir selbst, daß mir nichts so noth thue, als ernstes, ehrliches Studium und ebendamit Rückkehr von der Politik zur Wissenschaft. In dieser Einsicht sträubte ich mich nach Kräften gegen die jetzt unerwartet an mich herantretende Zumuthung, wieder in den publicistischen Parteidienst zu treten. Von dem nahen Erfurt aus, wo ein gut Theil unserer Frankfurter Freunde zu dem Radowitzschen Unionsparlament versammelt war, erschienen eines Tages Duncker und Soiron auf meiner Stube, um mich für die Leitung der Constitutionellen Zeitung zu werben. Dieselbe befand sich zur Zeit in den Händen des Verlegers Lehfeldt und war voll bereit, den Standpunkt der Gothaer zu vertreten. Allein ohne einen festen Leiter trieb sie unsicher und steuerlos daher. Sie sollte zum zuverlässigen, wirksam auftretenden Organ der unionsfreundlichen deutschgesinnten,

constitutionellen Partei umgestaltet werden. Die Freunde hatten Geldopfer gebracht: es war an mir, ein persönliches Opfer zu bringen. Durfte, konnte ich es verweigern? War es nicht verzeihlich, wenn das Bewußtsein meiner unsoliden politischen Bildung dem Zureden, dem stürmischen Drängen zweier mir so werthen Männer nicht stand hielt? Würde nicht der Gesinnungseifer, der leidenschaftliche Parteigeist, worin ich Keinem nachstand, den Mangel an Kenntnissen, an publicistischer Uebung und Schulung ersetzen, zumal, da mir jede Hülfe von Seiten der Parteigenossen zugesagt wurde? Wohl denn; es war nicht das erste Abenteuer, zu dem jugendliche Zuversicht und Verwegenheit mich verlockte! Nur soviel heischte die Vorsicht, daß ich mir den Rücken deckte für alle Fälle. Soweit waren doch nun die vormärzlichen Zustände überwunden, daß ich jetzt nicht mehr zu besorgen brauchte, durch Einspruch von oben an dem Eintritt in die akademische Laufbahn verhindert zu werden. Der günstige Moment mußte benutzt, das Eisen geschmiedet werden, solange es noch warm war. So beschloß ich, worauf ich ja ohnehin Bedacht genommen, so rasch wie möglich meine Habilitation zu betreiben, während meine Uebernahme der Redaction noch als Geheimniß behandelt werden konnte. Der erneuten Eingabe an die Facultät, der außer der alten Habilitationsschrift die Arbeit über „Philosophie" beigefügt werden konnte, folgte die Citation zum Colloquium; der Zufall wollte, daß Leo wieder Dekan war. Zum Glück stand jetzt die Majorität der Facultät auf meiner Seite; der rechthaberische Trotz, mit dem ich sehr überflüssiger Weise in dem Colloquium gegen meinen alten Antipoden, den grundgelehrten, aber auch grundconservativen Erdmann mich ins Unrecht setzte, hätte mir sonst leicht verhängnißvoll werden können. Ich bestand. Am 29. Juni 1850 disputirte ich mich zum Privatdocenten. Freund Wolf, Keil, Nasemann waren meine Opponenten. Das hatte ich denn endlich, endlich erreicht! An die feierliche Ansprache, wie ich's „so herrlich weit gebracht", mit der mir darauf beim Festmahl einer meiner Tischgenossen, Anton Sprengel, der alte Junggesell und sitzengebliebene Privatdocent, das Horoskop stellte, habe ich noch manches lange Jahr als an einen prophetischen Spott zurück denken müssen. Der Aermste hatte sein Loos guten Theils

selbst verschuldet; lange Zeit half ihm ein phlegmatischer bitterer Humor über das Aussichtslose seiner Lage hinweg — bis er sich endlich als Freiwilliger in die schleswig-holsteinische Armee rettete, jedoch nur, um dort im Lazareth zu Schleswig zu Grunde zu gehen. Bedenklich genug fing ich meine Privatdocentenschaft mit einem ähnlichen Abenteuer an, wie er die seinige beschloß. Am 30. Juni reiste ich — verschwand ich meinen Hallischen Freunden nach Berlin; am 1. Juli erschien die „Constitutionelle" zum ersten Mal von mir gezeichnet; im Lectionscatalog der Hallischen Universität aber kündigte ich für das Wintersemester, um meinen Platz doch zu markiren, eine Gratisvorlesung über Leben und Schriften Wilhelm von Humboldts an.

Der Anfang meiner Redaction fiel mit dem denkwürdigen Moment zusammen, in welchem Preußen durch den Frieden mit Dänemark die Herzogthümer fallen ließ, um demnächst auch die Union fallen zu lassen. Auch der noch nicht ausgebildete Soldat kann sich auszeichnen, wenn er unmittelbar ins Feuer der Schlacht geführt wird. Es bedurfte fürs Erste nur, dem verletzten patriotischen Ehrgefühl zum Ausdruck zu verhelfen und scharf abzuschneiden gegen eine Regierung, die ihre eigenen Schützlinge und damit ihre Pflicht gegen Deutschland so schnöde im Stich ließ. Die Sache unserer Partei war in diesen Tagen gut vertreten, wenn sie leidenschaftlich, rücksichtslos, warm und stolz vertreten wurde. Je einfacher die Dinge lagen, je weniger es sich um verwickelte Fragen des Staatsrechtes handelte, um so wirksamer konnte eine in ehrliche Leidenschaft getauchte Feder wirken. Ich würde wahrscheinlich mit meiner Kraft viel früher zu Ende gewesen sein, wenn nicht die Situation mich gehoben und fortgerissen hätte. Dem Anfang entsprach die weitere Entwickelung. Eben in diese Monate fiel die entscheidende Umkehr der preußischen Politik, der Heldenkampf der Herzogthümer, der definitive Bruch mit der Unionspolitik, das Scheinmanöver der Mobilisirung, das Spottgefecht von Bronnzell, die mit dem Vertrage von Olmütz abschließende Unterwerfung Preußens unter den Willen Rußlands und unter die Hand Oesterreichs. Die Zeitung folgte allen diesen Hergängen mit dem temperamentvollsten Antheil. Bald sturmläutend, bald hochfahrend, bald kalt und boshaft, mit aus-

gesuchter Rhetorik kritisirte ich die Rückzugsbewegungen des Ministeriums. Ich hielt es für die erste patriotische Pflicht, gegen diese Verkleinerer des preußischen Namens und der preußischen Macht so verletzend wie möglich, im Tone der Verachtung, des Spottes und Hohnes zu schreiben. Ich studirte auf diesen schneidenden Stil und stärkte mich für denselben durch anhaltende Lektüre der Juniusbriefe. Da man aber doch auch für die stärkste Würze einen Fond, eine nahrhafte Substanz haben muß, so würde ich allein nicht im Stande gewesen sein, den Bedarf an Leitartikeln zu bestreiten, wenn ich nicht von den Freunden unterstützt worden wäre. Die stilistisch am schärfsten zugespitzten Artikel schmiedete ich selbst. Eine Anzahl mehr sachlich gefärbter lieferte unter Anderen Droysen und Duncker; mehrfach half Gustav Schlesier, Aegidi und der junge Bardeleben aus. Aus Schleswig-Holstein und Kurhessen flossen mir von den Unserigen die Nachrichten reichlich genug zu, und in London hatte ich an dem mir kameradschaftlich befreundeten Reinhold Pauli einen wohlunterrichteten, allezeit federfertigen Correspondenten. Für die Schleswig-Holsteinische Sache trat die Zeitung mit voller Wucht ein, wie ja dort auch persönlich die Gagern, Hans von Raumer und Duncker sich einsetzten. Gagern sah ich in Berlin. Er war gekommen, um an Ort und Stelle sich zu vergewissern, was von Preußen für die nächste Zeit zu erwarten sei. Wäre zu hoffen, so sagte er mir, daß Preußen allererst in der Unionssache einen festen Willen bethätige, so möchte man es einstweilen geschehen lassen, daß „die Walze über die Herzogthümer gehe“. Er verließ Berlin mit der entgegengesetzten Ueberzeugung und hat dann als Mitkämpfer in den Herzogthümern seine Schuldigkeit gethan. In ihrer Weise hat es die Constitutionelle Zeitung gethan. Sie war recht eigentlich der Moniteur, das entschiedenste Parteiblatt für die Regierung der Statthalterschaft. Ich unterhielt intime Beziehungen zu den beiden Agenten der Herzogthümer in Berlin, zu Sammer und Liliencron, und ich war stolz auf das Anerkennungsschreiben, das mir von der Schleswigschen Regierung zuging. Kein Blatt war eifriger in der Förderung der Sammlungen für Schleswig-Holstein. Jacob Grimm verfaßte einen Aufruf dafür; auf seiner Stube nahm ich denselben entgegen,

und freute mich in dieser nationalen Sache mit dem hochverehrten Manne zusammenwirken zu können. Nicht minder nahm sich die Zeitung des anderen Schmerzenskindes der deutschen Mutter, Kurhessens an, und auch dort erfreute man sich dankbar der tapfer für das dortige Verfassungsrecht eintretenden Artikel.

Alles in Allem: wie wenig ich in Specialitäten einzugehen befähigt war, wie sehr es mir an positiven Gesichtspunkten und selbst an Einsicht und Umsicht fehlte, die Winke fruchtbar zu verwerthen, die mir namentlich von Droysen und von Duncker zugingen: — Ein Verdienst darf ich für mich in Anspruch nehmen, das Verdienst, Farbe zu bekennen und Farbe zu halten. Es ist mehr als zweifelhaft, ob unsere Partei, wenn sie durch ein Wunder ans Ruder berufen worden wäre, bessere, ich sage nicht ehrlichere, aber bessere Arbeit gemacht haben würde, als die Radowitz und Manteuffel; hat sie doch später, unter viel günstigeren Verhältnissen die Probe nicht bestanden. Noch viel weniger hatte ich das Zeug, ihrer Presse einen Einfluß auf die Entwickelung der Dinge zu verschaffen; denn man erwirbt einen solchen nicht durch elegante Zornausbrüche, nicht durch ununterbrochene Polemik, durch negative Kritik und verbittertes aggressives Verfahren. Aus Einem Guß aber und über Einen Leisten war in dem Blatte Alles. Kein fremder Wind durfte da hineinblasen. Charakter wenigstens hatte die Zeitung. Alles darin war auf Eine Tonart, auf eine scharfe, vielleicht einförmige Tonart gestimmt. Auch meine nächsten Mitarbeiter gewöhnte ich daran, den Stempel der Partei jeder Notiz und jedem Satze aufzudrücken. Nicht als ob ich mich dabei nicht verhauen hätte. Um einen durchaus sicheren Kurs zu steuern, dazu hätte ich das Fahrwasser besser kennen müssen. Nicht alle Rathschläge, die ich empfing, waren gut, und so kam es wohl, daß mein Fahrzeug ins Kippen gerieth, wenn ich Einbläsereien unlauterer oder halber Freunde gefolgt war. Die größte Noth hatte ich mit gewissen überkommenen Anhängern und Verwandten der Zeitung. Da war vor Allem das nationalökonomische Departement, auf dem ich von gröblicher Unwissenheit war. Dasselbe befand sich in der Hand eines Gelehrten, dessen halb schutzzöllnerischer Tendenz ich Mißtrauen und Abneigung entgegenbrachte, den ich aber zu controlliren nicht ver-

stand, zu beseitigen nicht die Macht hatte. Da war ferner das Cultus-Departement, in dem sich die Partei der Protestantischen Kirchenzeitung festgesetzt hatte — politisch sehr entschiedene, grundehrliche und wackere Männer, die aber nach meinem Geschmack so langweilige Musik machten, daß ich mir alle Mühe geben mußte, sie kurz zu halten.

Im Uebrigen war ich durchaus Herr im Hause. Der Verleger, dem ich freilich nicht mit einem Male Tausende von Abonnenten schaffen konnte und der als Geschäftsmann jede verspätete Ablieferung zur Post und vollends jede Confiscation, desgleichen jede Raumverschwendung sehr tragisch nahm, hatte nichtsdestoweniger zu meiner Leitung ein grenzenloses Vertrauen. Das Comité, welches dem Redacteur als Staatsrath zur Seite gesetzt war, hatte wenig zu bedeuten; und das Personal der Redactionsstube war gut eingearbeitet. Die Zusammenstellung des deutschen Artikels befand sich in den fleißigsten und geübtesten Händen. Der unscheinbare Mann, etwas vernachlässigt in seiner äußeren Erscheinung, trüben Blickes, durch die Spuren eines immer wiederkehrenden unheilbaren Leidens gezeichnet, war doch an seiner Stelle von unschätzbarer Brauchbarkeit. Unterordnung und Dienstbarkeit in mechanischer und doch Kenntniß und Intelligenz erfordernder Arbeit schien ihm zur Gewohnheit geworden zu sein. Unbedingt folgte er meinen Anordnungen, ließ er sich meine Aenderungen gefallen, während ich mir bewußt war, daß ich ohne sein sicheres Gedächtniß, das specifische Zeitungsgedächtniß, auch nicht eine Nummer der Zeitung fehlerlos hätte zu Stande bringen können. Ein gar anderer und vornehmerer Gesell saß in unserer Werkstätte der Bearbeiter des englischen Artikels — kein Geringerer als der schon damals vielgewanderte Dichter des Mirza-Schaffy. Er und ich, wir kamen aus sehr verschiedenen Welten und waren wohl Beide hier nur halb am Platze. Gewiß war ihm das Weltweite vertrauter als mir, und seine formale Gewandtheit kam unserem Blatte zu Statten; sein Herz jedoch war nicht bei diesen Dingen. Wohl erbot er sich, der ja in Zeitungssachen kein Neuling war, auch seinerseits dann und wann mit einem Leitartikel einzugreifen: aber unsere Instrumente waren auf zu verschiedenen Ton gestimmt; der einmal gemachte Versuch, ihn als Politiker

reden zu lassen, wurde nicht wiederholt, und so bin ich trotz täglicher Begegnung dem liebenswürdigen und geistreichen Manne nur eben auf Gruß- und Conversationsweite nahe gekommen. Einen mir sehr ergebenen Helfer, dem man die Freude, unter dem neuen Regime an der Zeitung zu arbeiten, deutlich anmerkte, hatte ich endlich an dem Feuilletonisten Ernst Kossak. Er war ein hochbegabter, auch musikalisch beanlagter junger Mann. Er besaß, was mir fehlte, den leichten Sinn und die Gabe des Scherzes. Sein gemüthvoller Humor, nicht specifisch Berlinisch, aber ins Berlinische hineingewöhnt, waltete unter dem Strich vielleicht wirksamer als das schwere Geschütz über dem Strich. Er war ganz bereit, seine witzige Laune in möglichste Uebereinstimmung mit dem ernsten Pathos der Zeitung zu bringen, soweit Laune sich kommandiren läßt. Wir waren ein sehr heterogenes Gespann, aber er hat mir das freundschaftlichste Andenken bewahrt und in einem späteren Feuilletonartikel ein für mich nur zu schmeichelhaftes Bild von der Zeit unseres publicistischen Zusammenwirkens entworfen.

Es war im Ganzen doch ein hartes, meiner Natur wenig gemäßes Joch, in das ich eingespannt war. Unmittelbar neben dem Redactionslokal in der Johannesstraße bewohnte ich zwei nach dem Hof hinausgelegene einfenstrige Räume, von denen der eine größere und dunklere eben nur zur Schlafstätte taugte, der kleinere als Arbeits- und Empfangszimmer diente. Ans Wohnen im Freien gewöhnt, hätte ich sie wohl als Gefängnißzellen betrachten und darüber melancholisch werden mögen, wenn ich Zeit dazu gehabt hätte. Nun behielt ich zwar meine Gewohnheit bei, unmittelbar nach dem Aufstehen einen viertelstündigen Gang ins Freie, d. h. bis in ein paar benachbarte Straßen zu machen, aber danach hatte ich doch, meist bis tief in den Nachmittag hinein, an meinem Schreibtisch zu sitzen, um hier unter fortwährenden Störungen und Aufregungen je für den Tag Artikel zu schmieden oder umzuschmieden. Immer aus der Hand in den Mund, oft mit schwerer Sorge, wovon ich heute, wovon ich morgen leben und ob der gute Freund wohl Wort halten werde, der mir für diesen Tag eine Beisteuer versprochen hatte. Diese zerstückelte und zerstreuende Art zu arbeiten war so ganz das Gegentheil

gelehrter oder gar philosophischer Muße. Wie dankbar war ich für jede mir von befreundeter Seite kommende Hülfe! Sie kam fast immer nur von auswärts. Zu näherem Anschluß in Berlin selbst, zu ersprießlichem Austausch war ich theils zu beschäftigt, theils zu menschenscheu, zu wenig — wie doch ein Zeitungsschreiber sein muß — neugierig und gesellig. Um mich in diesem Wirbel zu behaupten, bedurfte ich der Einsamkeit. Einsam, nur bedacht, auf eine oder anderthalb Stunden alles Politische und Geschäftliche von mir abzuschütteln, suchte ich meine tägliche Mahlzeit auf, meist um nochmals in der Redaction zum Rechten zu sehen und nun gar — so wenig verstand ich mich auf das Princip der Arbeitstheilung — bis in die Nacht hinein in der Druckerei die Morgenausgabe zu überwachen, den Faktor der Druckerei zu verständigen und Correcturen zu lesen.

Wie lange meine Nerven diese für mich durchaus ungesunde Thätigkeit, die innere und äußere Anspannung ausgehalten haben würden, weiß ich nicht. Für mich persönlich war es ein Glück, daß mich die Politik selbst von der Politik befreite.

Längst war die oppositionelle Haltung der Zeitung dem Ministerium ein Dorn im Auge, und als sie nun, nach der wieder rückgängig gemachten Mobilisirung, Anfang November zur schärfsten Verurtheilung der Manteuffelschen Politik überging, da zogen sich die Gewitterwolken über ihrem Haupte immer drohender zusammen. Ich hatte leider gleich bei meiner Ankunft die Erlaubniß zur Niederlassung in Berlin nicht nachdrücklich genug betrieben und befand mich daher nur mit einer von Zeit zu Zeit zu erneuernden Aufenthaltskarte in der Residenz. Das Damoklesschwert hing so fortwährend über meinem Haupte. Ob ich durch einen gedämpfteren Ton, durch Vermeidung der Personalien es noch länger hätte in der Schwebe halten können — vielleicht! Jedenfalls war eine so zahme und diplomatische Haltung, die allenfalls ein Anderer mit Erfolg hätte versuchen mögen, für mich unmöglich: ich selbst konnte mich so nicht umstimmen, der Zeitung einen so völlig anderen Charakter nicht aufprägen — es wäre die meinige nicht mehr gewesen. Gewarnt war ich. Nach einem besonders ausfälligen Leitartikel war ich vor den allmächtigen Hinckeldey, den Polizeipräsidenten von Berlin, citirt worden und

empfing von ihm die Belehrung, was Injurien seien; eine verständige sachliche Kritik könne die Regierung sehr wohl vertragen: gegen Injurien werde er sie durch meine Ausweisung zu schützen wissen.

Wenige Tage danach muß ich wohl mit meinem wenig ausgebildeten juristischen Sinn die bezeichneten Grenzen überschritten haben, denn am Morgen des 27. November überraschten mich noch im Bett zwei Schutzmänner mit dem kategorischen Befehl, mich reisefertig zu machen. Die hohe Polizei assistirte meiner Toilette; inzwischen wurde mein Vetter benachrichtigt, und von diesem und einem der beiden Uniformirten begleitet, mußte ich mittelst Droschke zur Bahn, um einen der nächst abgehenden Züge zu benutzen. Meine Wahl war rasch getroffen — ich entschied mich für das nahe Brandenburg, wo ich, der Gastfreundschaft meines Freundes Schrader sicher, den weiteren Erfolg der Maßregel abwarten und mich zugleich von meinen Redactionsstrapazen erholen könnte.

Ich war bald in einem Privatquartier leidlich untergebracht und empfand seit langer Zeit wieder das Gefühl, mir selbst anzugehören. Der tägliche Verkehr im Hause Schraders, die Aufnahme in der Familie des Geh. Finanzrathes Pochhammer, eines politischen Gesinnungsgenossen, der sich nach Brandenburg zurückgezogen hatte, Spaziergänge in der nicht reizlosen näheren Umgebung der Stadt, zuletzt mit Einkehr des Winters das Schlittschuhlaufen auf den überschwemmten Wiesen der Havel machten mir mein Exil angenehm. Anfangs freilich hatte ich noch die Nachwehen der Berliner Katastrophe durchzumachen. In dem Redactionszimmer hatte meine gewaltsame Entfernung die größte Bestürzung und Verwirrung hervorgebracht. Man versicherte mich brieflich, ohne mich gehe die Zeitung nicht, und verstieg sich in der Verlegenheit zu dem abenteuerlichsten Plane. Ich solle mich in Spandau niederlassen, jeden Morgen, und zwar um der Polizeicontrolle zu entgehen, zu Wagen nach Berlin kommen, Nachmittags mit dem Bahnzug zurückfahren. Um das Nähere festzustellen, wurde ich zu einem Rendezvous mit dem Verleger und Duncker nach Zehlendorf beschieden. Der Plan, dessen Unausführbarkeit handgreiflich war, zeigte nur, wie völlig die Freunde den Kopf verloren hatten. Auf meine Weigerung, darauf einzu-

gehen, wurde denn auch anderweitig Rath geschafft. Aegidi zeichnete und führte fürs Erste in Gemeinschaft mit Veit die Zeitung weiter. Als eine Ehrensache aber sah ich es an, daß die Partei, für die ich mich tapfer und rücksichtslos eingesetzt, nun auch ihrerseits für mich eintrete. Ich hatte mich über den guten Willen meiner Freunde im Abgeordnetenhause nicht zu beklagen. Die Angelegenheit wurde zum Gegenstande einer Interpellation gemacht, während ich selbst mich beschwerdeführend an das Ministerium und mit einem neuen Antrag um Gewährung der Niederlassung in Berlin an das Polizeipräsidium wandte. Beides natürlich erfolglos; aber erst Anfang April 1851 hielt ich, nach mehrfachem Schriftenwechsel, den endgültigen Bescheid des Polizeipräsidiums in Händen. Derselbe berief sich auf das Preßedict vom 22. Juni 1817. Ich habe, so hieß es, durch meine litterarische Thätigkeit während meines Berliner Aufenthalts eine Stellung eingenommen, „die als Opposition weder geeignet gewesen zu widerlegen noch zu belehren, vielmehr recht eigentlich darauf hinausgegangen sei, Mißtrauen zwischen der Regierung und den Staatsangehörigen zu säen und damit die Ordnung und die öffentliche Sicherheit zu gefährden.“ Solchem Treiben habe durch meine Entfernung von Berlin ein Ende gemacht werden müssen. Selbstverständlich könne mir nun, nach Entziehung des vorübergehenden Aufenthalts, nicht das Größere, die förmliche Niederlassung zugebilligt werden. Noch zwei Jahre später sollte ich erfahren, wie ernst man es mit meiner Gefährlichkeit nahm. Ich war Ende Oktober 1852 nach Berlin gekommen, um eine Hochzeit von Verwandten mitzufeiern: ich hatte kaum ausgeschlafen, als ich nach dem Molkenmarkt beschieden wurde, um hier nach überstandenem Verhör auf gutes Zeugniß hin die Erlaubniß zu einem achtundvierzigstündigen Aufenthalt zu erlangen.

Schon während meines Brandenburger Exils aber bereitete mir die Zeitung noch andere Schmerzen. Wie hätte ich es unterlassen können, — die Redaction drängte darum — mich auch aus der Ferne des halbverwaisten Blattes anzunehmen? Zahmer und rücksichtsvoller war der Exilirte nicht geworden, eher bitterer und empfindlicher. Es verdroß und erregte mich mehr als billig, daß mir auf einen meiner Artikel die ministerielle

„Reform“ einen Steinwurf — Herr von Hinckeldey würde es eine Injurie genannt haben — nachschleuderte. Unangenehmer war es, daß ich der vielgeprüften Zeitung durch eine Correspondenz „Von der Havel“ eine Confiscation und mir einen Proceß zuzog. Wie wichtig doch damals diese Dinge genommen wurden! Am 19. Mai wurde ich noch einmal aus meiner inzwischen begonnenen Hallischen Vorlesungsthätigkeit herausgerissen, um mich wegen Preßvergehens vor den Berliner Geschworenen zu vertheidigen. Die erfolgte Freisprechung wurde von den Berliner Parteifreunden als ein Fest gefeiert. Mein Verdienst um die Partei, dem der wackere Jonas beredte warme Worte widmete, war im Grunde recht zweifelhafter Natur — ich empfand nichtsdestoweniger diese improvisirte Festlichkeit als einen Triumph und als eine Vergeltung für die schnöde Maßregelung, durch die ich sechs Monate zuvor diesem Kreise gleichgesinnter und anhänglicher Menschen entführt worden war.

Uebrigens lag nun die ganze Redactionsepisode ziemlich weit hinter mir. Weihnachten hatte ich bereits in Halle gefeiert. So reichlich mich auch die Freunde über die Hergänge in der Johannisstraße und über die Schicksale der Zeitung, die mehr als einmal gezwungen war, ihren Leiter zu wechseln und schon am 1. April 1851 in einen anderen Verlag überging, auf dem Laufenden hielten — ich sah das Alles aus der Ferne, theilnahmsvoll, aber doch zugleich wie Einer, der sich aus dem Regen ins Trockene geflüchtet hat. Zu einfach lag mein Weg mir vorgezeichnet. Meine Aufgabe war, mich an der Universität festzusetzen. Am meisten vorbereitet war ich auf die Geschichte der Philosophie. Vor einer recht kleinen, aber immerhin anständig kleinen Zuhörerzahl konnte ich diese Vorlesung in einem ersten, dem Sommersemester 1851 halten. Durch eine einstündige, noch spärlicher besuchte Gratisvorlesung über die englische Philosophie seit Bacon suchte ich jene zu ergänzen. Denn soweit übte nun doch die Beschäftigung mit praktischer Politik einen Einfluß auf meine wissenschaftliche Denkweise, daß ich, längst schon des Glaubens an das Hegelsche Welt- und Vernunftsystem ledig, den fruchtbaren Keimen der so lange verächtlich bei Seite geschobenen Erfahrungsphilosophie nachzuspüren für angezeigt hielt. Vielleicht

doch, daß von hier aus ein neuer Weg zu einer besser fundirten und höheren Ansicht sich eröffnete. Daß die Engländer es in staatlichen Dingen so viel weiter gebracht, als wir, und daß ihr Weltverstand sie zu der freiesten und mächtigsten, in bewährten Einrichtungen gefesteten Nation gemacht, erweckte ein günstiges Vorurtheil auch für ihre wissenschaftliche Gedankenweise. Der stürmische Reformeifer des großen Antischolastikers Bacon, seine kühnen und geistreichen Vorblicke, seine ins Weite und Ganze gehenden Pläne, Hoffnungen und Verheißungen zogen die Einbildungskraft an und hielten trotz der auf Erfahrung und Beobachtung beschränkten Grundlage den Ausblick in das Land der Ideen frei. In Bacons Schriften hatte ich mich daher, vom ersten Augenblick meiner wiedergewonnenen Muße an, mit standhaftem Eifer vertieft: eine Darstellung seines Lebenswerkes schwebte mir als erstes Ergebniß meiner nun erst ernstlich beginnenden gelehrten Thätigkeit vor. Für Bacon wenigstens hatte meine Vorlesung einen quellenmäßigen Hintergrund, während sie für seine Nachfolger oberflächlich genug nichts Eigenes zu bieten vermochte und weit hinter der ursprünglichen Absicht zurückblieb. Als einige Jahre später Kuno Fischers „Franz Bacon und seine Nachfolger“ erschien, sah ich nicht ohne Bedauern, daß ich mir eine Aufgabe hatte vorwegnehmen lassen, die ich kaum mit gleichem Geschick, aber doch mit anderen Gesichtspunkten und anderen Ergebnissen zu behandeln mir vorgenommen hatte.

Die Gründe des Abbrechens lagen indeß nicht allein in meiner Unstätigkeit. Man vergegenwärtige sich meine äußere Lage. Die Aussicht, mich durch meine Lehrthätigkeit der Berücksichtigung und Förderung von oben zu empfehlen, war fürs Erste gänzlich ausgeschlossen. Es war die Blüthezeit der Reaction. Sogar von Seite der Studenten gehörte ein bischen Muth, etwas oppositionelle Gesinnung, ein Stück burschenschaftliche Reminiscenz dazu, um bei dem ausgewiesenen Litteraten zu hören, der nach der damaligen officiellen Sprechweise als Demokrat galt. Erlebte ich doch, daß ich von den correct Gesinntesten, wie sie die Mehrheit in den studentischen Corps bildeten, ausdrücklich als solcher bezeichnet wurde — hunc tu Romane caveto! Und nun hatte ich mich selbst zu erhalten! Von meinem Redactionsgehalt hatte ich kaum

einen geringen Sparpfennig nach Halle zurückgebracht; mehr als mir gebührte anzunehmen, hatte mir widerstrebt, guten Freunden ein Darlehn abzuschlagen hatte ich nicht gelernt. Sehr bald befand ich mich daher in der peinlichsten Geldklemme, um so peinlicher, da meine ökonomischen Grundsätze und Gewohnheiten mir das Schuldenmachen verboten; ich verstand mich nicht darauf; das Bewußtsein, mich durch Anleihen bei Freunden zu belasten, würde mich beängstigt und vor mir selbst erniedrigt haben. So ließ ich es zunächst aufs Aeußerste kommen. Ich werde den Abend nicht vergessen, an dem ich meine letzten drei Pfennige in den nächsten Bäckerladen trug, um mit ein paar Semmeln meine Abendmahlzeit zu bestreiten. Unmittelbar danach trat mein alter Gönner, der Geheimrath Hesse bei mir ein. Er war im Begriff, als preußischer Consul nach Süd=Amerika zu gehen und wollte sich bei seiner Durchkunft durch Halle bei seinem Freunde Niemeyer verabschieden. Ganz ernstlich machte er mir den Vorschlag, ihn auf seinem Wege in die unbekannte Ferne zu begleiten, um dort mein Heil zu versuchen. Ein Traumgedanke, der kaum einen Moment Stand hielt! Von den Gaben, die dazu gehört hätten, mich in einem wildfremden Lande als praktischer Abenteurer durchzusetzen, besaß ich keine. Ich hätte alles fahren lassen müssen, was mir am Herzen lag. Keines Zuredens dagegen bedurfte es, dem alten Freunde in das Niemeyersche Haus zu folgen, und so ward mir eine treffliche Abendcollation zu Theil, bei der die Kosten der Unterhaltung vorzugsweise von der lebendigen und gesprächigen, mit Laune resoluten Hausfrau bestritten wurden. Ich habe das gastliche Haus, das mir an diesem Abend so sehr zum Trost gereichte, nicht wieder betreten. Schon Ende des folgenden Jahres stand ich mit so viel anderen Trauernden am Grabe des trefflichen Mannes, dessen thätiges Wohlwollen ich von meinen Studentenjahren an erfahren hatte. Dem Anderen, der mich an jenem Abend in den behaglichen Kreis mitgenommen, bin ich etwa acht Jahre später noch einmal in Berlin begegnet — als einem körperlich gebrochenen Manne, der, nach wechselndem Aufenthalt in der Fremde, Heilung und Ruhe in der Heimath suchte. Da ich nun aber auf so zufällige Glücksfälle wie der an jenem Abend nicht dauernd rechnen durfte, als wozu mir der Jung Stillingsche

Glauben fehlte, so entschloß ich mich, wie sauer es mich ankam, die Hülfe da zu suchen, wo es am natürlichsten war. Die fünfzig Thaler, die auf meinen Nothruf mir von Hause kamen, halfen wenigstens für einige Monate weiter, aber es ging mir doch nahe, daß der gute Vater das Geld selbst hatte borgen müssen. Unbedenklicher ließ ich mir die Hülfe gefallen, die mir regelmäßig meine treue Schwester von den Ersparnissen ihres Gouvernantensoldes zufließen ließ; hatte sie doch von der Bedrängniß meiner Lage, wie ich alle Kraft an meine Vorlesungen setzen und nur auf Hoffnung hin arbeiten mußte, eine unmittelbarere und klarere Einsicht, als die Eltern. Kein Wunder, daß ich, da doch das nackte Leben das Erste ist, immer wieder an ein gewaltsames Umwenden meines Lebensplanes dachte. Wie, wenn ich, so lange mir unter den obwaltenden politischen Zuständen in der Heimath die Wege versperrt wären, mir irgend eine einträgliche Unterkunft, wenn auch in dienender Stellung, in dem freien England suchte? Allein der Rath meines Freundes Pauli, der in London Privatsekretär bei Bunsen geworden war und mir von dort fleißig Correspondenzen für die Constitutionelle Zeitung geschickt hatte, lautete durchaus abmahnend. Oder wie, wenn ich durch die Vermittelung eines unserer reichen rheinischen Parteigenossen mich in eine geschäftliche Stellung bringen ließ, die, einem gebildeten Manne anständig, allenfalls auch von einem nicht fachmäßig Geschulten, einem Theoretiker, einem Litteraten versehen werden könnte? Auch hier lautete Gottlob, die Antwort, daß man dergleichen Stellen nicht habe, daß das Geldverdienen eine Kunst und Arbeit sei, für die man mich nicht brauchen könne, in euphemistischer Wendung: — für die ich zu gut sei. Gottlob! Denn wenn es irgend Ernst mit der Ausführung solcher verzweifelter Pläne geworden wäre, — noch vor der Ausführung wäre ich sicher davon zurückgetreten. Mit Leib und Seele hing ich an dem Docentenberuf; hier, wenn irgendwo, traute ich mir zu, etwas leisten zu können; die Erfolge würden nicht ausbleiben, wenn ich nur ausharrte und mich etliche Jahre über Wasser halten könnte; denn daran, daß die Raumer und Westphalen nicht immer regieren würden, ja, daß die Jahre der Reaction gezählt seien, zweifelten wir keinen Augenblick. Es blieb also nichts übrig, als daß der Schriftsteller den

Docenten ernähre. Freilich ein zweideutiges Mittel; denn die streng wissenschaftliche Schriftstellerei ist nicht lohnend und die journalistische Thätigkeit muß auf die Länge der wissenschaftlichen Abbruch thun. Nicht als ob ich das in dieser Schärfe empfunden hätte, dazu war ich viel zu wenig Gelehrter, und viel zu sehr Parteimann. Es war gewiß sehr verständig, was mir eines Tages Burmeister, der stark demokratisirende Gelehrte, sagte, der den Hallischen Wahlkreis in der preußischen Nationalversammlung vertreten hatte, — er könne es nicht billigen, daß ich mich vorzeitig so stark politisch compromittirt habe, man müsse sich erst durch anderweitige Leistungen eine Position schaffen, um dann ungefährdet und außerdem wirksamer in den politischen Kampf einzutreten. Das kluge Wort gab mir wohl ein paar Tage zu denken, aber meiner Gesinnung entsprach es doch nicht, auch wenn die Weisung nicht zu spät gekommen wäre. Zugleich mit all' den wissenschaftlichen Ideen, die mich erwärmt hatten, hatte mich die liberale Richtung ergriffen, und war ich in den Kampf des Tages hineingezogen worden. Die Antheilnahme an den höchsten Problemen, die den sittlichen und den wissensdurstigen Menschen beschäftigen, war bei mir zusammengeflossen mit der Antheilnahme an den öffentlichen Fragen und hatte von diesen ihren leidenschaftlichen Parteicharakter angenommen. Im Dienste der Wissenschaft fühlte ich mich zugleich der Partei verpflichtet. Beides ging in Einem Gefühl und Einer Gesinnung zusammen. Ich hatte zwischen Beiden nicht zu unterscheiden gewußt, und wie ich den abstracten Gelehrten, der seine Cirkel durch die Sorge um Staat und Vaterland nicht stören zu lassen gewillt ist, als einen Halben und Gesinnungslosen zu verachten geneigt war, so erschien mir die auf lebendige und praktische Wirkung ausgehende Geistesthätigkeit, welche die Kluft zwischen Wissenschaft und Leben zu überbrücken sucht, als die würdigste, ohne mir klar zu machen, wie leicht diese Denkweise nach beiden Seiten zu Oberflächlichkeit und Dilettantismus führen kann. Nicht bedenkend, daß die tiefste Wirkung der Wissenschaft auf das sittliche und staatliche Leben nur aus der gründlichsten Vertiefung in Beide hervorgehen kann, war ich bereit, aus der Noth eine Tugend zu machen und ergriff in ehrlichem Glauben eine Reihe schriftstellerischer Pläne, die auf

dem Grenzgebiet zwischen Wissenschaft und Leben, zwischen dem gelehrten und dem volksthümlichen Interesse, gleich nahe dem Beruf des akademischen Lehrers und dem des Publicisten lägen. Es war das Ideal der gebildeten Form, wie ich es aus unserer klassischen Litteratur, aus Lessing zumeist geschöpft hatte, welches mir vorschwebte, und welches mit dem Inhalt des neuen politischen Bewußtseins der Nation zu erfüllen mir als die reizvollste Aufgabe vorkam.

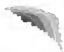
Nun lagen seit den Jahren 1849—1851 die ersten vier Bände von Pertzens Leben Steins vor. Das reichste und schönste Material war hier in der ungeschicktesten, ja, abschreckendsten Form aufgestapelt; das Werk forderte zu einer Neubearbeitung, durch welche der Inhalt erst flüssig gemacht, die bedeutende Gestalt des patriotischen Staatsmannes der Nation lebendig vor Augen und zu Gemüthe geführt wurde, geradezu heraus; in eine andere Form gegossen konnte damit eine Wirkung erzielt werden, ähnlich wie sie vor dem Revolutionsjahr Dahlmann mit seiner englischen und französischen Revolution, eben jetzt Droysen mit seinem York erreicht hatte. Länger als ein Jahr habe ich mich mit dieser Arbeit getragen und viel Zeit und Mühe daran gewandt. Immer wieder setzte ich an, ließ sie wieder fallen, setzte von Neuem an, um sie schließlich endgültig aufzugeben und entschlosseneren Händen zu überlassen. Offenbar, mir fehlte der rechte Glaube an das Gelingen. Denn das fremde Werk bloß zu stilisiren und in eine populäre Form zu übersetzen, stand mir nicht an: um es ganz in ein eigenes umzugestalten, sodaß sich die Abhängigkeit von dem Pertzischen Quellenmaterial wenigstens durch selbständige Ausführung des Hintergrundes und durch überzeugende Beleuchtung der Hauptfigur gerechtfertigt hätte, dazu fehlte es mir an sicherer historischer Kenntniß und vor Allem an Kenntniß der Verwaltungsverhältnisse. Viel mundrechter war mir ein anderes Thema, auf das ich nicht selbst verfallen war, sondern das mir entgegengebracht wurde. Ich hatte mit dem großen Artikel über Philosophie für die Ersch- und Grubersche Encyklopädie nicht die beste Arbeit geliefert und mich überdies als unzuverlässig gezeigt. Würde mir wohl verstattet werden, die Scharte wieder auszuwetzen? Es war sehr freundlich und großmüthig von meinem alten Gönner,

daß er meiner Bitte, es noch einmal mit mir zu versuchen, stattgab, und es war ein sehr glücklicher Gedanke von ihm, dem Politiker, dem Publicisten, dem Biographen den Artikel Gentz zur Bearbeitung aufzutragen. Mit dem Interesse an dem berühmten politischen Rhetor, dem ebenso gescheuten wie stilgewandten Advocaten der Restaurationspolitik, verband sich das psychologische Interesse an dieser frivolen Persönlichkeit. Diese Erscheinung aus den Zeitverhältnissen heraus zu erklären, sie in den Entwicklungsgang der deutschen Litteratur und des deutschen Geisteslebens einzuordnen, sie allseitig zu charakterisiren, ihr vom nationalpolitischen wie vom sittlichen Standpunkt aus das Maß zu nehmen — das war eine verlockende Aufgabe, der ich mich gewachsen glauben durfte. Sie ganz ernst zu nehmen und mit aller mir möglichen Gründlichkeit durchzuführen, spornte mich der Ehrgeiz. Zum ersten Mal empfand ich die Pflicht und an der Arbeit selbst den Genuß, aus dem Studium der Acten, aus voller Kenntniß der Thatsachen heraus die Darstellung aufzubauen, und diese doch zugleich überschauend in höhere Bezüge aufzulösen und ihr dadurch den Reiz fesselnder Erzählung zu geben. Den Sinn für das pragmatisch Erklärende, für den Nachweis der causalen Zusammenhänge hatten mir Macaulays historisch-biographische Essays geweckt. Für die Erhebung des Einzelnen ins Allgemeine und die Verknüpfung nach ideellen Gesichtspunkten war ich noch immer der Hegelschen Philosophie verpflichtet; bei der Herbeischaffung endlich des Materials durfte ich mich der freundschaftlichsten Hülfe erfreuen, die mir Gustav Schlesier, der Herausgeber der Gentzschen Schriften, durch zahlreiche Mittheilungen aus seinen älteren handschriftlichen Sammlungen leistete. So kam eine ausführliche Biographie zu Stande, die zwar, namentlich nach der politischen Seite hin, noch sehr der Ergänzung bedurfte und auf Grund späterer Veröffentlichungen und neu eröffneter Quellen auch erfahren hat, aber doch von allen nachfolgenden Darstellern als brauchbares Fundament benutzt und anerkannt worden ist. Ich aber hatte an der Arbeit Methode gelernt und mich in der Vorliebe für biographische Stoffe bestärkt.

Nicht als ob ich gemeint gewesen wäre, mich auf das Biographische zu beschränken. Im Gegentheil, es war für mich nur

die Handhabe, um den größeren Zusammenhängen des geschichtlichen Lebens beizukommen. Es ging mir mit meinem beschränkten Wissen, meinem Sinn und meiner Neugierde für das individuell Psychologische wie dem Kurzsichtigen, dem zwar das Nächste in scharfer Bestimmtheit, dafür aber das Entlegene nur in fließenden Umrissen, und gerade deshalb in malerischer Verklärung erscheint. Aus Anlage und Neigung, zugleich aber aus dem Wunsche der Orientirung über die verdunkelte Gegenwart, aus dem Verlangen, in der Vergangenheit einen Wegweiser, einen Wink für die Aufgaben der nächsten Zukunft zu finden, erwuchs der Plan einer Geschichte der Entwicklung des deutschen Geistes in realistischem Sinne. Der große Zug der Entwicklung unserer deutschen Dichtung und Wissenschaft, unseres gesammten Denkens und Fühlens sollte klar gelegt werden, und die Darstellung sich plastisch in der Schilderung der führenden Geister verdichten. Mir schwebte eine Verbindung von Litteraturgeschichte und Geschichte der Philosophie vor, wie ich sie wohl hie und da angestrebt, aber noch nirgends wirklich durchgeführt fand. Indeß ich diesen Plan träumte und ihn im Gröbsten skizzirte, war ich freilich gezwungen, für die Noth des Augenblicks auch Tagelöhnerarbeit zu verrichten — nicht die erste beste, sondern solche, die möglichst in irgend einer Beziehung zu dem großen Vorhaben stünde. Ein befreundeter Buchhändler warb mich für die Uebersetzung von Spaldings Grundriß der Geschichte der englischen Litteratur, und bei meiner Vorliebe für die Landsleute Macaulays überredete ich mich leicht, daß mir dieser Cursus sowohl für die Erweiterung meines litteraturgeschichtlichen Wissens wie für die Auffrischung und Vermehrung meiner nur gar zu schülerhaften Kenntniß der englischen Sprache zu Statten kommen würde. Mit Hülfe des Lexikons tappte ich mich durch; einige Entschädigung für das Handwerksmäßige der Arbeit fand ich in metrischer Uebersetzung der dem Buche eingestreuten Proben aus englischen Dichtern, wobei freilich hie und da Freund Schwetschke, der formgewandte Hallische Poet Hülfe leisten mußte.

Wie aber alle diese Schriftstellerei zwischen dem Wissenschaftlichen und dem Politischen in der Mitte schwebte, so auch meine Lehrthätigkeit. In der Absicht, die Philosophie möglichst tief



in das Gebiet des Rechts- und Staatslebens hineinzutragen, wagte ich mich im Winter 1851 auf 1852 an eine große Vorlesung über Rechtsphilosophie. Das sollte nun eine liberale statt der conservativ-optimistischen Hegelschen, eine echt und ehrlich constitutionelle Rechtsphilosophie werden — und kam doch von dem constructiven Zug jener nicht los. Es war harte Arbeit, obgleich oder weil es dilettantische Arbeit war. In hastiger encyclopädischer Aneignung des mich keineswegs anmuthenden juristischen Materials, in schwerem Ringen mit den überlieferten Begriffen erprobte ich den Gesichtspunkt, daß alle Rechtsverhältnisse, von den einfachsten bis zu den verwickeltsten, von den privaten bis zu den öffentlichen, nicht sowohl verschiedene Stufen der realisirten Freiheit und Vernünftigkeit als vielmehr ebenso viele, immer sich steigernde, aber immer unvollkommen bleibende Ausgleichsversuche zwischen der Natur der Verhältnisse und den Forderungen der Vernunft seien. Den abstracten Grundgedanken der nothwendigen Systematik wegen durchzuführen und doch den positiven Stoff nach Möglichkeit mitzuschleppen, war saure Arbeit. Ich war zu oft dabei auf todte Punkte gestoßen, war zu oft genöthigt gewesen, in ausgefahrene Geleise einzubiegen, die Lücken meines Wissens und Construirens mit entliehenen Materialien auszufüllen, als daß ich nicht herzlich froh gewesen wäre, als der Semesterschluß herannahte. Ich habe später keine Versuchung gefühlt, die Vorlesung wieder aufzunehmen.

Lockender schien mir die philosophische Reise durch das Gebiet der Universalgeschichte. Ich wagte mich zuerst im Sommer 1852 an eine Vorlesung über Philosophie der Geschichte, anfangs mit der Absicht, nur die verschiedenen Versuche zu einer solchen zu kritisiren und die Grenzen der Möglichkeit eines Begreifens des geschichtlichen Lebens der Menschheit festzustellen, wobei ich doch nicht eben über die Gedanken der Humboldtschen Abhandlung „über die Aufgabe des Geschichtschreibers“ hinauskam. Bald indeß stellte sich heraus, daß diese Allgemeinheiten unfruchtbar bleiben müßten und daß sie nicht im Stande seien, eine studentische Zuhörerschaft zu fesseln, wenn sie sich nicht in der Anwendung auf den Körper der Geschichte verdeutlichten und lebendig würden. Abermals also galt es, ein breites und überdies stürmisch bewegtes

Meer zu durchschwimmen. Trotz alles Aufgebots von Kraft und Athem würde ich schwerlich obenauf geblieben sein, wenn ich nicht, wie Odysseus durch den Schleier der Leukothea, von Freundes Hand Hülfe bekommen hätte. Schon vielfach hatte ich mir bei Freund Duncker Raths erholt und mich so durch die griechische und römische Geschichte durchgearbeitet. Nun mußte er wohl sehen, wie ich in den strudel- und klippenreichen Gewässern des Mittelalters unterzusinken Gefahr laufe. Da, als mir das Wasser bereits bis an den Hals ging und die Kräfte zu erlahmen drohten, that er mir den größten Dienst, den es im Augenblick für mich gab. Wie den ermüdeten Schwimmer ein Kahn aufnimmt, so stellte er mir sein eigenes Heft über Universalgeschichte zur Verfügung. Er hatte selber darin die Thatsachen mit Gesichtspunkten, die der Hegelschen Logik und Geschichtsphilosophie entstammten, bald zu vergewaltigen, bald zu überreden versucht, um sie als Glieder einer vernünftigen Entwicklung zu ordnen und zur Uebersicht zu bringen. Hier lag also nicht nur ein reicher Stoff vor, sondern derselbe war bereits philosophisch zugerichtet — ich konnte ohne Weiteres zugreifen und habe, da ich doch von der Hand in den Mund leben mußte, von dem mir freundschaftlich und uneigennützig Ueberlassenen den ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Erst mit dem Eintritt in die neue Zeit, wo ich namentlich an Ranke einen Führer fand, konnte ich die Darstellung wieder selbständiger gestalten, überall aber soviel Eigenes einflechten, vor Allem so viel rhetorische Lichter in meinem Vortrag aufstecken, daß gerade diese Vorlesung großen Anklang fand und mir dankbare, lebhaft theilnehmende, ja begeisterte Zuhörer zuführte.

Nun könnte es als ein völlig unstetes Wesen, als ein abenteuerliches Umhertasten erscheinen, daß ich mich im nächsten Winter neben der nun ein für alle Mal in den Winter verlegten Geschichte der Philosophie auf eine Vorlesung über Geschichte der Pädagogik einließ. Auch war dabei in der That ein gewisser übermüthiger Trotz im Spiel, ein Uebermuth, der sich Alles zutraut, und ein Trotz, der sich dem Ueblichen und Angeordneten keineswegs ohne Weiteres zu fügen gedenkt. Nach dem, Ende 1851 erfolgten, Tode H. A. Niemeyers war der Lehrstuhl für Pädagogik zunächst verwaist; aber es war zweifellos, daß der Nachfolger

Niemeyers im Directorate der Franckeschen Stiftungen auch diese Lehrverpflichtung und die Leitung des pädagogischen Seminars zugewiesen bekommen würde. Es war nun aber im Geiste der damals unser Unterrichtswesen beherrschenden Richtung, daß zu Niemeyers Nachfolger nicht der verdiente bisherige Condirector der Stiftungen, Eckstein, der die nächste Anwartschaft darauf hatte, sondern ein Mann ausersehen wurde, der die Anstalt zu dem unverfälschten Geiste ihres Gründers, des frommen August Hermann Francke zurückführen würde. Der der liberalen Partei angehörige, rationalistischer Neigungen verdächtige Eckstein mußte dem unzweifelhaft kirchlich und conservativ gesinnten G. Kramer weichen. Angesichts dieser Aussicht reizte es mich, von meinem Recht Gebrauch zu machen, von einem entgegengesetzten Standpunkt aus in die Lücke einzutreten und durch jene Vorlesung — die ich dann noch einmal wiederholt habe — die Tradition des Niemeyerschen Geistes aufrecht zu erhalten. Außer daß ich allerdings für diese Vorlesung auf Zuhörer rechnete, lag mir übrigens jede Speculation dabei fern. Im Gegentheil, es war ein oppositionelles Unternehmen, für das man mir nicht danken, sondern, das mich nur unliebsamer machen würde. Allein, wie immer ich äußerlich dazu veranlaßt wurde, — die Geschichte der Pädagogik ließ sich ja einreihen in den größeren Plan einer Entwicklungsgeschichte des Geistes; sie hing mit der Geschichte der Philosophie, der Bildung, der Litteratur zusammen; ich studirte ein Stück Kulturgeschichte, wenn ich auf die wechselnden pädagogischen Ansichten, Lehren, Methoden und Experimente einging. In diesem Sinn allein habe ich sie meinen Zuhörern vorgetragen.

Noch bestimmter endlich formulirte ich das, worauf ich eigentlich hinauswollte, als ich im folgenden Winter 1853 auf 54 einer neuen Vorlesung denselben Titel gab, den ich meinem demnächst zu schreibenden Buche vorzusetzen dachte: „Geschichte des deutschen Geistes seit Kant und Lessing". Das wohlausgearbeitete, gleichmäßig und glatt geschriebene Heft liegt in einem stattlichen Quartbande vor mir; aber ich erschrecke, wenn ich es heute wieder ansehe, über die Leere der Darstellung und das Vorwiegen des Allgemeinen vor dem Besonderen und Individuellen. Der dialektische Rahmen verdeckt das Bild, und wo dieses wirksamer

hervortritt, geschieht es nicht durch den Reichthum der Charakteristik, sondern durch die Stärke der Striche und durch die lebhafte Rhetorik der Farbe und der Beleuchtung. Ein lehrhaftes und rednerisches Talent ist nicht zu verkennen. Man merkt es dem Schreibenden an, daß er übermäßig nach Deutlichkeit gestrebt und keinen Augenblick die Aufgabe, auf den Verstand und auf die Gesinnung seiner jugendlichen Hörer zu wirken, vergessen habe. Die didaktisch-stilistische Form überwächst den Stoff. Man begreift, daß ein hörendes Publicum beim mündlichen Vortrag zur Aufmerksamkeit gezwungen, gefesselt, ja, aufgeregt werden konnte, aber ebenso gewiß ist es, daß ein lesendes Publicum sich durch die Breite des Vortrags ermüdet gefühlt und das Buch so unwillig bei Seite gelegt haben würde, wie man eine Tafel verläßt, an der man mehr mit Knochen und Brühen als mit Fleisch und nahrhaften Gerichten abgespeist wird.

Und doch sollte die Vorlesung ganz gewiß zum Buche werden. Wären nur erst die Umfassungsmauern gezogen und das Ganze unter Dach und Fach gebracht: für den inneren Ausbau, den Abputz der Wände und die Ausstattung der Räume mit dem unentbehrlichen Geräth würde ich schon Sorge tragen. Ich stand bereits mit Vetter Gaertner über den Verlag des geplanten Werks in Verhandlung; mit einem Vertrauen, das durch den Absatz meiner bisher von ihm verlegten kleinen Sachen keineswegs gerechtfertigt war und das nur durch meinen eigenen Sanguinismus übertroffen wurde, war er mir entgegengekommen; wie sehr ich mich sonst vor dem Schuldenmachen scheute — auf sein freundliches Anerbieten, mir durch Vorauszahlungen die nöthige Ruhe und Muße zu ernster Arbeit zu sichern, war ich unbedenklich eingegangen. Hatte sich doch meine Lage gegen früher dadurch noch verschlechtert, daß ich von meinem seit Ostern 1853 in den Ruhestand versetzten Vater nun erst recht keine außerordentliche Hülfe erwarten konnte, erwarten durfte. Auch mit diesem durch zukünftige Leistungen einzulösenden Wechsel indeß war ich noch nichts weniger als geborgen. Und so geschah es denn, daß ich gleichzeitig noch eine andere Verpflichtung übernahm, die, ganz anderer Art, mich von der Verfolgung meiner rein wissenschaftlichen Ziele noch einmal abzudrängen und wieder publicistisch zu zerstreuen drohte.

Es hing das mit der Fortdauer unserer gedrückten politischen Zustände und dem unter dem Drucke der Reaction sich nur immer ungeduldiger steigernden Verlangen der liberalen Partei, darin Wandel zu schaffen, zusammen. Die Stimmung der Partei war die von Verschwörern. Und wie eine unterdrückte Partei, zumal wenn sie bessere Tage gesehen, sich immer zu regen bereit ist und nach Mitteln und Wegen späht, die Schlingen, in denen sie sich gefangen sieht, wenn sie sie nicht zerreißen kann, zu durchnagen, so wurde diese Minirarbeit auch von den Unserigen eifrig betrieben. Einen Sammelpunkt fanden diese Bestrebungen in dem Herzog Ernst von Gotha; er galt als der Schirmherr der Partei. Seine fürstliche Stellung und seine in die höchsten Kreise hinaufreichenden Beziehungen erfüllten die freisinnigen Patrioten mit Zuversicht. Unter seiner Theilnahme und Billigung wurden die Aussichten auf einen Umschwung der preußischen Politik, auf eine Wiederaufnahme der nationalen Einheitspläne immer von Neuem von den ihm vertrauten Führern besprochen. Die Presse wenigstens, wenn man doch zu ernsterem und direkterem Vorgehen nicht in der Lage war, sollte den öffentlichen Geist bei gutem Glauben und Muth erhalten; bei passenden Anlässen sollten die Gegner beunruhigt und durch wirksame Streitschriften angegriffen, die ganze Nation durch volksthümliche geschichtliche Belehrung politisch aufgeregt, sittlich gehoben und für den zweifellos nicht ausbleibenden Moment einer neuen nationalen Action vorbereitet werden. Bis es möglich sein würde, ein großes Preßorgan in diesem Sinne zu gründen, dachte man durch eine Reihe einzelner schlagender Schriften zu wirken und eine Anzahl von Schriftstellern gleichsam zu einem Freicorps zu vereinigen, das je nach Gelegenheit durch einen kühnen, wohl ausgeführten Handstreich das gegnerische Lager beunruhigte und für den nationalen Gedanken Eroberungen machte. Für dieses Freicorps sollte auch ich mit einem fest bestimmten Solde angeworben werden. Ich hatte bereits eingeschlagen, als sich zeigte, daß auch zur Verwirklichung dieses Planes die vorhandenen Geldmittel nicht ausreichten, und daß man sich auf Anregung und Unterstützung einzelner Flugschriften beschränken müsse. Nun war es der orientalische Krieg im Jahre 1854, der, so schien es unserer Partei, für Preußen die günstigsten Aussichten eröffnete, die Scharte von Olmütz

wieder auszuwetzen und durch den Anschluß an die Westmächte seine Vorherrschaft in Deutschland wiederzugewinnen. Es galt, sich offen gegen Rußland zu erklären und mit der schwankenden Neutralitätspolitik des Kabinets Manteuffel zu brechen. Zur Empfehlung dieser Wendung schrieb Duncker seine Broschüre: „Preußen und Rußland“ — mir gab eine Rede Stahls im preußischen Herrenhause den Text zu einer Philippika gegen die von dem conservativen Redner vertheidigte Politik der freien Hand und zu einer Charakteristik seiner geschlossen zu Manteuffel stehenden Partei. Gustav Freytag, der bei allen diesen Gothaischen Preßunternehmungen als praktischer Berather und Vermittler sich thätig erwies, hätte dem Schriftchen gern einen etwas drastischeren Titel gewünscht. Seine launigen Vorschläge indeß waren unannehmbar, und so blieb es bei dem „Zur Charakteristik neupreußischer Politik“. Was jedoch dem Titel an Schärfe abging, ersetzte der Inhalt. Das politische Raisonnement ohne Zweifel war höchst anfechtbar; es schmeckte stark nach der Studirstube; der Stil war das Gegentheil des üblichen journalistischen Stils — ganz unmodern sagten meine Freunde. Aber Logik und Leidenschaft hatten sich verbunden, ein polemisch-rhetorisches Kunstwerk hervorzubringen: ich hatte mir ein rechtes Fest daraus gemacht, dem großen politischen Sophisten in alle seine Scheinbeweise und Trugschlüsse nachzuschleichen und ihm und seiner Rednerei die Maske abzuziehen. Nun war mir die lange und wohlberechnete Rede gegen den Aeschines keineswegs rasch aus der Feder geflossen; viel zu spät war ich damit zu Stande gekommen und hatte nun obendrein Noth, einen Verleger zu finden. Selbst Freund Veit, nachdem er das stachlige Ding gelesen, wollte nichts damit zu schaffen haben, und als endlich der Weimarer Böhlau die Veröffentlichung übernommen hatte, mußte ich noch über einzelne allzu kecke Wendungen mit ihm paktiren. Und die zaghaften Buchhändler sollten Recht behalten. Nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Exemplaren gelangte hinaus. Der ganze Rest wurde beschlagnahmt und eingestampft. Nach dem Verfasser wurde zum Glück nicht gefahndet, dem Verleger aber bedeutet, daß er sich diesseits der preußischen Grenze nicht betreffen lassen dürfe. Die einzige Wirkung der Schrift war die, daß sich eine

kleine Gemeinde im Stillen an ihr erbaute, und daß die Gothaer einen neuen Fehlschlag zu beklagen hatten.

Nur ein Intermezzo war meine politische Schriftstellerei gewesen. Die Resignation, zu der der Ausgang des Krimkrieges die Unserigen zwang, führte naturgemäß Alle, die nicht berufsmäßige Politiker oder Parlamentarier waren, zu stiller Arbeit zurück, wie sie auch in dunkeln, politisch hoffnungslosen Tagen gedeihen mag. Es blieb unbenommen, in geschichtlicher Betrachtung und Darstellung der Vergangenheit den patriotischen Geist, die Hoffnungen und Forderungen, die Ideen und Gesinnungen zu Worte kommen und weiter wirken zu lassen, die in den Strebungen der Gegenwart einstweilen zum Schweigen gebracht waren. Nach allem Erlebten sah man auch die früheren Epochen in einem neuen Lichte und mit geschärfterem, antheilvollerem Auge. Ich hatte gedacht, die deutsche Gegenwart und Zukunft durch eine zusammenhängende Darstellung der Entwickelung des deutschen Geisteslebens seit den ersten Regungen eines lebendigeren nationalen Bewußtseins, seit dem Auftreten Klopstocks und Lessings, deuten zu können. Bei der Begrenztheit meines Blickes jedoch und nach der Eigenart meiner Begabung sah ich mich bald gezwungen, statt das Ganze zu umfassen, nur bei einzelnen Punkten zu verweilen. Unfähig, den ganzen Sternenhimmel und seine Bewegung zu überblicken, sah ich nur einzelne Sternbilder deutlicher und erkannte, daß ich mich darauf beschränken müsse, die Zeit nur in Ausschnitten, Zeitbilder nur in Bildern hervorragender Persönlichkeiten zu zeichnen. Zum Historiker fehlte mir das rasch herhaltende und verknüpfende Gedächtniß: für die Biographie brachte ich die Neigung zu psychologischer Zergliederung und die Leichtigkeit der Vergegenwärtigung innerer Erlebnisse mit. Ich hatte diese Erfahrung am entschiedensten an der Arbeit über Gentz gemacht, und Gentz hatte mich zugleich unmittelbar auf meinen alten Freund Wilhelm von Humboldt gebracht. Aus gar vielen Fäden hatte sich diese Freundschaft gewoben. Von meiner Primanerzeit an waren mir einige seiner sprachphilosophischen Ansichten bedeutend geworden. In der Zeit der Abkehr von der Hegelschen Weltabfertigung hatte ich in eben dieser Sprachphilosophie wie in dem Aufsatz

über Geschichtschreibung Gedankenmotive zu entdecken geglaubt, die in weiterer Ausbildung und Anwendung wenn nicht eine neue Weltanschauung, so doch eine neue wissenschaftliche Methode möglich machen müßten. Die Spuren dieser Einwirkung waren deutlich genug in dem Aufsatz über Philosophie und in dem Schriftchen über Feuerbach niedergelegt. Dazu kam der wunderbare Zauber der stilistischen Form, die, so entschieden aufs Klarmachen angelegt, dennoch von einem nicht weichenden Dämmerschein begleitet ist. Und wie die Form, so der Inhalt. Es reizte mich unwiderstehlich, diesem sich nie genug thuenden Tiefsinn auf den Grund zu sehen und ihn womöglich auszuschöpfen. Endlich war dieser mit den zartesten Geheimnissen des Menschengeistes vertraute Mann der Ersten Einer, die von unserer humanistisch-philosophischen Bildung eine Brücke zur Aufrichtung eines freien Staates geschlagen, ein Genosse der Stein und Hardenberg, ein vom idealsten Zuge getragener Staatsmann. Trotz manches Befremdlichen in seiner Natur lag er mir doch viel näher als der harte, starkwillige, leidenschaftliche Freiherr vom Stein, dessen Bild aufzustellen ich vorher Anstalt getroffen hatte; ja gerade die Räthsel seiner Natur psychologisch aufzulösen, stellte sich mir als die lockendste Aufgabe dar. Hier war also ein Stoff gefunden, an dem mein philosophisches Interesse mit meinem praktischen sich verschlang; in der Entwickelung des Bildungsganges des merkwürdigen Mannes und in der Charakteristik seines Wesens und Wirkens die schönste Gelegenheit, Gedanken zum Ausdruck zu bringen, die in eine systematische Form zu bannen mir die schöpferische Kraft mangelte, Gesinnungen zu bekennen, die, praktisch zu verwirklichen die augenblickliche Gestalt unserer öffentlichen Zustände unmöglich machte. Ich klammerte mich an diese Persönlichkeit, um ihr Bild so sprechend und eindrucksvoll aufzustellen, wie es bald in mir lebte, zugleich doch mit aller Hingebung an ihrem idealen Gehalt meine Selbständigkeit wahrend, damit die Charakteristik nicht zum Panegyrikus würde. Dies Herausarbeiten des wesentlichen Kerns, das Verknüpfen und Gestalten war mir so sehr Hauptsache, daß es mich wenig kümmerte, daß ich nur ein unzulängliches und lückenhaftes Material vor mir hatte. Mir standen keine anderen als gedruckte Quellen, die ver-

dienstlichen „Erinnerungen“ Schlesiers, die Briefwechsel, vor allem die eigenen Werke Humboldts zur Verfügung. Zu oft hatte mich Schlesier, dem sein Buch das Vertrauen und persönliche Wohlwollen Alexanders von Humboldt erworben hatte, versichert, daß von dieser Seite weitere Mittheilungen nicht zu erlangen seien, als daß ich den Versuch bei ihm hätte erneuern mögen; und an die Staatsacten heranzukommen, erschien nicht nur bei der damaligen Verschlossenheit der Archive überhaupt, sondern insbesondere für mich, den übel Beleumdeten, völlig hoffnungslos. Ein unmuthiger Stolz, eine trotzige Zuversicht, daß auch so die vornehme hohe Gestalt, der wunderbare Mensch, der fein- und tiefsinnige Gelehrte und Denker, der freimüthige kluge und klare Staatsmann heraustreten, lebig werden und sich werde durchsetzen können, einer ideenlosen Generation von Staatsmännern zum Vorwurf und zur Beschämung, den Strebenden, Kämpfenden, Hoffenden zum Trost und Vorbild, überkam mich. In herben und fast verletzenden Worten habe ich dieser Stimmung in der Vorrede Ausdruck gegeben und mir damit vermuthlich den Weg versperrt, auf dem Ergänzungen des Lebensbildes zu gewinnen gewesen wären. Ich hatte alle Ursache, mich der Aufnahme zu freuen, die das Buch beim Publikum fand; ein Brief von Klaus Groth, einige Zeilen von Otto Jahn erfreuten mich besonders, nur von F. G. Welcker jedoch ging mir als werthvolles Geschenk die Sammlung an ihn gerichteter Briefe Wilhelms von Humboldt mit dem ehrenvollen Auftrage ihrer Veröffentlichung zu, die ich denn, von dem Empfänger der Briefe unterstützt, im Jahre 1859 bewerkstelligte. Ein noch großmüthigeres Geschenk, wenn auch inhaltlich von geringerem Werthe, waren die Briefe Humboldts an Nicolovius, die des Letzteren Sohn geraume Zeit später bei dem Humboldtbiographen deponirte. Das Geschenk war als ein Zeugniß für den Vater gemeint, dem meine Darstellung Unrecht gethan hatte. Lange Jahre haben die Papiere — ein stiller Vorwurf für mich — in meinem Pulte geruht, bis ich endlich, auf Anregung eines jüngeren Litterarhistorikers, im Jahre 1894 durch ihre Herausgabe die alte Schuld getilgt habe. Längst aber haben inzwischen Andere, eifrigere Forscher und Sammler als ich, „das

Lebensbild und die Charakteristik“ von 1856 durch Erschließung und Verwerthung neuen Materials ergänzt. Die Familien- und die Staatsarchive haben sich unter den heutigen günstigeren Verhältnissen ihnen erschlossen. Mit Genugthuung sehe ich Historiker und Philologen den unvollkommenen Entwurf, den ich gleichsam aus freier Hand gezeichnet, in allen Theilen nach genaueren Maßen vervollständigen und weiter ausführen.

Noch jetzt empfinde ich in der Erinnerung das Glück, das mir diese Arbeit verursachte. Es waren überhaupt trotz aller Eingeschränktheit meiner äußeren Lage, trotz der Wolken, die unser öffentliches Leben überschatteten, und meine private Existenz mit einhüllten, Jahre des Glückes, des in sich befriedigten Strebens. Dem jugendlichen Gemüthe ging die Hoffnung nicht aus. Mich hob der wachsende Erfolg meiner Vorlesungen, mich trug das Einverständniß mit Freunden, die ihre Parteistellung in ähnlicher Weise ächtete wie mich. Mit Verehrung und Zuversicht hing ich vor allem an Freund Duncker. Die Achtung vor dem zuverlässigen Ernst seines Charakters, der Sicherheit seines Urtheils, der ich mich entschieden unterordnete, verband sich mit Dankbarkeit für die Theilnahme, die der selber Bedrängte meiner Lage schenkte. Es waltete in seinem Hause ein ernster und edler Geist. Denn die Gesinnung des Gatten theilte die Gattin, und diese, die Tochter des wackeren Arztes Gutike, verlangte und erzwang sich von Allem, was die Männer bewegte, ihren Theil, während sie zugleich, eine Meisterin in ausdrucksvollem Gesange, den Ernst der kleinen um ihren Theetisch versammelten Gesellschaft durch Anmuth zu bannen verstand. Die seltene Frau zu schildern wäre schwer. Liebenswerth muß man sie nennen, ihr einen hohen und reichen Geist zusprechen — aber liebenswürdig schlechtweg oder geistreich im gewöhnlichen Sinne, das träfe nicht zu oder wäre zu wenig. Es sei keine Frau, sagte Mathy von ihr, sondern ein Wesen. Sie besaß eine männliche Intelligenz, bereit, den schwierigsten Fragen zu Leibe zu gehen, aber ihr scharfer Verstand, wenn er das Gesprächsthema nicht durch blitzende, epigrammatische Einfälle vorübergehend beleuchtete, verfolgte dasselbe leicht in so hochliegende Regionen, daß es ungreifbar verflatterte, und dann war

es dem Mitunterredner lästig, ja unmöglich, ihr zu folgen. Mit raschem Blick ersah sie die Schwächen der Menschen oder ihre Eigenheiten und wußte dieselben bald mimisch wiederzugeben, bald treffend mit gutmüthiger Schalkheit zu ironisiren. Die echte Tochter ihres Vaters, besaß sie einen starken Willen, den sie Anderen aufzuzwingen einen unschuldigen Eifer entwickelte. Durch diesen ihr mehr oder weniger unbewußten tyrannischen Zug, durch die Neigung zu leiten und zu patronisiren, mochte sie leicht unbequem werden, zumal wenn sie Ueberschwängliches oder Unpraktisches mit dem ganzen Ernst leidenschaftlicher Ueberzeugung forderte. Dennoch war sie durch die Reinheit ihrer Absichten und durch die sittliche Vornehmheit ihres Wesens, durch die Güte und Zärtlichkeit, die sie mit ihrem Herrsch- und Bevormundungstriebe verband, für Schwächere unwiderstehlich. Diese zwang sie zur Verehrung, Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Nicht sicherer Takt des Handelns im Einzelnen, den man so vorzugsweise am Weibe schätzt, sondern ein von männlichem Pflichtgefühl geleitetes Streben zeichnete sie aus. Dabei aber führte weibliche Ungeduld und Phantasie sie leicht über erreichbare Ziele hinaus. Ihrem rasch entzündeten Enthusiasmus, dem eine ausgesprochene Neigung zur Kritik, ein schlagender Witz und Sinn fürs Lächerliche nicht widersprach, war es schwer, genug zu thun. Sich selbst that sie nie genug; vielmehr erregbar und von zarter Constitution, war sie immer in Gefahr, über ihre Kräfte zu gehen, sich durch Geschäftigkeit äußerlich, durch grüblerische Selbstrechenschaft innerlich aufzureiben. Zu weit ausgreifend, ebenso wissensdurstig, wie für die öffentlichen Dinge interessirt, mitleidig um das Wohl der Armen besorgt, voll Ehrgeiz, es jeder Hausfrau im Haushalt gleich zu thun, gelang es ihr nur langsam zu innerer Befriedigung durchzudringen. Sie war keine harmonische Natur, und doch lag in ihrer künstlerischen Begabung die Sehnsucht nach Ausgleich der verschiedenen sich gegenseitig störenden Seiten ihres Wesens. Mehr und mehr ist es ihr geglückt in langer Lebensarbeit sich dazu zu erziehen — am meisten dadurch, daß sie, die kinderlose Frau, an dem geliebten Manne ihren Halt, in der Theilnahme an seinen Schicksalen und seinen Arbeiten das regelnde Maß ihres eigenen

Strebens fand. — Zu der durch Niemeyers Tod und Burmeisters Fortgang kleiner gewordenen Oppositionspartei an der Universität gehörte weiter Meier. Ich habe bereits erzählt, wie gütig er mir gesinnt war. Auch sein Haus blieb mir gastlich geöffnet, und eine hohe Ehre war es mir, wenn ich hier auch bei den alljährlichen Besuchen, die Böckh dem alten Freunde und Collegen machte, zugezogen wurde. Mit Schwarz und Schwetschke bestand das alte Verhältniß fort. Den Freunden Duncker und Meier verdankte ich, daß ich auch in dem Hause von Roß, dem bereits schwer erkrankten, Zutritt hatte. Das etwa waren die durch collegialische und politische Fäden zusammengehaltenen Menschen. Es waren die Reste des Kreises, der vor 1848 sich gebildet hatte — nur daß, was früher offen und laut hervorgetreten, jetzt ins Stille und Private zurückgewiesen war. Nur bei den Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus appellirten wir an die alte Gefolgschaft und standen dann, im Kampf gegen die Regierungspartei, die freilich auch den einen und anderen Ueberläufer aus unserem Lager zählte, unseren Mann. Auch nach außen hin erhielten wir übrigens, vor Allem durch Duncker, mit den Gleichgesinnten Fühlung, so namentlich mit den Herausgebern der die liberale Sache tapfer vertretenden „Grenzboten“, mit Gustav Freytag, Julian Schmidt und Salomon Hirzel. Gern begleitete ich nach dem Schlusse des Sommersemesters 1854 Duncker zu einem Besuche Droysens in Jena, und Droysen erwiderte den Besuch. Mir sind diese Tage in Jena — soeben waren dort die ersten Exemplare meines Antistahl angekommen und Droysen durfte das Geheimniß der Autorschaft verrathen werden — in besonders sonniger Erinnerung. Droysen hatte damals bereits sein großes Werk, die Geschichte der preußischen Politik, in Angriff genommen. Ganz im Geiste dieses Werkes sah er mit der ruhigen Zuversicht des Historikers in die Zukunft, die sich für ihn aus dem vergangenen Leben des preußischen Staates nothwendig entwickeln mußte. Seine wissenschaftliche Arbeit deckte sich mit seiner Hoffnung. Auch seine Jenaische Lehrthätigkeit hatte er sich als politische Erziehung einer Jugend zurechtgelegt, die muthmaßlich berufen sein würde, im Staatsdienst oder als Abgeordnete die deutsche Geschichte ihrem Ziele entgegen-

führen zu helfen. Und doch galt ihm Jena nur als ein Vorposten — seine Augen waren bereits sehnsüchtig nach Berlin gerichtet. Ein bescheidener Platz gerade an der kleinen Thüringer Universität wäre für mich der Inbegriff aller meiner Wünsche gewesen. Ich sah sie jetzt zum ersten Male, seitdem ich sie als Student durchzogen hatte, wieder. So viele Erinnerungen an das ehemalige geistige Leben in der alten klassischen Bildungsstätte drängten sich mir diesmal anschaulich entgegen. Ich lernte den liebenswürdigen Apelt, den Schüler von Fries, und den alten Burschenschafter Scheidtler kennen, den das Alter nicht um die jugendliche Begeisterung, völlige Taubheit nicht um unbefangene Freude an der Welt und kindliches Vertrauen zu den Menschen gebracht hatte. Diese Beiden waren unsere Führer auf den Landgrafenberg, auf den Napoleon die für die verhängnißvolle Schlacht entscheidenden Kanonen hatte hinaufschaffen lassen. Wir übersahen das Schlachtfeld und gewannen durch die Erläuterungen des ortskundigen, in alle Einzelheiten eingeweihten Apelt einen anschaulichen Einblick in die Hergänge jener Oktobertage — ein halbes Jahrhundert, nachdem sie sich abgespielt hatten.

Wenn nun so durch die politischen Freunde und durch den Gedankenaustausch mit gleichgesinnten Kollegen dafür gesorgt war, daß mir der Horizont der Zeitgeschichte niemals aus dem Gesicht komme, so spannen sich doch gleichzeitig meine Tage in behaglicher Sicherheit, in einer durch die ernsten Arbeiten, Sorgen, Hoffnungen und Entwürfe für das Kommende nicht getrübten Ruhe fort. Das Halle der fünfziger Jahre war, trotz Allem, ein Asyl, in dem ich mich glücklich und geborgen fühlte. Ich hauste in der Giebelstube des alten, mir seit Jahren lieben Gasthauses, von dessen über der Saale gelegenem weitem, hügeligen Garten ich auf den Fluß, die Wiesen und Bäume des Thals herabschaute. Man konnte nicht besser aufgehoben sein. Es war da so viel Einsamkeit und so viel Gesellschaft, als man zu haben begehrte und sich selbst zu schaffen verstand. Zu dem einfach genügenden Mittagstisch fanden sich gute Freunde aus der Stadt, gerade so viel, um ein launiges Gespräch, an dem Alle theilnehmen konnten, möglich zu machen. Das Präsidium zwar war seit dem Verschwinden Anton Sprengels auf ein anderes Haupt — wir nannten den sich gern gewichtig

aufspielenden Alten scherzhaft den Staatsmann — übergegangen. Das Wort aber führten wir Jüngeren, und wir besonders von der Universität wußten uns ansehnlich geltend zu machen. Mit geistreicher Schärfe und keckem Wortgefecht vor Allem Karl Schwarz, in bescheidener, stiller und feiner Haltung Eduard Böhmer, der Theolog und Romanist. Es war eine recht gemischte Junggesellengesellschaft, bunt und wechselnd. Ein neues Element trat in sie ein, als im Winter von 1854 auf 1855 ein junger Maler, ein Verwandter der Graefeschen und Pochhammerschen Familie seinen Sitz in Giebichenstein aufschlug, um, wie er früher an den Fresken des Berliner Neuen Museums gearbeitet hatte, jetzt den Gartensaal einer Giebichensteiner Villa mit Wandmalerei zu zieren. Je ferner mir bisher die Kunst gelegen, um so lieber ließ ich mich von dem geschickten jungen Manne einigermaßen in sie einführen und wenigstens über ihre Technik belehren, wofür er über seine Motive und Entwürfe in großer Bescheidenheit gern unsere Kritik vernahm. Nur allzu bescheiden, weich und anschmiegsam war der junge Künstler. Ich schloß mit ihm eine Freundschaft, die seinerseits ganz Unterordnung, ja Verehrung und dienstwillige Hingebung war. Noch bewahre ich ein paar hübsch gedachte, geschickt hingeworfene Feder- und Tuschzeichnungen von seiner Hand, die auf Persönliches Bezug haben — rührende Denkmäler seiner Neigung. Ich sehe sie mit einer ähnlichen Trauer an wie die Reliquien der schon früher dahingegangenen Studienfreunde, die, „um schöne Stunden vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.“ Schon schwer von einem Brustleiden angegriffen, als ich ihn kennen lernte, erlag er wenige Jahre danach der Krankheit. Ein letzter Lichtblick hat noch spät sein Leben verklärt. Einsam, mit Aussichten auf Beschäftigung und Anstellung sich kümmerlich tröstend, hatte er sich von der Liebe zu einem kräftig schönen Mädchen, — sie war vornehmer Abkunft, eine Waise, mit ihm in ähnlicher Lage — zu einer Verlobung hinreißen lassen. Der schon Todesmatte war kaum noch des vollen Glücks eines solchen Verhältnisses fähig. Das hochgemuthe Weib aber, das ihm, dem Armen und Gedrückten die Hand zu reichen entschlossen gewesen war, hat sich nach seinem Tode in einen noch großmüthigeren Liebesdienst begeben, sich für Menschen aufgeopfert, denen nicht zu

helfen war. Es waren zwei zu kurzem Hoffen und frühem Sterben Bestimmte.

Daß das Leben in einem so stets von Gästen besuchten, auch lärmenden Vergnügungen, Concerten und Bällen bestimmten Hause mich nur wenig störte und gefährdete, darf ich mir nicht als Verdienst anrechnen. Weniger meine Philosophie als meine auf wenig Bedürfen und knappes Genießen angelegte Natur schützte mich vor der Gefahr. Ich war ein Wassertrinker aus Geschmack und nicht aus Askese. Musik lockte mich nicht, sondern sie vertrieb mich. Rechtliche Sparsamkeit war mir angeboren und anerzogen; mehr auszugeben, als ich hatte, kam mir gar nicht in den Sinn. Und was hätte mich stören sollen, wenn Pflicht und Noth und ein idealer Trieb mich zum Fleißigsein zwang? Nur als nach der damals aufkommenden Mode auch in dem Traubengarten ein Sommertheater aufgeschlagen wurde, und als nun an manchem schönen Sommermorgen die Arien und Couplets der probenden Schauspieler bis zu meinem Dachsitz herauftönten, hatte ich Noth, die Gedanken zusammenzuhalten, daß sie nicht fortgespült oder von den Trillern mit fortgerissen wurden. Ich hätte es nicht hindern können, wenn der Spitzname des Sommertheaterphilosophen, mit dem ein mich besuchender Freund von auswärts mich beehrte, an mir hängen geblieben wäre. Uebrigens war auch mein Fleiß kein asketischer, er war ebenso wie mein Genießen durch die Schranken und den gesunden Instinkt meiner Natur gemäßigt; ich wußte aus früherer Erfahrung, daß ich es nicht bis zur Ueberreizung und Abspannung treiben dürfe. Der Tag hatte mir genug Stunden. Bei den Kegelpartieen, für welche Duncker den ernstesten Eifer entwickelte, durfte ich nicht fehlen, und die Abendsitzungen mit ihm und seiner Frau und dem einen und anderen Freunde auf der Terrasse des Traubengartens mit erheiterndem freien Gespräch bildeten, wie oft! den Abschluß eines wohlangewandten Tages. Im Winter fand uns die zugefrorene Saale auf der Schlittschuhbahn, und hier erwarb mir sogar meine Behendigkeit den Ruf eines Virtuosen. Der Winterzeit gedenke ich dennoch nicht ohne Beschämung. Es gab doch einen Punkt, an dem der versuchungsreiche Aufenthalt in einem Gastlocal mir gefährlich wurde. Ich hatte mich nie zuvor aufs Kartenspiel

eingelassen. Nun grassirte damals wie eine Epidemie in der Hallischen Gesellschaft das L'Hombre. Welche Rolle es spielte, mag man daraus abnehmen, daß Freund Schwetschke eine Geschichte des L'Hombres zu schreiben Anstalten machte. Mir rückte die Sache so nahe auf den Leib, daß ich endlich Feuer fing. Auch die geistreichsten meiner Freunde trieben einen förmlichen Cultus mit dem Spiele — es verging kein Tag, an dem die Tische in der Traube nicht hergerichtet wurden, bis es gar zur Veranstaltung förmlicher L'Hombrefeste kam. Neugier oder Wißbegier siegte endlich über meine Unschuld, und sobald ich erst in die Geheimnisse des reiz- und wechselvollen Spiels eingeweiht war, ergriff mich eine so heftige Leidenschaft dafür, daß es mir schöne Stunden raubte und zerstreuend, ja verwüstend meine ernsten Beschäftigungen zur Seite drängte. Die verführende Gelegenheit war immer gegeben; die Aufregung, die mein Temperament forderte, die geistige Gymnastik, zu der das Spiel nöthigte, dies Ineinander von Zufall, Wahl und Berechnung, das Alles fesselte mich und täuschte mich über die Nichtigkeit dieser gleichsam im Leeren vor sich gehenden, die Zeit nicht erfüllenden, sondern nur vertreibenden Scheinthätigkeit. Selbst die im Leichtsinn der Jugend verlärmten und verjubelten Stunden hatten mehr Gehalt und hatten mehr Dauerndes hinterlassen, als die, die ich jetzt dieser neuen Leidenschaft zum Opfer brachte. Wie schwer es mir geworden ist, mich dem Uebel zu entreißen, mag ich nicht ausführen. Das Mittel war kindisch, aber es half. Erst dadurch, daß ich den Entschluß, die fortdauernde Versuchung abzuweisen, zu einem förmlichen, mich äußerlich und abergläubisch bindenden Gelübde gestaltete, machte ich mich frei. So gelang es mir, die Leidenschaft zum Stillstand zu bringen, und durch eine Periode der Entsagung mir die Freiheit zu verdienen, mit dem Spiel wieder zu spielen und mit Mäßigkeit thöricht zu sein.

Die beste Seite an dem unlöblichen Zeitverderb war der gesellige Reiz, der sich damit verband. Es waren gute Gesellen, die mit mir zusammen am L'Hombretisch saßen, und ich muß es dem Spiele nachrühmen, daß es den Menschen Gelegenheit giebt, ihre Eigenthümlichkeit — ich darf sagen, ihren Charakter durchsichtiger zu entfalten, als dies bei anderen Spielen der Fall

ist. Mögen es mir die Freunde, die ich hier anführe, verzeihen, daß ich sie in dieser frivol vertraulichen Nebenrolle zuerst auftreten lasse. Es sind ernste und gute Männer, vor der Welt bewährte, und darunter etliche, deren Freundschaft ich in ganz anderen Lagen erprobt habe. Mit dem nachmaligen Oberbürgermeister von Voß stand ich längst schon in einer nicht nahen, aber freundlichen Beziehung. Seit Kurzem war Julius Thümmel als Kreisrichter nach Halle versetzt und trat mit seiner Frau an unseren Kreis bescheiden heran. Mit besonderer Gastfreundschaft zog Krahmer, der Mediciner, auch mich zu seinen Gesellschaften. Zwei Brüder Delbrück, Söhne des ehemaligen Regierungsbevollmächtigten, der Eine Arzt, der Andere Jurist, der nachmalige Berliner Banquier, waren dem jungen Hinrichs befreundet und mir durch diesen bekannt gemacht. Friedrich Hinrichs, der Sohn des Philosophen, war unter allen diesen Menschen der merkwürdigste. Er ist mir langsam nahe getreten, und immer, auch wenn man ihm vertraut geworden, behielt er sich soviel vor, daß ein völliges Zusammenstimmen nicht wohl möglich war. Bei aller Fähigkeit, in Lage, Stimmung und Gesinnung des Andern einzugehen und in herzlicher Theilnahme und Hülfsbereitschaft den fremden Interessen zu dienen, waren doch seine Gesichtspunkte immer seine eigenen. Er war das Gegentheil eines Parteimannes. Sein scharfer und feiner Verstand sah nicht sowohl die großen und offen liegenden, als die kleinen und versteckt liegenden Momente einer Frage. Er hatte das Talent und die Neigung zur Paradoxie. Gegen die schnell fertige Entscheidung wehrte er sich mit dem ganzen Eigensinn des Skeptikers. Immer lieferte sein Kopf die sauberste, aber nicht immer die brauchbarste Arbeit. Er war in Folge dessen im Richteramt bei seinen Collegen nicht beliebt, den Trägen unbequem, von Denen, die es handwerksmäßig leicht nahmen und fünf gerade sein ließen, verspottet oder gefürchtet. Er galt als der Zauderer, der Andere um ihre Zeit brachte, der Umständliche, der Skrupelhafte, der Schwierigkeiten machte, wo keine waren. Theoretisch hatte er gewiß in den meisten Fällen mit seinen Bedenken Recht, denn er sah ungemein scharf und war von unbestechlicher Gewissenhaftigkeit, vom empfindlichsten Rechtsgefühl; praktisch mochten die Anderen oft gegen ihn Recht

haben. Den Compromissen abgeneigt, war seine politische Anschauung principienmäßig, radikal, fortschrittlich. Nicht daß er sich offen zu der Partei des Fortschritts bekannt, und mit den Männern des Fortschritts praktisch Chorus gemacht hätte; er sah auch bei ihnen zuerst die Fehler, aber vor der reinen Consequenz, vor der rücksichtslosen Principientreue hatte er Respekt; sie imponirte ihm, wo immer er ihr begegnete: ich habe ihn bewundernd von der Gewissenhaftigkeit und Rechtsehrlichkeit seines nachherigen Chefs, des Präsidenten Gerlach sprechen hören. Obgleich er in persönlicher Freundschaft mit dem Dunckerschen Kreise verbunden war, so richtete er doch gegen die Politik der Gothaer beständig seine spottlustige Kritik. Vielmehr alle Politik war ihm überwiegend ein Gegenstand der Kritik; sein Standpunkt der des unbetheiligten Zuschauers, der sicher ist, keine Fehler zu machen, weil er sich über den Dingen und außerhalb des Kampfes hält. Dafür war ihm für eine andere ideale Welt, für die Welt, in der das Compromiß gesetzliches Recht geworden ist, für die Welt des Schönen, die zumal, die sich tönend offenbart, der feinste Sinn gegeben. Er besaß eine musikalische Seele. Seine Liedercompositionen verrathen neben der Anmuth eines reinen Gemüths zugleich etwas von dem dialektischen Triebe seines grübelnden Verstandes. War aber seine schöpferische Kraft durch dies Reflexionsbedürfniß, auch durch die Unvollkommenheit seiner technischen Durchbildung begrenzt, so war dagegen sein musikalisches Verständniß unbegrenzt. Halb widerwillig, nicht ohne Sträuben und Streiten, erkannte Robert Franz, sein Schwager, das überlegene Urtheil des Anderen an und unterwarf sogar in einzelnen Fällen seine eigenen Schöpfungen bis zu der Grenze, wo das Genie nur sich selbst Recht geben kann, der Controlle des feinfühligen, bewußteren Kritikers. Der Streit um die musikalische Bedeutung Richard Wagners wurde schon damals mit Lebhaftigkeit geführt: Hinrichs schrieb das noch heute lesenswerthe Schriftchen über ihn, gleich charakteristisch für den Musiker wie für den Kritiker — einen ungemein geistreichen, fein abgewogenen, nur für gewöhnliche Leser, welche Alles deutlich, bestimmt, kategorisch und greifbar haben wollen, zu schattenhaften Essay. Denn so oft es sich um ästhetische Dinge handelte, war dieser helle Kopf immer

geneigt, zwischen den in dem Reichthum der Sache gelegenen Gesichtspunkten ausgleichend, vorsichtig sich hindurchzuwinden. Sein Skepticismus wurde zu Milde, seine Subtilität zu andeutender Zartheit und nur halb durchsichtiger Trübheit. Er hat als Schriftsteller und ebenso in der mündlichen Rede diesen Mangel nie völlig überwunden. Er liebte beim Schreiben das Interpungiren durch Gedankenstriche, beim Erzählen durch Anhaltpuncte, die er launig selbst als Kunstpausen bezeichnete. Seine Rede erschien unbeholfen und zaudernd und stellte die Geduld des Zuhörers auf harte Proben, aber sie belohnte dann wieder diese Geduld durch ein plötzlich einspringendes, schlagendes Wort, eine unerwartet glückliche Wendung. Mit Robert Franz hatte ihn sein musikalisches Talent in das Gutikesche und Dunckersche Haus eingeführt. So oft das Dunckersche Ehepaar sich an die Anfänge seines Haushaltes erinnerte, gedachte es der köstlichen musikalischen Komödie voll kleiner Anspielungen und humoristischer Personalcharakteristik, durch welche Hinrichs den Polterabend verherrlicht hatte. Er war dann zum gern gesehenen Hausfreund geworden; zwischen ihm und der bedeutenden, gesangfrohen Frau hatte sich eine Kameradschaft gebildet, die aus der Aehnlichkeit ihrer Naturen, der verwandten und doch wieder verschiedenen Mischung des Harten und Weichen, des Spröden und Harmonischen ihren Reiz schöpfte. Sie waren Beide so streitlustig, so geneigt sich kritisch und dann wieder, als zwei grundgescheute Menschen, sich anerkennend gegen einander zu verhalten. Auf Politik kam die Rede selten, aber auch in litterarischen Fragen setzte der künstlerische Eigensinn unseres Freundes unserem Gothaismus den entschiedensten Widerspruch entgegen. Wir standen zu Gustav Freytag und Julian Schmidt. Des Letzteren tapfere Ehrlichkeit, sein unbestechlich gesundes Urtheil, seine gesinnungsvolle Selbständigkeit erfüllte uns mit Achtung; wir sahen in dem mit den Schwächen der Romantik und mit der Frivolität der jungdeutschen Richtung scharf abrechnenden Kritiker einen Bundesgenossen. Hinrichs hatte auf dies kurzangebundene diktatorische Wesen, auf diese zuversichtliche Manier, die gleichsam Unfehlbarkeit für ihre doch einseitigen und beschränkten Gesichtspunkte in Anspruch nahm, einen fast leidenschaftlichen Haß geworfen. Seine

poetische Natur empörte sich gegen das Nüchterne, Prosaische, Grobkörnige, sein geschmeidiges Gefühl gegen das Starre, Eintönige und Ueberkluge dieser Kritik. Wir sind in diesem Streit, den er mit allen Waffen des entrüsteten Ernstes, des Spottes und Witzes führte, niemals zusammengekommen. Aber diese wie alle sonstigen Differenzen der Meinung überbrückte er durch eine seltene persönliche Liebenswürdigkeit. Er war bei aller inneren Rechthaberei, mit all seinen Eigenheiten und Paradoxien der toleranteste, bescheidenste, zurückhaltendste der Menschen, treu wie Gold, durch Umsicht und Verständniß wie geschaffen zum Berather, von unbedingter Zuverlässigkeit und Verschwiegenheit. Sich stärker geltend zu machen und sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, hat er erst durch seine Frau gelernt. Sie, die Kluge, Temperamentvolle, Entschlossene, die Tochter von Pernice, sie, die ihn vergötterte, hatte für ihn den Ehrgeiz, der ihm fehlte. Eben in der Zeit, in der ich ihm näher getreten war, holte er sich die mit ihm längst heimlich Verständigte aus dem in ganz anderen Traditionen lebenden Hause und rang sie dem widerwillig nachgebenden Alten ab. Vor- und nachher habe ich mich seines Vertrauens gefreut und im Gespräch mit ihm die reichste Anregung gefunden. Denn im plaudernden Gespräch, am Liebsten, wenn man mit ihm nächtlich durch die Straßen schlenderte, konnte er kein Ende finden. Er ließ dann Alles liegen, was den Anderen nicht kümmerte; wie ich denn schon lange mit ihm verkehrte, ehe ich eine Ahnung davon hatte, in wie hohem Grade die mir fremde Musik ihn ausfüllte und beschäftigte.

Neben dem Glück, solche Freunde zu besitzen, war ich zugleich für die bescheideneren, aber unentbehrlichen Befriedigungen von Herz und Gemüth aufs Beste geborgen. Statt der einen verwandten Familie, in der ich schon bisher aus- und eingegangen, standen mir jetzt deren zwei offen. Wie gut hatte es das Schicksal mit mir gemeint, daß es mir jetzt den ehemaligen Haus- und Schulfreund, den jüngeren Vetter Gaertner aus Berlin, von dem ich einst wie auf Nimmerwiedersehen Abschied genommen hatte, wieder zuführte. Vetter Carl, zum Ingenieur ausgebildet, hatte früher als ich sein Ziel erreicht. Er hatte sich aus einer Familie der Berliner französischen Colonie eine mit dem ganzen Reiz der

Jugend und mit bezaubernder Liebenswürdigkeit geschmückte Lebensgefährtin gewählt. Nun rief ihn Vetter George als technischen Leiter einer scheinbar blühenden Fabrik, die er kürzlich an sich gebracht hatte, zu sich nach Halle. Da standen denn nun das ältere und das jüngere Gaertnersche Haus dicht neben einander, und wenn ich in dem einen wie ein Sohn, so galt ich in dem anderen wie ein Bruder. Hier wie dort war ich der stets Willkommene. Wie ich meine Feierstunden auszufüllen, wo ich im Vertrauen guter Menschen ruhen, mir auch über die kleinen und alltäglichen Lebenssorgen Raths erholen könnte, war ich in keinerlei Verlegenheit. Für meine Sonntage insbesondere, wo es in meiner Giebichensteiner Burg meist etwas lärmend und ungemüthlich zuging, brauchte ich nicht zu sorgen. Wie oft habe ich den nächtlichen Weg von vor dem einen Thore nach dem vor dem nördlichen anderen zum Verdruß der Thorwärter durch die wegen der Mahl- und Schlachtsteuer gesperrte Pforte zurückgelegt! Nur daß ich beiden Häusern gleiches Recht zu Theil werden zu lassen und der Eifersucht des älteren auf das jüngere keinen Anlaß zu geben einige Mühe hatte. Denn dem gleichaltrigen Vetter, der mit reicherer Bildung und tieferem Antheil auch meinen idealen Interessen entgegenkam, fühlte ich mich doch verwandter, als dem älteren. Noch stärker war die Anziehungskraft seiner jungen Frau. Ihre braunen Augen leuchteten von Herzensgüte, Glücksgefühl und Lebensfreude. Mit der Lebhaftigkeit einer Französin, mit flammendem Enthusiasmus, dem der Neugierde und dem des Herzens, nahm sie auf, was ihr aus der Welt des Wissens und Denkens, des idealen Lebens zugeführt wurde. Sie war mir zugleich eine mütterliche und schwesterliche Freundin. Mit ausgesuchter Anmuth spielte sie die Wirthin und ließ mich mit unbefangenster Vertraulichkeit in alle die kleinen Erlebnisse, Bedrängnisse, Hoffnungen, Sorgen und Freuden hineinblicken, aus denen sich das Glück ihres jungen Ehestandes zusammensetzte. Ja, die Frauen! Es ist mir mit ihnen gegangen, wie so manchem Unschuldigen, Spröden und Schüchternen, der aus Trotz oder Ungeschick oder aus Mangel an Gelegenheit an der knospenden, erst aufblühenden Mädchenwelt nichtachtend vorbeigeht. Dem selbst schon Gereifteren ist die größere Reife, die Freiheit und Sicherheit, mit der die

Frau im Verkehr sich geben darf, anziehender und unter Umständen gefährlicher, als das noch unbestimmte, zurückhaltende Wesen der Jüngeren.

In meinem Verkehrskreise begegneten mir der trefflichen und bedeutenden Frauen mehrere, denen zu huldigen, die zu verehren ich mir nicht versagen konnte, und mit denen heiter-ernst mich auszusprechen mir den größten Genuß gewährte. Während das Gespräch mit Frau Duncker etwas Angreifendes hatte, weil es zu leicht ins Unfruchtbare führte und auf Knoten stieß, die man entweder zerhauen oder zergrübeln mußte, so fühlte man sich mit Frau von Voß, die ich an den Sonntagabenden fast regelmäßig in dem Hause von George Gaertner zu finden hoffen durfte, beruhigt. Ihre reine Theilnahme, ihr gefälliges Fragen und sanftes Erwidern war so wohlthuend, indem es mittheilsam machte und den Mittheilenden zwang, sich vor ihrem verständigen Urtheil, ihrem gebildeten Gefühl aufs Beste zusammenzunehmen, sich eben auch verständig und gut und offen darzustellen. Etwas ferner, erst später sehr viel näher stand ich zu Mathilde Thümmel. Sie und ihr Gatte hatten einen Kreis Jüngerer um sich vereinigt, in dem schöngeistige Interessen überwogen. Hier fanden sich die poetischen Talente der Studentenschaft zusammen und ehrten in Julius Thümmel einen älteren Genossen, Leiter und Berather, in dessen Frau ihre Muse. Die jugendfrische, romantisch launige Dichtung Otto Roquettes „Waldmeisters Brautfahrt" wurde ihr gewidmet. Es konnte aber nicht fehlen, daß ihr sprühend lebendiges Wesen sich auch weiterhin bemerklich machte. Sie hatte die Seele so voll, daß sie sich nichts von dem, was ihr gut und frei, wissenswürdig oder erstrebenswerth erschien, entgehen lassen mochte. Ein weites, warmes Herz, überquellend von Güte, grenzenlos ehrlich und unschuldig, unbefangen und unvorsichtig wie ein Kind, hatte sie bald für das, bald für jenes, bald für diesen, bald für jenen „einen kleinen Schwarm." Ihrem Ausdehnungstriebe Schranken zu ziehen, ihren Thätigkeitstrieb zu regeln und zu mäßigen, sie vor Zerstreuung zu bewahren, ihre Schwärmerei zu dämpfen, war nicht leicht und machte dem nüchternen, mehr auf Form und Haltung bedachten Manne, der diesem genialen Gebahren nicht gewachsen war, nicht wenig zu schaffen. Ich habe

damals ihrer Liebenswürdigkeit, wie gesagt, nur von ferne gehuldigt, je länger je mehr aber bin ich ihr Bewunderer, ist sie mir, die Unstete und doch im Innersten Treue, die Ernste, Mitleidige, zu jedem Opfer Bereite und doch mit den Kleinigkeiten des Lebens fröhlich Spielende, eine Freundin geblieben, eine von den Seltenen, die man vorübergehend aus den Augen verlieren und mit denen man sich doch jeden Augenblick wieder zu vollem Verstehen zusammenfinden kann.

Eine von ihr recht verschiedene Natur war die Frau meines Nachbars Graefe, des Giebichensteiner Arztes. Die verwöhnte Tochter eines wohlhabenden Hauses hatte sie die anspruchsvollen idealen Träume ihres Mädchenstandes in ihre neue Lage hinübergenommen, und noch nicht gelernt, sich in dieser befriedigt zurecht zu finden. Als ich zuerst durch ihres lebensfrohen Gatten nachbarliche Gastfreundschaft in ihr Haus gezogen wurde, lastete noch etwas wie sehnsüchtige Schwermuth über ihrem suchenden, mit sich selbst beschäftigten Wesen. Sie verlangte von sich und der Welt, von dem Schicksal und den Menschen mehr, als sie alle leisten konnten, und spann sich mit eigensinnigem Grübeln in ihre Gedanken- und Gefühlswelt ein. Nicht leicht that man ihr Genüge. Ein Mißtrauen in die Aufrichtigkeit der Aeußerungen Anderer beengte ihre Fähigkeit zu lieben und sich hinzugeben. Sich und Andere quälte sie mit eifersüchtigen Grillen. Ihr feines und edles Wesen ergoß sich nicht frei, sondern, weil es nicht von sich selbst loskam, nur in streitsüchtiger Vertheidigung. Darin eben lag der Reiz des Gesprächs mit ihr. Sittliche Fragen, Fragen der Menschenbeurtheilung, ästhetische Fragen beschäftigten sie aufs Tiefste. Aber nur streitend konnte man sich darüber mit ihr verständigen. Sich mit ihr unterhalten hieß eine Disputation durchführen. Im Widersprechen entwickelte sie ihre eigene Meinung, und immer war diese Meinung, wenn auch schwach, ja sophistisch begründet, der Ausdruck einer fein empfundenen Halbwahrheit. Ein anderes Thema — dasselbe Spiel. Sanft, aber entschieden fand man sich von der liebenswürdigen Rechthaberin belehrt, zurechtgewiesen, ermahnt — es wäre unhöflich, aber auch vergeblich gewesen, das letzte Wort behalten zu wollen. Manche mochten diese Manier verdrießlich und diesen

Widerspruchsgeist unfruchtbar finden. Ich habe immer zwischen ihren Streitreden einen, wenn auch weiblich gefärbten, Sinn für das Wahre, Rechte und Schöne hindurch erkannt und mich mit Vergnügen durch manche dieser Disputationen hindurchgestritten.

Am allerbesten war für mich in den Ferien gesorgt. Es ging doch nicht an, daß der Mittellose allemal das elterliche Haus aufsuchte, und Erholung, die die meisten Collegen schon damals im Reisen suchten, war mir so nöthig, wie Einem. Ich habe die schönsten Sommerfrischen halten dürfen, die man sich nur wünschen konnte. Ich fuhr, sobald meine Arbeiten es erlaubten, eine kurze Strecke auf der Eisenbahn. In Cöthen fand ich einen Wagen bereit, der mich wie einen Prinzen auf einen im Dessauischen belegenen Landsitz, die von meinem Vetter und ehemaligem Schulkameraden Humbert bewirthschaftete Domäne Retzau in der Nähe von Raguhn, beförderte. Auch Der nämlich hatte es mir längst zuvorgethan. Ein leidenschaftlicher Landwirth, im Besitz eines munteren Weibchens, stand er am Ziel seiner Wünsche, während ich, unter die Schriftsteller und Politiker gegangen und nach allerlei interessanten Abenteuern, nur erst auf den unteren Staffeln des gelehrten Berufes stand, mit höchst unsicherer Aussicht, ob ich je zu Amt und Brot und einem eigenen Herd kommen werde. So lud er mich denn mit der ihm eigenen Herzlichkeit in sein glückliches Heim als in ein mir immer offenstehendes Asyl ein. Ich durfte nicht zweifeln, es war ihm Ehre und Freude, wenn ich bei ihm residirte und in sein einsames Leben Abwechslung brachte. Seine Hausfrau war ganz gleichen Sinnes mit ihm; wochenlang, mehrere Jahre hindurch, war ich in dem Retzauer Herrenhause ein gerngesehener, wohlgepflegter Gast und nahm an allen Familienvorkommnissen den reinsten Antheil. Hier zuerst trat mir das Bild eines jungen, noch in allen Seligkeiten der jugendlichen Liebe schwelgenden Paares entgegen; hier zuerst traf mich mit sonderbarer Rührung der Anblick der um das junge Leben eines Erstgeborenen fröhlich und zärtlich sorgenden Mutterliebe. Die Scenen der während meiner Gymnasialzeit auf dem Lande zugebrachten Tage erneuerten sich, nur schöner und reicher. Als „Knecht Uli“, freilich ein recht fauler und unnützer Knecht, begleitete ich den Herrn Amtmann bei seinen Gängen auf die

Felder, durch Scheunen und Ställe. Man konnte wirklich dabei profitiren, denn der unermüdlich Thätige, der in Jena unter Schultzes Leitung sich gebildet hatte, war bedacht, seine Wirthschaft zu einer Musterwirthschaft zu machen und das früher verwahrloste Gut mehr und mehr zu heben. Ich bekam Begriffe und Anschauungen, die, je ferner sie dem Kreise meiner Beschäftigungen lagen, mich um so mehr anzogen. Dabei war der Freund auch für das, was ich ihm aus meiner Welt brachte, nichts weniger als unempfänglich, er that mir sogar die Ehre an, meine kritische Hülfe für ein Schriftchen in Anspruch zu nehmen, das er über die Liebigsche Theorie des Raubbaues zu veröffentlichen im Begriff stand. Einige Bücher und Manuscripte hatte ich in meinem Köfferchen mitgebracht, und ein Pult war bald aufgeschlagen, an dem ich in ein paar Morgenstunden den Philosophen fortspielen konnte. Nicht gar viele Zeit. In vollen Zügen vielmehr genoß ich die Freiheit des Landlebens. Die Gegend war anmuthig und bot zu Spaziergängen die willkommenste Gelegenheit. Hinter den Feldern begann der Busch und weiter führte der Weg zu dem prächtigsten Kiefernwald, zu schönen Lagerplätzen und unter die Eichen der Muldeniederung. Der Fluß lag nicht ferne, und hier war neben der Schwemme, an der die Schafe gewaschen und geschoren wurden, eine Badegelegenheit eingerichtet. Nicht immer war ich der einzige Gast: Besuche aus der Nachbarschaft kamen und wurden erwidert. Eine köstliche Figur für die Laune eines Portraitmalers oder Charakterschilderers war der wackere Förster, der Gutmüthige, Rauhe, mit dem sich so gemüthlich eine Whistpartie spielen ließ, vorausgesetzt, daß ihn das Spielglück nicht auf allzu harte Proben stellte. Denn er war ein heftiger, leidenschaftlicher Mann. Man mußte ihn selbst die Geschichte erzählen hören, wie er sich vom Dessauer Markt in seinem Gefährt ein Schwein geholt; aber es war tot, als er seinen Hof wieder erreichte: so stark hatte er im Zorn das ungeberdig Grunzende und Klagende, um es zur Ruhe zu bringen, mit seinen Wasserstiefeln bearbeitet. Den Weg zum Dessauer Markt aber habe ich auch in mehrstündiger Wanderung durch den Eichenwald mit meinem Freunde gemacht. Ein ander Mal galt unser Besuch einem in der Nachbarschaft seit Kurzem an-

gesiedelten Edelmann. Der hatte seine ganze Hoffnung auf ein vermeintlich ergiebiges Kohlenlager gesetzt und war nun dabei, den Rest eines schwindenden Vermögens in die Erde zu vergraben. Man hatte ihm Wohnung in einem geräumigen Schloß verstattet, dessen hohe Zimmer noch Spuren vergangener Herrlichkeit zeigten. Die Familien luden sich wechselweis ein. Mir kam das verzauberte Schloß mit seinen Insassen gar abenteuerlich vor. Um die Expedition zu dem Kohlenbarone, dem Schatzgräber vollends abenteuerlich zu machen, folgten wir dem Wagen der Frauen, der nicht alle aufnehmen konnte, zu Pferde. Ich wurde auf einen zahmen Ackergaul gesetzt, und das ist das einzige Mal, daß ich geritten bin. Auch auf eine Enten- und Hasenjagd hat mich eines Tages der oben bemeldete Förster mitgenommen. Es war genug, um mir einen Begriff und Geschmack von diesem Vergnügen zu geben. Ich habe den aufregenden Reiz davon vollkommen gut verstehen gelernt, — nur muß man sehen und schießen können.

Wie lange ich nun so in sorgloser Theilnahme an fremdem Familienglück begnügt hätte fortleben können, weiß ich nicht. Allein unter der Hand verschoben sich die Verhältnisse. Der Boden, der mich menschlich getragen und gehalten, gerieth mit einem Male ins Wanken, ehe ich mich dessen versah. Ich konnte wohl bemerken, daß das Fabrikgeschäft des Vetters George die Hoffnungen nicht erfüllte, die er bei dessen Uebernahme gehegt hatte; ich sah den sonst so ruhig heiteren Mann gedrückt, und von Vetter Karl erhielt ich Andeutungen, daß man nicht mit günstigem Wind segle. Im Januar 1855 mußte sich der Besitzer zur Insolvenzerklärung entschließen. Mit einem Schlage war er ein armer Mann, der Hochgeachtete, vom Vertrauen seiner Mitbürger Getragene plötzlich von der öffentlichen Meinung verurtheilt, weil er inmitten wachsender Verlegenheiten den Kopf verloren hatte. Der Schlag traf nicht ihn allein. Gezwungen, für sich und seine Familie anderswo eine bescheidene Existenz zu suchen, ließ er auch seinen Mitarbeiter in der kritischsten Lage zurück. Zwei Familien, deren Behagen ich getheilt hatte, waren erschüttert. Noch konnte ich mich, und nun nur um so enger, der jüngeren hingeben. Gerade während des für sie so unbequemen Jahres, indessen Vetter Karl sich um eine neue, womöglich selbständige

Stellung umthat, wuchs die Intimität mit ihm und seiner Frau; durch doppelt herzlichen Anschluß konnte ich jetzt dem Freunde vergelten, daß er auch in meinen finanziellen Nöthen mir ein großmüthiger Helfer gewesen war. Aber der Abschied stand doch bevor; zum letzten Male feierte ich mit den Freunden das Weihnachtsfest, und Anfang Sommers 1855 holte Karl seine Marie von Halle nach Buckau bei Magdeburg, wo er inzwischen ein eigenes industrielles Unternehmen in Betrieb gesetzt hatte. Ich hatte im Herbst dieses Jahres nach langer Pause das Elternhaus — nicht mehr die alten lieben Räume im Schulhause, sondern engere, bescheidenere in einer gemietheten Wohnung — wieder aufgesucht. Ich verband damit einen mehrwöchigen Besuch bei meinem Freunde Schrader, nunmehr seit anderthalb Jahren Director des Gymnasiums in Sorau. Noch lagen uns die Frankfurter Erinnerungen nahe, und wir unterließen nicht, einen dritten Parlamentsgenossen, den in Sagan ansässigen, im Vertrauen der Herzogin von Sagan stehenden Rechtsanwalt Metzke zu besuchen, uns in dem schönen herzoglichen Park herumführen zu lassen und dabei des unglücklichen Freundes der schönen Frau, des Fürsten Lichnowsky, zu gedenken. Es war mir eine Freude, von dem vorzüglichen Schulmann über seine pädagogischen Angelegenheiten und Pläne mich belehren zu lassen, einer seiner Lectionen in der Prima beizuwohnen und ihm dafür von dem zu erzählen, was mich innerlich und äußerlich beschäftigte. Denn ununterbrochen hatte er auch aus der Ferne in eingehender brieflicher Mittheilung sich mir nahe gehalten, voll ermunternden Antheils namentlich an meinem litterarischen Hervortreten. Ein Stück meines Humboldt konnte ich jetzt bereits seinem einsichtigen Urtheil zur Prüfung vorlegen; die Arbeit sollte durch die Reise nicht unterbrochen werden: sie wurde sowohl in Sorau wie in Grünberg um ein paar Capitel gefördert.

Nach so erquicklicher Berührung mit den liebsten Menschen fühlte ich nun aber bei der Rückkehr in die Musenstadt doppelt schmerzlich, um wieviel ärmer hier fortan mein Leben werden sollte. Noch waren mir, nachdem im Dezember 1855 auch mein alter Gönner Meier nach langem Altersleiden dahingegangen, Duncker und Hinrichs geblieben; ein bequemes Verhältniß indeß zu des Letzteren

neubegründetem Hausstand mußte sich erst bilden, und daß Duncker nach dem Erfolg seiner ersten Bände der Geschichte des Alterthums nicht mehr lange der Unserige bleiben werde, war klar. Mehrere Berufungsaussichten, die eben jetzt schwebten, waren, auch wenn sie sich demnächst zerschlugen, doch nur die Vorboten einer Veränderung, die ihm Jeder, der es gut mit ihm meinte, von ganzem Herzen wünschen mußte. Leise meldete sich, stärker allmählich und stärker wuchs in mir das Gefühl der drohenden Vereinsamung und Verlassenheit. Es hatte lange unter dem Zustrom der mein innerstes Denken füllenden Ideen, unter den Arbeitspflichten des Tages und unter der stolzen Freude, mich unabhängig zu behaupten, mich endlich doch trotz Allem zu einer Stellung durchzuringen, geschwiegen. Wohlwollende Freunde und Freundinnen hatten mit voreilig ungeschickten Fingern an meinem Lebensschicksal genestelt; ich wäre als Freier eines wohlhabenden Mädchens — das wußten sie — nicht abgewiesen worden, und könnte es dann, meinten sie, auch endlich so gut haben, wie Andere. Wie bin ich vor dem bloßen Gedanken erschrocken, und wie beschämt, daß ich auf ein solches Project eingehen könne, habe ich die dahinzielenden Andeutungen, Rathschläge und Zureden zurückgewiesen! Wer mich kannte und verstand, mußte mich mit anderen Netzen fangen. Und gefangen, durch freie reine Neigung erst sanft angezogen, dann von starker Leidenschaft gedrängt und überwältigt wurde ich wirklich. Das Glück, das die zweite größere Hälfte meines Lebens erfüllen sollte, bereitete sich in diesen Tagen vor. Daß ich es nicht verkannte, als es sich mir zeigte, verdanke ich dem Dunckerschen Hause. Ein bis zur Ausgelassenheit munteres Geschöpf, fast ein Kind noch, hatte ich Minna Dzondi, die jüngste Tochter des in Halle noch heute nicht vergessenen Chirurgen und Augenarztes, in der älteren Gaertnerschen Familie als die Freundin einer der Töchter häufig getroffen. Von ihrer allein noch lebenden Mutter war sie in strenger Zucht erzogen und neben zwei älteren Schwestern in einfach knappen Verhältnissen aufgewachsen. Ein halbes Jahr hatte sie dann in der französischen Schweiz zugebracht und stand nun auf einmal, die Blonde, Fröhliche, Unschuldige als eine neue Erscheinung vor mir. In der Liebe zum Gesang war ihrer Seele ein höheres Leben aufgegangen, und in

den Gesangstunden bei Robert Franz, in denen keineswegs bloß gesungen wurde, entwickelte sich an dem Verständniß für Musik ihr Sinn für hundert andere damit näher oder ferner in Beziehung stehende Dinge; denn Meister Franz war voll origineller Anschauungen, er hatte seine eigenen Gedanken über Kunst und Poesie, über Welt und Leben und sprach dieselben mit bezaubernder, zuweilen höchst ergötzlicher Unmittelbarkeit aus. Sein Einfluß auf seine Schülerinnen war außerordentlich; er erzog sie zu seinem eigenen vornehmen und ausschließlichen Geschmack und erfüllte sie mit begeisterter Hingebung an das Echte und Wahre. Und nun fand die eifrige und begeisterte Schülerin noch eine zweite Lehrerin. Sie war von Frau Duncker, die einen großen Theil ihrer Zeit dem Dienste der ärmeren Klassen widmete, zur Mitarbeit an diesem Dienst geworben worden — eine von Vielen, die sie in Bewegung zu setzen, anzustellen und zu leiten suchte. Das junge Mädchen, durch ihre Anstelligkeit, zugleich durch ihr Talent und ihre Liebe zur Musik ihr besonders empfohlen, trat bald in ein töchterliches Verhältniß zu ihr. Sie hatte in Frau Duncker eine zweite Mutter gewonnen, deren überlegene Bildung sie nicht hinderte, sich ihr mit unbedingtem Vertrauen anzuschließen, und die sie zugleich zur reinsten und höchsten Verehrung zwang. In dieser Umgebung sah ich sie nun, eine Andere, als die ich sie früher gesehen, noch immer dieselbe unverdorbene Natur, aber in eine höhere Sphäre gehoben, widerstrahlend von dem Glück eines neuen in ihr erwachten Bewußtseins. Daß hier zwei Menschen sich gegenüber standen, die zu einander paßten, mochten die Dunckers bald erkannt haben; sie sahen zum mindesten mit Freuden, daß ihre beiden Schützlinge sich nicht gleichgültig waren. Was sie vermittelnd thaten, uns näher zu führen, thaten sie jedenfalls mit Klugheit und Zartheit. Wie weit es mit mir, dem Spröden, Kühlen, Zurückhaltenden gekommen, welche Revolution in mir vorgegangen, und mit welchen Glücksträumen ich mich zu tragen begonnen hatte, verrieth ich bereits meiner Buckauer Freundin in einem Weihnachtsbriefe. Schon quälte mich die Eifersucht, der Zweifel, ob diese liebe Hand noch frei, dieses Herz noch unvergeben sei. Ich war eifersüchtig auf den Jemand, dem zu Liebe sie in der Schweiz gewesen sein mochte, und zitterte, nachdem ich darüber

beruhigt war, vor jeder Möglichkeit, daß ein Anderer, vielleicht Würdigerer, mir zuvorkommen könne. Oder wäre es gar meine Pflicht — so zweifelte ich in mir — auf sie zu verzichten? Wäre ich nicht zu trocken und dürftig, zu einseitig verständig, ein zu armes Menschenkind, als daß ich dieser ganzen, unbefangenen Natur genügen könne? Sie war so ganz absichtslos ehrlich, als sich das Gespräch um Freytags kürzlich erschienenen Roman „Soll und Haben“ drehte, mit dem Bekenntniß herausgefahren, daß sie eine große Liebhaberin des Herrn von Fink sei und sich keinen Augenblick besinnen würde, ihm ihre Hand zu geben —, und in mir war keine Ader von diesem verwünschten romantischen Burschen! So ging es auf und ab mit mir. Die Dunckers sorgten dafür, daß die Gelegenheiten, uns zu sehen und zu sprechen, nicht ausgingen, und daß es der weiter in zwei Herzen glimmenden Flamme nicht an Nahrung gebrach. Der lieblichen kleinen Zufälligkeiten, der Künste und Listen, die zu Trägern und zu Verräthern einer wachsenden, immer schwächer bekämpften Neigung wurden! Sogar mit der Musik, in der ich den stärksten Rivalen hatte, mußte ich, der Unmusikalische, mich irgendwie leidlich stellen — ihr zu Gefallen, und dann wieder Poetisches zur Sprache bringen, damit wir auf diesem Grenzrain nebeneinander wandeln, uns miteinander verständigen könnten. Für sie bemühte ich mich um den damals nur als Manuscript gedruckten Text des Wagnerschen „Lohengrin“, und die Bände von Gottfried Kellers Grünem Heinrich wanderten von mir zu ihr, da ich denn den kürzesten schriftlichen Dank von ihr als köstlichstes Kleinod verwahrte. Es würde bei alledem sobald nicht zur Erklärung gekommen sein, wenn uns unsere Freunde nicht allein gelassen und auf uns selbst angewiesen hätten. Duncker verbrachte den Sommer des Jahres 1856 mit seiner Frau in emsiger Arbeit an der Fortsetzung seiner alten Geschichte in Tabarz in Thüringen. Der Geschichte, die sich inzwischen in Halle zwischen den Zweien, die sich so offenbar gut waren, abspielen müsse, hatten sie nicht vergessen. Ueber Frauenlist und Diplomatie, wenn es sich um das Schlingen so interessanter Knoten handelt, geht nichts. Da war ein Buch und noch etwas in Halle zurückgeblieben, was nothwendig nachgeschickt werden mußte. Die Veranstaltung war, daß Minna und Rudolf

wie von ungefähr in der verlassenen Wohnung sich treffen mußten, um die verlangten Sachen zu suchen und zu verpacken. Was noch zwischen uns stand, als wir nun wie zwei Geschwister uns fröhlich in die Augen schauten und uns gemeinsam unseres Auftrages entledigten, weiß ich nicht, aber wir gingen auseinander, Beide gewiß, daß unsere Stunde kommen werde. Mich vom Moment überraschen zu lassen, lag nicht in mir. Es kam zuvor noch viel schöner und lieblicher. Nach Johanni war's. Zu einem Spaziergange nach dem Dorfe jenseits der Haide hatte mich Frau Mathilde Thümmel eingeladen, mich, und die, die ich liebte. Das war keine Veranstaltung, hinter der eine Absicht steckte. Im Gegentheil: so ungefährlich es ist, den Wolf und den Kohlkopf zusammen im Nachen über den Fluß zu führen, so anstandslos, ohne Ahnung, wie die Dinge standen, hatte sie, sich und dem Gatten zur Gesellschaft, die Beiden zusammenbestellt — das unverdächtigste Paar, nur, weil sie uns Beide gern hatte. Auf den Waldpfaden in der schönen Sommernacht, an der Seite der Geliebten erschloß sich mir das Herz und ich war aufgelegt zu allerlei Erzählungen aus meinem Leben, allerlei Mittheilungen aus dem Innersten. Heimliche, unausgesprochene, nur uns selbst bekannte Liebe gab jedem Wort und jeder Miene den süßesten Reiz. Unseren Begleitern erschien es unverfänglich, daß ich auf dem späten Heimweg mich endlich versicherte, auf welchen Wegen ich der Geliebten wieder begegnen könne. Am nächsten Morgen schon, und noch manchen folgenden Morgen wußte ich sie am Ufer der Saale unter den Mauern der alten Burg Giebichenstein zu treffen. Wie umständlich ich doch verfuhr! Den verschwiegenen Hinrichs zog ich ins Vertrauen und beredete mit ihm, wie ich mir wohl in das Haus der Geliebten, als ob es eine wohlverwahrte Burg gewesen wäre, und zu der mir noch völlig fremden Mutter Zugang verschaffen könne; ein bei Frau Duncker bestellter, dort abzugebender Brief sollte mir als Schlüssel dienen. Nun aber machte ich es zuletzt doch kürzer. Was ich ihr sagen wollte, hatte ich oft und lange bei mir bedacht, es mir in Worten zurechtgelegt, wie ich die vielen Jahre bisher nur in Ideen gelebt hätte, bis es mich angekommen und ich inne geworden, daß ich der Liebe, des Ausruhens an einem treuen

Herzen bedürfe. Ob sie das meinige auch für treu halte und es als solches annehmen wolle? und daß ich jene Ideen darüber nicht fahren zu lassen denke, sondern nun erst mit ihr zusammen ein ganzer Mensch, ein besserer, stärkerer, froherer zu werden hoffe. Es war an einem Sonntag Morgen am 20. Juli. Unser Gespräch war ohnehin schon ernster und eingehender geworden; wir stiegen unwillkürlich da, wo wir uns gewöhnlich getrennt hatten, den steilen Weg an der Saale zu den nach Trotha führenden Felsen auf — da stammelte ich die wohlüberlegte Rede; nur die ersten ungeschickten Worte löſten sich von der Lippe — sie lag mir am Halse und umschlang mich, daß ich nur schwiege — nur liebe, wie sie mich liebe.

In lauter Jubel und Fröhlichkeit wandten wir uns durch das Dorf zurück, und wie ich noch von dem Anschlag erzähle, den ich mir ersonnen, um sie mir aus den Händen ihrer Mutter zu erbitten, so begegnet uns auch schon der Briefträger mit dem Briefe aus Tabarz. Ich habe ihn dem verwunderten Ueberbringer zehnfach bezahlt, und er war doch eigentlich nun gar nichts mehr werth, ganz überflüssig! Als ich nach wenigen Stunden zur Mutter kam, da war alles schon gebeichtet; die gütige, verständige und resolute Frau, von guter Hand vorbereitet, brachte mir ein Vertrauen entgegen, in dem ich die Fürsprecher erkannte, und gab mir mit warmen Worten den Schatz, um den ich sie bat.

Wie sehr ich mich nun aber des erworbenen Schatzes erfreute — die Welt brauchte nicht darum zu wissen. Theils war es mir unheimlich, theils ging es geradezu gegen mein Ehrgefühl, mich in meiner unfertigen Lage als versprochenen Bräutigam dem öffentlichen Gerede auszusetzen. Wir kamen überein, das Verhältniß als Geheimniß zu behandeln. Meinem Freunde Schrader freilich, der mich eben jetzt besuchte, meine Braut zu zeigen, war mir eine besondere Freude; an dieser Freundschaft, die ein Stück meines Lebens war und geblieben ist, ihren Antheil zu bekommen, hatte auch sie ein natürliches Recht; aber wir waren übermüthig genug, selbst der guten, um unser Glück so verdienten Frau Thümmel gegenüber die Rolle der Unschuldigen, Gleichgültigen weiter zu spielen. Als geladene Gäste saßen wir drei an ihrem Tisch und wußten mit so guter Laune und so gutem Geschick

das Verhältniß zu verbergen, daß die Ueberraschung der Arglosen, Guten vollständig war, als sie bald danach, worauf sie ja den begründetsten Anspruch hatte, von der Mutter ins Vertrauen gezogen wurde. Die Umstände waren übrigens einer Geheimhaltung günstig. Eine Reise zu ihren Verwandten in Hamburg war für meine Braut beschlossene Sache, beschlossen von ihrem Schwager in der Absicht, die schwebende Liebesangelegenheit so oder so zur Entscheidung zu treiben. Auch nachdem die Entscheidung gefallen war, blieb es dabei, während ich nach einem Aufenthalt in Tabarz mit meinem Berliner Vetter nach Bamberg, Nürnberg und der fränkischen Schweiz zu gehen gedachte. Eine Trennung also auf lange Wochen, wie sie Liebenden, um sich in ihrer Anhänglichkeit zu befestigen, ihre Gesinnungen gegen einander wechselseitig auszutauschen vielleicht förderlicher ist, als das Einerlei eines doch unvollkommenen Beisammenseins. In der Abgeschiedenheit des freundlichen Thüringischen Ortes fand ich Dunckers, Thümmels, Hinrichs — lauter Eingeweihte vor. Ein dickes Manuscript hatte ich mitgenommen, meine Vorlesungsschrift über „Hegel und seine Zeit", an das ich hier die letzte Hand anlegen und zu einem druckfähigen Buche umgestalten wollte. Hätten nur die Spaziergänge in den Lauchaer Grund und die sonstigen Streifereien nicht so viel schöne Nachmittagszeit gekostet, hätte nur eine andere Schriftstellerei, die dicken Briefe nach Hamburg, nicht auch an den Vormittagen die andere schier verdrängt! Daß ich arbeiten, recht fleißig arbeiten müsse, war mir bei alledem klar. Mit dem bloßen Geheimhalten war es doch nicht gethan. Nur eine Weile — auf Hoffnung hin, mochte es gelten. Das neue Verhältniß legte mir die Pflicht auf, alle Kräfte anzuspannen, alle gangbaren Wege zu beschreiten, um zu einer Stellung zu gelangen, breit genug, zwei Menschen zu tragen. Mit der leichtherzigen Zuversicht, daß das endlich kommen werde und müsse, mit der stolzen Gleichgültigkeit gegen das, was man eine bürgerliche Versorgung nennt, war es am Ende. Mit dem Humboldtbuch müßte doch etwas anzufangen sein; ich hatte es an den Minister, auf Dunckers Rath auch an den fürstlichen Protektor unserer Partei, an Herzog Ernst von Gotha, geschickt. Bei diesem hatte Dunckers Freund Samwer und

Duncker selbst Einfluß. Nur eben war es gelungen, Karl Schwarz aus seiner aussichtslosen und drückenden Lage in Halle herauszuheben und ihn unter den ehrenvollsten Bedingungen als Hofprediger und Oberconsistorialrath nach Gotha zu bringen. Wenn mit einem Philosophen und Schriftsteller von meinem Schlage nur ebenso leicht etwas anzufangen wäre! Wenn es sich darum handelte, von Gotha aus in die deutschen Verhältnisse ein wirksames Ferment hineinzuwerfen — wozu wäre ich denn, nachdem für die freie Theologie gesorgt war, zu brauchen gewesen? Immerhin konnte eine persönliche Vorstellung bei dem ritterlichen Herzog von günstigen Folgen sein. Ich erhielt eine Einladung zur Tafel nach Reinhardsbrunn, wo der Herzog Hof hielt und der Jagd oblag. Ein saurer Gang für mich, obgleich mir der wackere Schöll, den eben eine Fußreise durch Tabarz führte, nach seinen Weimarer Hoferfahrungen, zu dem Abenteuer Muth eingesprochen hatte: es sei gar leichtes Zeug, was bei solch einer Hofunterhaltung gesponnen werde. Mir paßte nun einmal, wie gütig, freimüthig, leutselig der hohe Herr auch auftrat, das Parquet ganz und gar nicht. Ein kecker Vorstoß, den ich im Gespräch machte, gerieth mir schlecht, — der Rest war verlegenes Schweigen und Aerger über die schlechte Figur, die ich da mitten unter den Hofdamen spielte, Aerger, weil doch auch die Herzogin dabei war, klug und liebenswürdig, und die ich um einiger Aeußerungen willen, die keineswegs so leichtes Gespinnst waren, nicht umhin konnte zu verehren.

Mit dem lieben Kinde war ein Zusammentreffen in Berlin verabredet, wo ich die Freude hatte, sie meinen Verwandten vorzustellen. Nicht weniger aber sollten in Berlin zwei wichtige Besuche gemacht werden: bei Johannes Schulze und bei Alexander von Humboldt. Die wohlwollende Aufnahme, die ich bei dem Ersteren fand, zeigte mir, was ich mir von ihm hätte versprechen dürfen, wenn er nicht ein machtloser Mann gewesen wäre. Er verhehlte mir nicht, daß meine Antecedentien zu seinem Bedauern derartig seien, daß unter dem gegenwärtigen System in Preußen für mich keinerlei Aussichten seien. Allein das Jahr verging nicht, ohne einen thatsächlichen Beweis seines besten Willens. Die einmalige kleine Geldbewilligung, die er mir ausgemittelt

hatte, bestätigte nur, daß er sonst nichts für mich thun könne, aber ich empfing sie mit aufrichtiger Dankbarkeit.

Bei meinem ersten Vorsprechen in dem Hause in der Oranienburgerstraße mußte ich mich zunächst von dem Bedienten belehren lassen, daß Seine Excellenz nicht so einfach besucht werden könne, sondern nur Audienzen ertheile, um die man zuvor schriftlich einzukommen habe. Daß mir nun eine solche nicht würde verweigert werden, durfte ich nach dem freundlich eingehenden, weit mehr als höflichen Briefe, mit dem der verehrte Mann die Zusendung meines Buches beinahe umgehend erwidert hatte, annehmen. Mit klopfendem Herzen fand ich mich wirklich zwei Tage später wieder zu der Audienz ein. Auf der Treppe begegnete mir, mich flüchtig musternd, eine Uniform, und bald danach stand ich vor dem berühmten Manne, vor dieser Figur, die mehr den Hofmann als den Gelehrten, der Tracht nach mehr eine vergangene Epoche als die Gegenwart, mehr Eleganz als Würde zeigte — der große Kopf über einer hohen Binde etwas zur Seite geneigt — ein siebenundachtzigjähriger Greis. Es erhöhte meinen Muth nicht, daß er mich mit dem Vorwurf empfing, die bezeichnete Stunde nicht pünktlich innegehalten zu haben; soeben sei der General von Hedemann von ihm gegangen; er beklage, daß ich ihm unmöglich gemacht habe, mit mir hier zusammenzutreffen. Nun saßen wir wieder. Alle Verehrung und Dankbarkeit, die ich für den einzigen Mann empfand, sprach ich in vielleicht zu umständlichen Wendungen aus. Er schnitt mir die Rede jedoch nicht allzufreundlich ab; er befahl fast: „keine Einleitungen!“ Blieb mir also nur übrig, mit der Frage vorzurücken, ob nicht doch Dokumente in seinen Händen seien, die sich auf das Leben seines Bruders bezögen. Er wies das kurz und bestimmt ab, deutete nun aber sogleich an, daß in meiner Erzählung einzelne Figuren in ein zu ideales Licht gerückt seien. Als z. B. Henriette Herz. Seine Mittheilungen über sie waren gewiß echt — es waren echte Anekdoten, echter Klatsch, so sehr im amüsanten Memoirenstil, daß das Pikanteste in französischer Sprache gesagt wurde. Darauf hatte ich denn nur wenig zu erwidern. Als Bittsteller war ich auch nicht zu ihm gekommen. Es überraschte mich daher, als er abbrechend andeutete, daß ich

mich vorkommenden Falls seines guten Willens, mir einen Dienst zu erweisen, versichert halten dürfe. Er habe manchem nützlich sein können; er nannte die Gebrüder Schlagintweit, denen er zu ihrer indischen Reise verholfen habe; er wollte noch einen zweiten Mann, einen Schleswig-Holsteiner nennen, aber der Name wollte ihm nicht auf die Zunge kommen; es war peinlich für ihn wie für mich, daß ich seinem Gedächtniß nicht zu Hülfe kommen konnte; er verhehlte seinen Verdruß nicht; ärgerlich stampfte er mit dem Fuß auf den Boden, und ich war froh, der Scene mit einem letzten Höflichkeits- und Dankeswort ein Ende machen zu können. Recht traurig bin ich dann meiner Wege gegangen. Ich hatte eine große Enttäuschung erlebt. Nicht den großen Gelehrten, sondern einen alten Mann, den Alexander von Humboldt hatte ich gesehen, den man aus dem Briefwechsel mit Varnhagen kennen lernt.

Nur eine schwache Hoffnung setzte ich darauf, daß man bei der Besetzung der in Jena vakant gewordenen Professur für Philosophie an den Verfasser des „Wilhelm von Humboldt" denken könne. Wenn Droysen, an dessen Gönnerschaft ich nicht zu zweifeln brauchte, seinen Einfluß dort vielmehr zu Gunsten Kuno Fischers einsetzte, so that er daran gewiß recht, und votirte im wohlverstandenen Interesse der Jenaer Universität. Die glänzende Wirksamkeit, die der Berufene dort jahrelang entfaltete, ist in Aller Gedächtniß: es konnte mir nicht beikommen, es ihm gleichthun zu wollen, schon deshalb nicht, weil ich mich viel zu wenig auf das rein Akademische konzentrirt, den regelmäßigen und steten Dienst für die Philosophie zu oft durch andere, abseits liegende Thätigkeit unterbrochen hatte. Ich konnte nichts Besseres thun, als mir das selbst vorzuhalten und mich neuerdings zu zeigen, indem ich mein Buch über Hegel vollendete.

Mit Hegel endlich aufs Reine zu kommen, war mir seit lange die dringendste Angelegenheit gewesen. Im Ganzen hatte ich ja mit seiner Dialektik, mit seiner Weltconstruction längst gebrochen; je mehr ich von den wirklichen Dingen hatte kennen lernen, desto weniger schien mir das Exempel zu stimmen. Die Rechnung neu und anders zu stellen, hatte ich mich in erfolglosen Versuchen abgemüht — mehr und mehr erstreckte sich mein

Mißtrauen auf alles systematische Philosophiren, auf die Philosophie überhaupt, sofern sie, sei es in festen oder biegsamen Begriffen, das Universum zu umfassen sich anheischig macht. Aber dieser stolze Gedankenbau war doch zu Stande gekommen und in gutem Glauben aufgeführt worden. Er hatte, wie andere Gedankengebäude vor ihm, eine ganze Generation in Bann geschlagen und festgehalten. Es galt also, das Räthsel zu lösen, worin diese ihre, die Geister bändigende Macht begründet sei. Offenbar doch in den Motiven, in denen sie sich mit der Gesinnung, der Denk- und Gefühlsweise ihrer Zeit berührte, und die sie zu formuliren verstand. Diese Motive galt es nachzuweisen. Der Philosoph mochte die Widersprüche und Denkfehler des Systems ans Licht stellen und sich nach anderen Fundamenten, nach einspruchsfreieren Formeln für die Lösung des Räthsels der Erkenntniß und des Seins umthun, mochte auf dem Boden der Abstraction selbst den großen Dialektiker zu überbieten, dessen Arbeit in neuer Weise fortzusetzen versuchen. Dem Historiker lag eine andere Aufgabe ob. Er hatte zu zeigen, daß, trotz Allem, dieses verwickelte Gedankengespinnst nicht Nichts, sondern Etwas, daß es aus gutem, haltbarem Zeug, aus lauter Lebenswirklichkeit gesponnen sei. Die gesammte Geschichte der Philosophie mochte von diesem Gesichtspunkt aus in einer neuen Weise behandelt werden. Wie, wenn überall die Realitäten aufgedeckt würden, deren gedankenhaftes Spiegelbild nur die Abstractionswelt der großen Denker gewesen sei? wenn man überall den Nimbus des Ewig-Gültigen zerstörte und ihn gegen die Erkenntniß des Zeitlich-Wirklichen, das dahinter stecke, vertauschte, wenn es ausgesprochen würde, daß Platon seine Ideen den hohen Werken abgeschaut habe, die die Akropolis schmückten, oder daß der Kantsche kategorische Imperativ nichts Anderes als die Verallgemeinerung der in Staat und Heer des großen Friedrich herrschenden Zucht sei? Den Anstoß zu einem derartigen Verfahren hatte Feuerbach mit seiner Kritik des Christenthums und der Religion gegeben. Nur war er dabei sehr roh und gewaltsam verfahren. Er war weder den historischen Wandlungen nachgegangen, noch hatte er die psychologischen Vermittelungen aufgedeckt, durch die sich die Wirklichkeit des Sinnlichen in geglaubte,

ideale Wirklichkeit umsetzt, und hatte eben deshalb die relative Berechtigung dieses Umsetzungsprozesses verkannt. Dieser Fehler seiner Methode also, diese Methodelosigkeit vielmehr müßte vermieden, mit gründlicher Erforschung müßten die Lebenszustände der philosophisch productiven Perioden zur Anschauung gebracht, mit eingehendem Verständniß für das seelische Leben überhaupt, für das Individuelle und Persönliche insbesondere, müßte der Proceß der Empfängniß und Geburt von Ideen und Systemen aus dem Stoff der jedesmaligen Zeitverhältnisse dargelegt werden. Ein Probestück dieser Art der Behandlung, ein Ausschnitt aus einer so gefaßten Geschichte der Philosophie sollte meine Analyse der Hegelschen Philosophie, sie sollte der Versuch einer Reconstruction ihres Werdens aus den Umständen der Zeit und den Anlagen eben dieser Persönlichkeit sein. So reihte sich diese Arbeit zugleich in den alten Plan einer Entwickelungsgeschichte des deutschen Geistes in realistischem Sinne ein und bekam außerdem die Bedeutung einer abschließenden Abrechnung mit dem philosophischen Glauben meiner Jugendjahre. —

Im Wintersemester 1855 hatte ich zuerst für meine Vorlesungen das Thema in Angriff genommen. In diese scheinbar abstrusen Dinge, deren Dunkelheit so Viele beklagten und von denen noch viel Mehrere nur die glänzende und schillernde Oberfläche anstaunten oder nutzten, das helle Licht des Tages hineinscheinen zu lassen, mich dabei in zwingendem Klarmachen auch für Andere zu üben, gewährte mir den größten Genuß, den des Findens und des Zeigens, des Entdeckens und des Lehrens. Daß ich meinen Freund Hinrichs und Vetter Karl zu Zuhörern hatte und nach jeder Vorlesung das Vorgetragene mit ihnen durchstreiten konnte, erhöhte meine Lust an der Sache und war ihr nicht wenig förderlich. Gleich im Sommer wurde die Vorlesung wiederholt, aber erst als ich — aufgehalten durch meine Verlobung — im Winter zu ernster Durcharbeitung für den Druck überging, erhält sie eine wesentliche Vertiefung. Erst nun wandte ich mich an die Quelle, aus welcher die Rosenkranzsche Biographie geschöpft hatte, und war im Stande durch die Nachprüfung der Documente aus Hegels Nachlaß manchen Irrthum des Biographen zu berichtigen und dem Werdeproceß der Conception des Philo-

sophen aus größerer Nähe zuzusehen. Ich fand bei dem Bewahrer jener handschriftlichen Schätze, obgleich ich demselben nicht verhehlte, daß mein Standpunkt nicht der des Apologeten sei, bei dem Geheimen Oberregierungsrath Hegel in Berlin, nachmaligem Consistorialpräsidenten, das liberalste Entgegenkommen. Daß dem positiv gläubigen, politisch konservativen Manne mein Buch nicht gefallen konnte, war begreiflich; daß es ihn verletzte, hat mich, bei allem guten Bewußtsein meines Rechtes als Historiker, geschmerzt; daß ich nicht im reinsten Sinne Historiker genug war, um den Parteimann in mir zu überwinden, das kann ich, sofern es meinem Buche seine lebhafte Farbe gab, noch heute kaum bereuen; daß ich jedoch dabei dem persönlichen Charakter meines Helden zu nahe trat — diesen Vorwurf bin ich zurückzuweisen nicht gewillt. Für die Beschuldigung, daß eigennützige Motive an Hegels Abhandlung über die Verhandlungen der Württembergischen Landstände ihren Antheil gehabt, hatte ich mich auf die Mittheilung Karl Theodor Welckers gestützt. Ich hätte billig bedenken sollen, daß das Zeugniß eines so leidenschaftlichen Parteigängers nicht ohne die sorgfältigste Prüfung hingenommen werden dürfe. Als daher Rosenkranz in seiner „Apologie Hegels gegen Haym" diesen Punkt herausfordernd urgirte, stand ich vor der Frage, ob ich den ungenannten Zeugen nennen dürfe oder gar müsse. Ich glaubte es nicht zu dürfen, und auf die sonstigen Ausführungen des Apologeten zu antworten gab ich sehr bald auf: sie waren gar so armselig und unbedeutend.

Daß mir überhaupt ein so geharnischtes Buch ebensoviel Feinde wie Freunde machte, war natürlich. Es stellte sich zugleich in den wissenschaftlichen und in den politischen Kampf; es war ebenso sehr ein Kriegsruf gegen die Speculation, wie für den Liberalismus und die nationale Politik. Ich hatte die Freude von dem ehrwürdigen Baur in Tübingen das Urtheil zu hören, daß er hier das wunderbare Gebilde der Hegelschen Philosophie durch ganz neue Reagentien in Bewegung gesetzt sehe. Der alte Christian Hermann Weiße, der im Lager der Hegelschen Schule beständig die Rolle des Frondeurs gespielt hatte, mochte den jungen Heißsporn als eine Art Bundesgenossen betrachten; wenigstens erfuhr ich glaubhaft, daß er für eine in Leipzig neu

zu besetzende außerordentliche Professur der Philosophie auch mich ins Auge gefaßt habe. Auf der anderen Seite jedoch standen die Rosenkranz und Genossen. Daß ich mit einem Antihegel bei Johannes Schulze Anstoß erregen würde, mußte ich mir voraussagen. Er sah das ganze Unternehmen, die Hegelsche Philosophie durch die Aufdeckung ihrer historischen Factoren zu kritisiren, als verfehlt an; er war mit den Ergebnissen dieser Kritik nicht einverstanden; er meinte durch Thatsachen die Behauptung besonderer Begünstigung Hegels von Seiten der preußischen Regierung und die von mir vertretene Auffassung seiner Rechtsphilosophie als einer Restaurationsphilosophie widerlegen zu können. Das Alles schrieb er mir — in so liebenswürdiger Weise, daß ich ihn doppelt schätzen mußte.

Wenn aber diese Arbeit gleichsam ein Doppelgesicht hatte und ebenso sehr eine philosophische wie eine politische Streitschrift war, so mochte ich mich leicht zu einem Unternehmen bereit finden lassen, welches eben auf die ausdrückliche Verbindung des Wissenschaftlichen und des Politischen ausging. Gleichzeitig kam von zwei Seiten der Anstoß dazu und die Aufforderung an mich, der Sache meine Kräfte zu widmen. Der Gothaer Preßverein hatte die Gründung einer großen Zeitung der daran haftenden Schwierigkeiten wegen aufgegeben; man glaubte sich, namentlich auf Dunckers Rath, mit der Gründung einer Monatsschrift, etwa nach dem Muster der englischen und französischen Revuen begnügen zu müssen, die neben den wöchentlich erscheinenden „Grenzboten“ in längeren Aufsätzen von möglichster Gediegenheit die Sache des nationalen Liberalismus, den Gedanken des preußisch-deutschen Einheitsstaates vertreten und ihn als das Glaubensbekenntniß der gebildeten Kreise des ganzen Deutschlands unaufhörlich werbend verkündigen sollte. Mir war die Redaction dieser Zeitschrift zugedacht, und wenn meine persönlichen Freunde damit zugleich die Absicht verbanden, mir, den doch sonst Niemand brauchte und Niemand anstellen wollte, eine Lebensstellung zu geben, so griff ich um so freudiger zu, da ja solchergestalt meine Neigung und Gesinnung völlig mit meinem Vortheil und meinen nächsten Lebenszielen zusammenstimmten. Ich war leichtsinnig genug, mich über die inneren Schwierigkeiten der Aufgabe hinwegzutäuschen, und die

Aussicht, dadurch von Neuem in die Opposition gegen die officiellen Gewalten hineingerissen zu werden, hatte für Einen, der auf ehrliche Weise aus der Mißliebigkeit herauszukommen doch nicht hoffen durfte, nur einen Reiz mehr. Nun waren wir bereits mit Erwägungen über Plan und Programm der zu gründenden Revue beschäftigt, als uns von Breslau aus dasselbe Project entgegengebracht wurde. Unabhängig von Gotha hatte dort Mommsen und seine Freunde, Röpell, Molinari und Andere, die Idee, die Wissenschaft in den Dienst der liberal-nationalen Propaganda zu stellen, eifrig erfaßt und die Ausführung entschlossen in Angriff genommen. Auch dort hatte man die Blicke auf den Verfasser des Wilhelm von Humboldt gerichtet — wir brauchten nur einzuschlagen und die Gründung der „Preußischen Jahrbücher" war gesichert. Denn Mommsens Einfluß hatte den Besitzer der Weidmannschen Buchhandlung, Karl Reimer, für das Unternehmen zu interessiren gewußt, an dessen Stelle jedoch sein jüngerer Bruder Georg Reimer den Verlag übernahm. Die Verhandlungen der Gründungsconferenz in Karl Reimers Hause in Berlin im Sommer 1857 galten vor Allem der Verständigung über das Maß der Anbequemung an das Interesse eines großen, nicht gelehrten, aber gebildeten Publicums und, da doch hierüber nicht wohl nach Principien, sondern nur nach Mustern entschieden werden kann, noch mehr der Erörterung einzelner grundsätzlicher, für den Erfolg wichtiger Fragen. Der in Vorschlag gebrachte Titel, bei dem mir der Vorgang der Hallischen Jahrbücher vorschwebte, wurde acceptirt; darüber insbesondere, daß diese Jahrbücher sich Preußische nennen müßten, herrschte Einstimmigkeit; denn Farbe sollte bekannt, das Ziel unserer nationalen Bestrebungen unter allen Umständen und auf alle Gefahr hin scharf hervorgehoben werden. Eine längere Debatte entspann sich über die Frage der Anonymität der Beiträge. Den Ausschlag für diese gab der Gesichtspunkt, daß die Zeitschrift in erster Linie eine politische Farbe tragen und das Organ einer großen Partei sein, daß jeder Einzelne, welche Stellung, welche wissenschaftliche oder gesellschaftliche Bedeutung, welchen Namen er auch sonst habe, hier nur als Glied des Ganzen, als Vertreter der Partei sprechen solle. Nicht der berühmte oder unberühmte Mann, sondern die Preußischen Jahr-

bücher sollten gehört werden. Mommsen, der eifrigste Verfechter des Anonymitätsprincips, machte überdies den praktischen Gesichtspunkt geltend, daß gerade die namhaftesten und bedeutendsten Schriftsteller sich am ehesten oder überhaupt nur dann zur Mitarbeit würden bereit finden lassen, wenn sie frei von aller Rücksicht auf ihre Persönlichkeit sich vernehmen lassen dürften. Ich war nicht dieser Ansicht. Die Aufgabe des Herausgebers wurde schwieriger, seine Verantwortlichkeit wuchs, wenn sein Name alle anderen Namen decken sollte. Das Ansehen, welches die Zeitschrift durch das Auftreten einer Reihe von Celebritäten mit Einem Schlage sich hätte gewinnen können, hatte er nun erst durch das Ganze, durch seine Leitung zu erobern. Würde er dieser Aufgabe gewachsen sein? Würde ihn das durch die Anonymität bedingte discretionäre Recht, an den eingelieferten Aufsätzen gemäß seiner Idee von dem Geist und Zweck der Zeitschrift zu ändern, nicht in zahlreiche Verwickelungen mit den Autoren bringen, und würden nicht Viele, und die gerade, die am meisten von sich hielten, am entschiedensten durch diese Bedingung sich von der Mitarbeit abhalten lassen? Auch ein nach den damaligen Verhältnissen hochbemessenes Honorar würde diesem Uebelstand schwerlich das Gleichgewicht halten, wohl aber eine Menge von Mittelmäßigkeiten, zur Last und Pein für den gewissenhaften Herausgeber, anlocken. Alles in Allem: das Princip war idealer, als es praktisch war. Mit Genugthuung darf ich constatiren, daß es trotzdem mehrere Jahre durchgeführt werden konnte. So stark war der Zusammenhalt der Partei und das Bewußtsein, einem großen gemeinsamen Zwecke zu dienen, daß sich eine Anzahl von Männern in Reih und Glied stellten, die sonst ihr eigenes Wappen zu zeigen gewohnt waren und darauf stolz zu sein alle Ursache hatten. Hätte es sich dabei bloß um Anbequemung an die allgemeine politische Tendenz der Zeitschrift gehandelt, so mochten sich dem die Einsichtigen leicht fügen, der einheitliche politische Zug mußte selbstverständlich so gut wie in einer Zeitung gewahrt werden: hier war die Anonymität vollkommen berechtigt, hier mochte man sich gern die Maske gefallen lassen, da gerade durch sie die Stimme des Einzelnen zur Stimme der Gesammtheit verstärkt wurde. Aber anders in wissenschaftlichen Dingen, in

Fragen, die der Politik ferner lagen, in Sachen des Geschmacks. Mir fällt heute das Geständniß nicht schwer, daß mir zur politischen Leitung der Jahrbücher, abgesehen von dem allgemeinen Standpunkte und der ehrlichen festen Gesinnung, allenfalls einigem Blick für das unter gegebenen Umständen Ausführbare, nicht weniger als Alles fehlte. Viel mehr als die politische Seite der Zeitschrift interessirte mich die der ganzen Breite der Bildung, dem Zuständlichen und dem sich Entwickelnden auf den verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens zugewandte Seite. Es war der Charakter und die Form des Ganzen, worüber zu wachen ich mir zur Aufgabe machte. In den Jahrbüchern etwas zu schaffen, was den Revuen des Auslandes ebenbürtig an die Seite gestellt werden könne, in ihrer Leitung fortzusetzen, was mir für meine eigenen schriftstellerischen Arbeiten vorgeschwebt hatte, die Form des Essays zu pflegen, und möglichst alle Beiträge auf die Höhe einer vornehmen und fesselnden Popularität zu stimmen, darauf verwandte, darauf verschwendete ich alle Mühe. In dieser Richtung stark einzugreifen gab mir die Anonymität die Handhabe, und ich benutzte dieselbe in übertrieben weitgehendem Umfang. An den nach meinem Gefühl trockenen und ungeschickten, den formlosen und schlecht stilisirten Aufsätzen herumzubessern sparte ich weder Zeit noch Mühe. Es war das undankbarste Geschäft von der Welt. Der Sache nach undurchführbar, da sich eine fremde Arbeit allenfalls völlig umschmelzen, aber nicht durch Correcturen in eine innerlich zusammenstimmende Form bringen läßt. Undurchführbar auch den Personen gegenüber; denn nicht die Schlechtesten sind es, die sich, schön oder unschön, ihre eigene Sprache gebildet haben und daher nicht gewillt sind, sich in solcher Weise meistern oder schulmeistern zu lassen. Schon aus diesem Grunde daher ist die Anonymität nicht aufrecht zu erhalten gewesen. Es ist billig, daß der Autor eines bedeutenden Artikels den Ruhm dafür selbst erntet, und es liegt im Interesse jeder nicht reinpolitischen Zeitschrift, durch möglichst glänzende Namen Reklame zu machen. Nur in seltenen Fällen außerdem lassen sich die ungenannten Namen unter so dichtem Verschluß halten, daß sie nicht entschlüpfen sollten. Als nach mehr als zwölfjährigem Bestehen die Jahrbücher ihren fünfundzwanzigsten Band vollendeten,

da verrieth dem Publicum ein Register auch die Namen der Mitarbeiter an den ersten Bänden, und nur für wenige der nichtpolitischen Beiträge blieb der Name des Verfassers unermittelt oder unverrathen. Die Anonymität war ein vornehmes Princip. Derselben Vornehmheit, aber auch den ökonomischen Verhältnissen der Partei entsprach es, daß wir auf eine novellistische Beigabe verzichteten. Denn wirklich werthvolle Arbeiten aus dem Gebiete der schönen Litteratur, Arbeiten ersten Ranges, die zugleich dem Standpunkte des Journals entsprochen hätten, wären nur um einen hohen Preis zu haben gewesen: der Fluth minderwerthiger Manuscripte den Zugang zu dem Redactionszimmer zu eröffnen, trugen wir billig Bedenken.

Es galt jedoch nun, die ganze Partei mobil zu machen, ihre finanziellen Kräfte zur Deckung des Unternehmens in Anspruch zu nehmen und die Elite ihrer schriftstellerischen Kräfte um die aufgesteckte Fahne zu sammeln. Das Tagebuch der fünfwöchigen Werbereise, die ich zu diesem Behuf im August und September 1857 unternahm, ist leider verloren gegangen. Ich hatte es begreiflich auf die Universitäten und auf die Orte abgesehen, wo die alten Genossen der erbkaiserlichen Partei von Frankfurt her saßen. Die Reise nahm ihren Anfang in Jena, führte mich über Göttingen nach Bremen und Oldenburg, Hamburg und Kiel, dann aber südwärts an den Rhein und Neckar, nach Tübingen und Stuttgart und zuletzt nach München. Den Schlußact bildete ein Besuch in Breslau, wo mir die eben tagende Philologenversammlung eine besonders reiche Ernte versprach. Wie wohl that mir das Wiedersehen und die Aussprache mit so vielen in politischer Freundschaft und Gesinnung Verbundenen, die nun freilich, in ihren stillen Winkel und in ihr Berufsleben zurückgekehrt, die unerfreuliche Zeit nicht mehr Alle mit so gutem Muth und Glauben, nicht so kampfesfroh ansahen, wie ich es für unser Unternehmen gewünscht hätte. Wie viele werthvolle neue Bekanntschaften machte ich von altberühmten und neu gerühmten Männern, wenn auch manche Namen meiner Liste für das, was mir die Hauptsache war, versagten. Ich hatte bisher noch wenig von meinem Vaterland gesehen: welche Bereicherung meiner Anschauungen, meiner Kenntniß von Land und Leuten ward mir im

Norden und Süden zu Theil! In ihren eigenen Grenzpfählen lernte ich die Württemberger in Württemberg kennen; München erschien mir als besondere ganz eigene Welt; zum ersten Male erblickte ich, wenn auch nur aus der Ferne, die Alpen; ich gewann einigermaßen einen Einblick in das Treiben der großen Handelstädte, und von der Mehrzahl der Universitäten des deutschen Reiches bekam ich — es war leider die Zeit der Ferien — einen wenigstens flüchtigen Begriff.

Für mein eigentliches Geschäft war freilich eben diese Ferienzeit, da die Vögel, die ich suchte, größtentheils ausgeflogen waren, wenig günstig; überhaupt war der Ertrag, der unmittelbare Ertrag, nicht so groß, wie ich gehofft hatte. Mit voller Zustimmung wurde unser litterarisches Project nur von den eifrigsten Parteigängern aufgenommen. Man wollte, wie natürlich, abwarten und sich nicht im Voraus binden; man erhob Einwendungen gegen den Titel; man war mit Rathschlägen mehr als mit Zusagen bei der Hand. Die Einen waren mit eigenen Plänen und Arbeiten beschäftigt, Andere zweifelten an ihrem Geschick zu dieser Art schriftstellerischer Darstellung, und die rasch Willigen, Schreibfertigen schienen mir nicht die Leute, welche unser so ernst gemeintes Unternehmen würde brauchen können.

Eine erste Entmuthigung erfuhr ich sogleich in Jena. Auf Droysens Feder, die sich so hilfreich in der Constitutionellen Zeitung für die gute Sache geregt, hatte ich mit Bestimmtheit gerechnet. Der vornehme feine Mann jedoch ging selten mit der großen Menge; er pflegte sich gern etwas vorzubehalten, seine besondere Meinung zu haben, seine eigenen Wege zu gehen. Er hatte auch diesmal in unserem Rath nicht mitgesessen und war überdies augenblicklich sehr in seinen großen Plan einer Geschichte der preußischen Politik vertieft. Er war gegen das Publicum, das sich von Tag zu Tag so leicht, zu nachhaltigem ernsten Handeln so schwer bewegen lasse, und eben damit gegen alle Publicistik verstimmt. Die langsam belehrende erzieherische Einwirkung auf die Jugend, die er vom Katheder übte, die Hoffnung, mit dem schweren Geschütz historischer Darstellung in die Entwickelung der Dinge erfolgreicher eingreifen zu können, beschäftigte ihn ausschließlich.

Geistreich wie immer, formulirte er seine augenblickliche Abneigung gegen ein litterarisches Wirken ins Blaue: „Wenn ich schreiben soll, so muß ich mich an eine bestimmte Adresse richten dürfen — nicht an den großen Niemand, den gedankenlosen, vergeßlichen, unfaßbaren. Denkschriften an bestimmte Persönlichkeiten, sagen wir beispielsweise an die Prinzessin von Preußen, aber nicht Aufsätze mag ich schreiben". Nur ganz hypothetisch ging er auf unser Project ein; er that mehr, mich bange zu machen, als mich zu ermuthigen. Alle Schwierigkeiten einer Redaction, die immer für den Moment gerüstet, auf so viele Themata je nach Bedürfniß einzugehen bereit sein müsse, entwickelte er mit unbarmherziger Nüchternheit. „Rechnen Sie", sagte er, „von vornherein darauf, daß Sie von unseren guten Freunden im Stich gelassen werden. Sie brauchen auch Miethstruppen und werden sich einen oder zwei Schurken halten müssen." Ich mußte zufrieden sein, daß er versprach, sich vorkommenden Falls der Jahrbücher erinnern zu wollen — und in dieser kühlen Entfernung hat er sich dann beständig gehalten; ein einziges Mal hat mir der Verfasser des Lebens Yorks ein historisches Actenstück zur Veröffentlichung in unserer Zeitschrift überwiesen.

Keine besseren Geschäfte machte ich mit Kuno Fischer, dessen elegantes Darstellungstalent für die essayistische Form als Muster hätte dienen können. Er versicherte mich des lebhaftesten Interesses an dem Plan einer solchen deutschen Revue, aber nicht dem politischen, sondern dem litterarischen Charakter des Journals galt seine Sympathie; seine thätige Antheilnahme hatte ich verscherzt, als ich bald danach eine kritische Besprechung einer seiner kleineren Schriften, die mir von Jena aus eingesandt worden war, ihres gar zu speciellen, dem Plan der Jahrbücher gar zu fern liegenden Inhalts wegen glaubte zurückweisen zu müssen. Es wäre ohne Zweifel ein großer Gewinn für unsere Monatsschrift gewesen, wenn ich jenen ganzen aus der Hegelschen Schule stammenden Kreis geistreicher, beredter, in journalistischer Thätigkeit geschulter Schriftsteller zum Uebertritt in unser Lager bewegen und dauernd an dasselbe hätte fesseln können, den ganzen Nachwuchs der Hallischen und der Jahrbücher der Gegenwart. Ich hatte in dieser Beziehung vor Allem auf David Friedrich Strauß gerechnet.

In Heidelberg sollte ich endlich den Mann von Angesicht zu Angesicht kennen lernen, der auf meine Ueberzeugungen einen so entscheidenden Einfluß ausgeübt hatte, und in dem ich einen Meister klarer, fesselnder Darstellung verehrte. Ich fand den schüchternen, einsamen Mann in einer überaus bescheidenen Wohnung, wie sie sich etwa für einen Studenten schicken mochte. Solch ein Organ, wie wir es vorhatten, war ganz nach seinem Sinne: trug er sich doch eben damals mit allerlei biographischen Plänen. Wir verständigten uns leidlich, wenn ich auch die abweisende Härte, mit der er über meines Freundes Karl Schwarz Schleiermachersche Ketzereien aburtheilte, vergebens durch bescheidene Einsprache zu mildern suchte. Er wurde mein Führer auf das Heidelberger Schloß und belehrte mich sachkundig und kunstverständig wie Einer, der daraus ein genaues Studium gemacht, über die einzelnen Theile des romantischen Baues. Gervinus, der mich überaus freundlich empfing, auf meine Werbung freilich ebenso wenig einzugehen Lust bezeugte, wie ich im Stande war, sein fanatisches Interesse für Haendel zu theilen, hatte einen Versuch gemacht, Strauß zu einem abendlichen Zusammensein mit uns zu bestimmen, aber zu meinem Bedauern erfolglos. Hocherfreut war ich, als ich dann gleich für mein zweites Heft einen prächtigen biographischen Essay von Strauß über seinen Landsmann Ludwig Timotheus Spittler erhielt. Es sollte sein letzter für mich geschriebener sei. Denn nun kündigte er mir an, daß sein Freund Vischer, „vermuthlich um politisch ein wenig zu wettern", seinen Ulrich von Hutten in den Jahrbüchern zu besprechen vor habe. Eben war ich selbst mit einer solchen Besprechung beschäftigt, und lehnte daher das dankenswerthe Anerbieten ab. Diesen meinen Aufsatz indeß hat mir Strauß niemals verziehen. Daß ich darin an seine epochemachende theologische Vergangenheit erinnerte, verdroß ihn; daß ich seine biographische Methode nicht in allen Stücken billigte, beleidigte ihn. Ich hatte — unklug vielleicht — mit der Empfindlichkeit der Herren zu rechnen versäumt und alle spätere Diplomatie konnte das nicht wieder gut machen; diese particularistische Gruppe, in sich, wie ich nun wohl sah, fest zusammenhaltend, erwies sich zu spröde, als daß sie sich in den von allgemeineren Zwecken geleiteten Parteiverband der Jahrbücher hätte

einschmelzen lassen. Nur Einer der ihnen Nahestehenden ist mit der ihn auszeichnenden reinen Sachlichkeit den Jahrbüchern ein treuer und immer willkommener Mitarbeiter geblieben; durch viele Jahrgänge hindurch ziehen sich die theologisch-historischen, die kritisch-raisonnirenden Artikel Eduard Zellers.

Auch sonst aber verdankte ich den Schwaben bis zu der Zeit, wo die preußische Frage während des französisch-österreichischen Krieges wieder brennend wurde, manche schätzbare litterarische Hülfe. Die wenigen Tage, die ich in Tübingen weilte, waren nicht ohne Frucht für die Jahrbücher, für mich persönlich vom höchsten Interesse. Ich sah noch den ehrwürdigen Gründer der Tübinger Schule Ferdinand Christian Baur in seiner Studirstube, der Zeugin so vielen unermüdlichen Fleißes. Zwischen den jüngeren Docenten der Universität saß ich beim Schoppen in der „Post" und ließ mir den schweigsamen Mann zeigen, der früher als alle das lösende Wort für das politische Räthsel der deutschen Verfassung in dem „Briefwechsel zweier Deutscher" ausgesprochen hatte — Paul Pfizer. Ein mir von Frankfurt her besonders nahe befreundeter Mann, Gustav Rümelin, lebte in Stuttgart. Er war in Frankfurt der einsichtig beredte Verfechter des Pfizerschen Gedankens gewesen, und ihn vor Anderen, den unbestechlich klaren Politiker, den hochgebildeten, ideal gestimmten Beurtheiler von Dingen und Menschen, hätte ich um jeden Preis für unser Unternehmen gewinnen müssen. Aber alle seine Landsleute, soweit sie zur liberalen Partei zählten, hatten sich eben jetzt von ihm abgewandt. Des Concordats wegen, das er kürzlich als Württembergischer Minister mit der Curie abgeschlossen, galt er in der öffentlichen Meinung als ein Abtrünniger. Unter dem Banne desselben Vorurtheils, des genauen Zusammenhangs der Dinge unkundig, stand auch ich. Er empfing und bewirthete mich aufs Herzlichste, wir tauschten offen und vertraulich auch über das, was uns trennte, unsere Meinungen aus, aber zugleich empfanden wir Beide, daß zu einem litterarischen Bündniß fürs Erste die Bedingungen fehlten.

Noch von anderen Enttäuschungen, halben Erfolgen und Mißerfolgen könnte ich berichten. Als ich Gustav Freytag auf seinem Landsitz in Siebeleben besuchte, erwehrte ich mich doch

kaum des Eindruckes, daß ich einem journalistischen Nebenbuhler gegenüber sitze. Wir zogen ja an demselben Strange; wenn er aber so übermäßig bescheiden von dem kleinen „Wochenblättchen“ sprach, das doch unter seiner Mitredaction sich einen so weiten Leserkreis erworben und so kräftig gewirkt hatte, so klang mir das, der ich mit unserer Monatsschrift erst vor dem Anfang stand, wie Ironie. Mir wurde klar, daß wir unsere Wege mehr neben, als mit einander gehen würden. Das Gespräch glitt von dem innerlich Bedeutenden sogleich zum Technischen hinüber, und ich hatte zu bewundern, mit welchem Interesse der Dichter bei der ökonomischen Seite des Unternehmens verweilte, wie geschäftskundig er dem Verleger nachrechnete und wie zahlenmäßigen Anschlag über alles Soll und Haben er vor mir entwickelte. Ich habe später diese rechnerische Anlage und die Liebhaberei für die statistische Grundlage in seiner „Technik des Dramas“ wiedergefunden.

Die schlechtesten Geschäfte machte ich in Kiel. Ich hatte da freilich die Freude, die persönliche Bekanntschaft des Dichters des Quickborn zu machen. Unvermuthet traf ich ihn bei dem alten Hegewisch, den aufzusuchen ich mir natürlich nicht versagen durfte. Der Dichter war hier wie ein Sohn wohlgelitten; gar behaglich saßen der alte, dessen Tochter und der junge Landsmann zusammen; man fühlte sich bei dem frugalen, im Freien eingenommenen Abendmahl sogleich behaglich angesprochen. Es war ein schöner, warmer Augustabend. Mit herzlicher Vertraulichkeit, mit unverhehlter Freude empfing mich Klaus Groth. Noch lange schlenderte er mit mir in der schönen Nacht am Strande der Kieler Bucht hin und her und eröffnete sich vertraulich, als ob wir alte Freunde wären, über sein Sinnen und Streben, bekannte seinen Antheil an dem meinigen und freute sich über meine Zustimmung zu dem seinigen: wir gingen als Freunde auseinander, die einander nie wieder vergessen, sich nie würden fremd werden können. Wäre mir gegeben gewesen, sein warmes Anschließen mit gleicher Wärme zu erwidern, so hätte das Verhältniß sich noch fruchtbarer gestaltet. Meiner Parteilichkeit für den Dichter indeß habe ich in den Jahrbüchern wiederholt Ausdruck gegeben; von seiner mir treu bewahrten Gesinnung gaben mir seine Briefe und Zusendungen

Zeugniß, und noch als ich ihn, den von manchem Mißgeschick Betroffenen, im Jahre 1870 auf einer Kopenhagener Reise in seinem Hause und Garten am Swanenweg in Kiel besuchte, nahm er mich mit unveränderter Herzlichkeit auf, dankbar für den Beifall, den ich der Vorlesung seines Gedichts „dat Klockenlüden, wat mag't bedüden?“ spendete. Abgesehen aber hatte ich es in Kiel vor Allem auf den seiner Erholung wegen eben jetzt dort lebenden Hamburger Publicisten Christian Friedrich Wurm. Der mit diplomatisch-historischem Spürsinn ausgerüstete Mann gehörte zu unseren glänzendsten Publicisten, und wenn er in Frankfurt von seinen radicaleren Anschauungen sich nur langsam und widerwillig unserem preußischen erbkaiserlichen Glauben genähert hatte, so mußte doch zu einer Zeit, in der der Gothaismus sich zur Opposition gedrängt sah, sein schneidiges kritisches Talent uns höchst willkommen erscheinen. Ich hatte den Eindruck, daß er mit der Idee unserer Zeitschrift, wie ich sie ihm vortrug, einverstanden war, und ich weiß nicht anders, als daß ich ihm über den Titel so wenig wie über den preußisch-deutschen Standpunkt, den wir vertreten wollten, keinen Zweifel gelassen. Bestimmtere bindende Verabredungen wurden nicht getroffen; bei der Bootfahrt auf dem Kieler Hafen, zu der er mich mitnahm, kam es schon der Frauen wegen, die uns begleiteten, zu keiner weiteren Aussprache über Politisches. Erst zugleich mit dem Programm, welches wir dann verschickten, warb ich noch einmal schriftlich, dringender vielleicht und zudringlicher, als angezeigt war, von Halle aus um seine Mitarbeit. Die Antwort zeigte, wie weit, Dank der in Preußen herrschenden Reaction, selbst unter den national-gesinntesten Politikern die Uebereinstimmung noch fehle, wie leidenschaftlich noch über den Grundgedanken, über das, was für uns ein Axiom war, werde gekämpft werden müssen. Es war eine nackte Absage, unhöflich, geflissentlich beleidigend, jedes Wort so zugespitzt, daß es verwunden sollte, bitter und höhnisch den Gedanken zurückweisend, der Schreibende könne je eine Gemeinschaft mit Leuten eingehen, die nach Allem noch immer an Preußen glaubten und für die preußische Spitze schwärmten. Ich habe mir später gesagt, daß das verbitterte Gemüth, aus dem dieser Brief geflossen war, das eines kranken Mannes sein müsse; da-

mals jedoch nahm ich es schwerer: es war dem Briefsteller gelungen, mir gleich anfangs die Lust an meiner redactionellen Thätigkeit zu vergällen.

Von allen Orten dagegen, die ich auf meiner Reise berührte, muß ich Einen mit einem Stern auszeichnen. Es waren freilich nicht die alten Herren in Göttingen, desto mehr die jungen, die mich mit offenen Armen und meine Verkündigung der Preußischen Jahrbücher mit offenen Ohren aufnahmen. Daß es an Enthusiasmus nicht fehle, dafür sorgte Freund Aegidi, der ehemalige treue Helfer an der Constitutionellen Zeitung. Er war so reich an Ideen und Rathschlägen wie an Liebenswürdigkeit und Freundschaft für mich. Nachdem mich am Vormittag Ernst Meier, der junge Privatdocent für Kirchenrecht, in der Göttinger Bibliothek umhergeführt, wurde am Abend ein geselliges Zusammensein im Local des Museums, dem ehemaligen Wohnhause Otfried Müllers, veranstaltet, das wieder vor Allem Aegidi mit seiner sprudelnden Laune zu beleben wußte. Unter all den jungen Universitätsleuten aber saß doch auch ein Alter, der liebenswürdige Hermann Sauppe. Ihm gerade sollte ich das Beste verdanken; er war es, der mich mit allem Nachdruck auf Heinrich von Treitschke hinwies, der erst vor Kurzem behufs seiner Habilitation in Leipzig Göttingen verlassen hatte; der, sagte er, sei der rechte Mann für unsere Zeitschrift, für diesen stehe er ein.

Den so warm Empfohlenen aufzusuchen, ließ ich denn, sobald ich nach Halle zurückgekehrt war, meine erste Sorge sein. Sich ihm ausgiebig mitzutheilen war schon damals nicht leicht. Ich fand ihn in einer bescheidenen Hofwohnung im Hause eines Tischlers. Man zog vergebens an der Klingel seines Stübchens. Erst als die Wirthin vom Hofe aus mit einer Latte an sein Fensterkreuz geklopft hatte, zeigte er sich und öffnete. Ein Arbeitstisch mit einem ärmlich bestandenen Bücherbrett, das er mit der besten Laune als seine Bibliothek bezeichnete, machte neben ein paar Stühlen seinen ganzen Hausrath aus. Vieles Redens und Werbens aber bedurfte es nicht. Durch Freund Sauppe vorbereitet, kam er mir auf mehr als der Hälfte des Weges entgegen; aufs halbe Wort verstand er. Das war eben der Mitarbeiter, den ich suchte, das war eben das Feld schriftstellerischer

Thätigkeit, wie er es sich wünschte, — hier fand seine national-politische Gesinnung, sein historisch-litterarisches Interesse, sein Drang, auf seine Zeitgenossen rednerisch einzuwirken, die schönste Gelegenheit. Er machte die Sache der Jahrbücher zu seiner eigenen Angelegenheit — mit nur einem halben Dutzend solcher Mitarbeiter hätte die Zeitschrift das Muster einer deutschen Revue werden müssen. Die schwunghafte Frische der Treitschkeschen Aufsätze, die, auch wo es sich um die Besprechung der zeitgenössischen Poesie handelte, den ganzen Ernst eines von Freiheitsliebe und Patriotismus erfüllten Geistes athmeten, hat nicht wenig dazu beigetragen, der Zeitschrift Ansehn und Eingang in weitere Kreise zu verschaffen. Sechstehalb Jahre hatte Treitschkes Feder den Jahrbüchern gedient, als die unselige Conflictszeit in Preußen einen Riß in das Verhältniß brachte. Immer schon hatte der heißblütige Mann sich etwas stärker nach links geneigt; er stand der Fortschrittspartei näher als den Altliberalen. Da kam die Preßverordnung vom 1. Juni 1863. Trotz derselben uns nicht mundtodt machen zu lassen, dem Ansturm in einer gedeckten Defensivstellung Stand zu halten, das war der Sinn des Artikels, in welchem ich im Julihefte 1863 das Verhältniß der Presse zu der Verordnung vom 1. Juni besprach. Treitschke war anderer Meinung. Sein leidenschaftliches Rechtsgefühl, seine schlagelustige Tapferkeit empörte sich über dies Ausweichen und über die „Vertrauensseligkeit", die er dem Artikel Schuld gab. Nicht Biegen sondern Brechen, nicht Ausweichen sondern Angreifen war die Losung des ritterlichen Heißsporns. In einem Artikel der Grenzboten, auf den die Jahrbücher in ihrem nächsten Heft die Antwort nicht schuldig blieben, trat er auf die Gegenseite, sagte er uns offene Fehde an. Das Auseinandergehen der beiden gesinnungsverwandten Blätter wird Denen nicht wenig Freude gemacht haben, die eben durch jene Verordnung bewiesen hatten, wie gefährlich ihnen die Macht der oppositionellen Presse erschien. Für mich aber war der Ueberfall das schmerzlichste Erlebniß meiner Redaction; ich trauerte, als ich Treitschkes Aufsatz zugleich mit seiner brieflichen Lossage in Händen hielt, um die Entfremdung des zuverlässigsten Freundes und um den Verlust eines unersetzlichen Mitarbeiters. Nicht weniger als die uns Liberalen unerwartete

Wendung in der auswärtigen Politik Preußens war erforderlich, um auch unsere Wege wieder näher zusammenlaufen zu lassen. Erst im Jahre 1865, nachdem mein Name von dem Titel der Preußischen Jahrbücher bereits verschwunden war, kehrte Treitschke zu denselben zurück. Früher, kühner und entschiedener als das Gros der hinter den Preußischen Jahrbüchern stehenden Partei trat er jetzt für den Satz ein, daß der vollständige Anschluß der nordelbingischen Herzogthümer an Preußen die beste Lösung der schleswig-holsteinischen Frage sei, und daß es die Pflicht der Partei sei, die auswärtige Politik jeder Preußischen Regierung zu unterstützen, welche thatkräftig die Macht ihres Staates zu vergrößern suche. Er citirte das Wort Cavours, daß in der Politik nichts abgeschmackter sei, als der Groll. Er glaubte seinem Liberalismus durch die Anerkennung der Energie des Herrn von Bismarck nichts zu vergeben. Mit heißerer Leidenschaft als ehedem für das durch die Preßordnungen verletzte Verfassungsrecht erklärte er sich jetzt für die Nothwendigkeit, um jeden Preis, auch um den Preis jedes anderen politischen Gutes, allererst die Gelegenheit beim Schopfe zu ergreifen und um der Herbeiführung der deutschen Einheit willen die Hand auf Schleswig-Holstein zu legen. So hat er der liberalen Partei ihr neues Programm vorgezeichnet, dem diese langsam, allmählich gefolgt ist. Nicht die Preußischen Jahrbücher haben ihn zurückerobert, er vielmehr hat sie sich erobert, und als die großen Ereignisse von 1865 und 66 ihm Recht gaben, da ist er ihr Führer und Leiter geworden; seinen Aufsätzen verdankten sie fortan ihren Glanz und Einfluß, und sein Name erschien seit Mitte 1866, nachdem sie zwei Jahre hindurch nur ihren eigenen Namen geführt hatten, auf ihrem Titel.

Doch ich beabsichtige hier nicht, eine Geschichte der Preußischen Jahrbücher zu schreiben. Ich kehre in ihre Anfangszeit zurück. Nachdem ich in einem Rundschreiben an die Mitarbeiter die leitenden Grundsätze entwickelt hatte, kündete ein Prospect des Verlegers dem Publikum das Erscheinen des Blattes für den Januar 1858 an. Mit ihnen zugleich begründete ich meinen Hausstand. Nach außen zum Kampf gerüstet und zu einer verantwortlichen Rolle in der Oeffentlichkeit, hatte ich mich daheim völlig idyllisch eingerichtet. Neben der alten Burg Giebichenstein,

nicht weit von dem Bade Wittekind, hatte ich mit meiner jungen Frau eine ländliche, ursprünglich für Sommergäste berechnete, bescheiden anständige Wohnung bezogen, passender für ein zurückgezogenes Gelehrtenleben, als für das Doppelleben des Journalisten und Docenten. Denn die weite Entfernung von der Post und der Universität verursachten bei der damaligen Beschaffenheit der Verkehrsverhältnisse manche Unbequemlichkeit. Die befreundeten Besucher zwar wußten mich auch in dieser Entfernung aufzufinden. Es gab eine gar hübsche Scene, als ich bald zu Anfang meiner neuen Wirthschaft Freund Aegidi beherbergte. Es war spät Abends, als er ankam; meine Frau hatte sich bereits zurückgezogen, und so plauderten wir Zwei in die Nacht hinein über Alles, was uns am Herzen lag; über den Tagesfragen und dem Wohl des Staates wurde das Nächste vergessen. Wir saßen am anderen Morgen beim Kaffee, da erst gewahrte er mit Befremden die zierliche silberne Zuckerdose; die Inschrift verrieth ihm mit einem Male, daß er nicht, wie er geglaubt, bei einem Junggesellen zu Gaste sei. Wie er nun aufsprang und sich verwunderte und schalt und lärmte, das war höchst ergötzlich — eben trat meine Frau ins Zimmer, und nun erst nahmen wir Beide seine ehrlichsten, herzlichsten Glückwünsche entgegen.

Es war indeß dafür gesorgt, daß die Giebichensteiner Idylle nicht gar zu ungestört verlief. Die Freude, die wir über die Geburt eines ersten Knaben empfanden, wurde uns durch ein besorglich langes Krankenlager der jungen Mutter verkümmert, und den Knaben nahm uns schon der folgende Sommer wieder weg. Nicht lange vorher hatte ich zum Begräbniß meines Vaters reisen müssen, in den Ostertagen des Jahres 1859. Schon seit Jahresfrist hatten mich die Nachrichten über sein Befinden beunruhigt, und ich malte mir doch so gern aus, wie er und die Mutter uns besuchen, vielleicht gar ihren Wohnsitz dauernd in unsere Nähe verlegen würden. Ich hatte meinen besten Freund, ein Stück meines Selbst verloren; mit dem heftigsten Schmerz stand ich an seinem Grabe und hörte mit unbilligem Unmuth die Rede, die ihm der Geistliche nachschickte, und die, wie mir scheinen wollte, so banal war, so sehr die Eigenthümlichkeit des Dahingegangenen hinter allgemeinen Betrachtungen und Tröstungen verschwinden ließ.

Auch die Jahrbücherredaction hatte inzwischen allerlei Sorgen und Unruhe ins Haus gebracht. Je ernster ich die Sache nahm, um so weniger war ich mit meinem Anfang zufrieden. Ueber allen Vorbereitungen und Prospecten hatte ich versäumt, gleich im ersten Hefte selbst das Wort zu ergreifen. Die Freunde hatten nicht Unrecht, wenn sie die Frische und einschneidende Schärfe vermißten, die sogleich das Publicum hätte fortreißen müssen, wenn sie es trocken und langweilig, mehr im Tone der alten „Bibliotheken" als im Tone einer Revue fanden. Ein schöner Essay von Otto Gildemeister und der Straußische Aufsatz gaben dem zweiten Hefte schon ein stattlicheres Aussehen, und die mir von Berlin aus gelieferten Materialien über den preußischen Landtag von 1851 bis 1857 hatte ich durch Gruppirung, Zeichnung und Farbe zu einem wirksamen Bilde zu verarbeiten gewußt. Es konnte uns schon recht sein, daß eine, demnächst wieder aufgehobene, Beschlagnahme die Folge war. So kam die Sache allmählich in Zug. Die Entwickelung der Dinge in Preußen, der Eintritt des Prinzen von Preußen in die Regentschaft und der Sturz des Ministeriums Manteuffel, kam uns zu Hülfe, indem sie die Jahrbücher immer mehr zum unmittelbaren Eingreifen in die Tagespolitik drängte. Eine neue Beschlagnahme erfolgte auf Grund eines von Aegidi verfaßten Artikels über die Regentschaft in Preußen; ein Proceß; eine Freisprechung des Herausgebers. Peinlich nur für den Letzteren, daß er, nicht der Verfasser, die Last der Anklage, den Ruhm der Vertheidigung und den Triumph der Freisprechung hatte auf sich nehmen müssen. Ich mußte mir gefallen lassen, daß meine Studenten den Ausgang der Sache zu einer Ovation für mich benutzten. Denn unter dem Redactionsgeschäft hatten meine Vorlesungen in keiner Weise gelitten; im Gegentheil — auch durch die Studentenschaft ging jetzt ein liberaler Zug; nicht bloß meine Geschichte der Philosophie bewährte ihre Anziehungskraft, auch meine im Sinne einer universalhistorischen Uebersicht gehaltenen geschichtsphilosophischen Vorlesungen — weiterhin eine im Schillerjahr unternommene Vorlesung über Leben und Werke des Dichters erfreuten sich der regsten Theilnahme. Und so erlebte ich denn, daß eine Anzahl jugendlicher Enthusiasten nach jener Freisprechung das Katheder bekränzten,

während der Kranz doch einem Anderen gebührt hätte. Man bereitete eine Petition beim Ministerium für meine Beförderung vor, und ein Fackelzug sollte mir von der Zuneigung und der gehobenen Stimmung der Jugend Zeugniß geben. Daß das von dem Curator der Universität mit Hülfe der Polizei nicht zugelassen wurde, war nicht zu verwundern, aber die beabsichtigte Demonstration war doch ein recht ärgerliches Symptom dafür, daß den bisherigen Herren die Macht aus den Händen gleite. Und was die Studenten nicht durchzusetzen vermochten, das erreichten jetzt, begünstigt vom Umschwung der Dinge, Andere. Auch im Cultusministerium wehte seit dem Eintritt der neuen Aera eine andere Luft. Auf Raumer war Bethmann-Hollweg gefolgt und der würdige Nachfolger Johannes Schulzes war Olshausen geworden. Ich hatte nicht versäumt, mich Beiden vorzustellen, und von Beiden die Versicherung der wohlwollendsten Absichten für mich erhalten. Das Eisen zu schmieden, weil es warm war, durfte ich Anderen überlassen. Ich erfuhr bald, daß meine Freunde in Halle und Berlin für mich thätig seien; eifriger als ich selbst arbeiteten sie daran, mir endlich eine feste Stellung an der Universität zu sichern. Pott und Duncker vor Allem betrieben die Sache. Durch Robert Prutz' Fortgang nach seiner Vaterstadt Stettin war die für ihn an der Hallischen Universität geschaffene, zehn Jahre lang von ihm innegehabte außerordentliche Professur für deutsche Litteraturgeschichte vacant geworden. Mein Buch über W. v. Humboldt, die Vorlesungen, die ich über einzelne Partieen der neueren deutschen Litteraturgeschichte neben meinen philosophischen Vorlesungen gehalten, gaben die Handhabe, mich für die ledige Stelle zu empfehlen. Der Regierung, nicht der Facultät verdankte ich die Ernennung zu dem mit einem sehr geringen Gehalte ausgestatteten Amte. Es ging nicht ohne heftige Erregung und nicht ohne Widerspruch von Seiten derjenigen Mitglieder der Facultät ab, denen meine Wirksamkeit, meine politische Stellung, mein Verhältniß zu den Preußischen Jahrbüchern ein Dorn im Auge war. Leo ließ sich vernehmen: wenn die Regierung ihre Freunde anstellen wolle, so gäbe es ja Plätze im Zoll- und Steuerfach. In noch schärferer Weise gab Eduard Erdmann seiner Ueberzeugung von meiner wissenschaftlichen Un-

zulänglichkeit, seinem Unwillen über das Eingreifen des Ministeriums und seinem alten Groll gegen mich Ausdruck. Er war zur Zeit meiner Ernennung, im Mai 1860, Rector der Universität und hatte mich als solcher vor versammeltem Senat in mein Amt einzuführen und zu vereidigen. Jedes Wort seiner Einführungsrede war wohlerwogen und zurechtgelegt, aber von böser Leidenschaft eingegeben. Ich darf nicht verschweigen, daß ich ihm unhöflich begegnet war und ihn gereizt hatte. Wir waren eben nicht bloß politische Gegner und akademische Nebenbuhler, sondern grundverschieden in unserem Denken und Fühlen. Das Schillerjubiläum würdig zu begehen, hatte die Studentenschaft einen allgemeinen Commers veranstaltet und dazu die große Danneckerbüste in Gips angeschafft. In bester Meinung hatte sie diese dann dem Senat mit der Bitte zugewiesen, sie in der Aula aufzustellen. Dies abzulehnen hatte der Senat gewiß gute Gründe; nur Marmorbüsten berühmter Universitätslehrer durften die Aula schmücken. Aber so ohne jedes Verständniß für den begeisterten Sinn der Jugend, so wegwerfend, als von einer unbegreiflichen Lächerlichkeit sprach Seine Magnificenz im Docentenzimmer von jenem Studentenantrag, daß mir, an den doch die Bemerkung nicht gerichtet gewesen war, das beleidigende Wort entfuhr: er thue mir leid mit seinem Nichtbegreifen. Kam hinzu, daß nun die Studenten mir, der ich bei der von der Bürgerschaft veranstalteten Feier des 10. November die Festrede gehalten hatte, die verschmähte Büste verehrten. Für das Alles sollte ich nun büßen. Großmüthig war es nicht, daß Se. Magnificenz die nach erfolgter Vereidigung an mich zu richtende Ansprache benutzte, um mir die beleidigendsten Dinge ins Gesicht zu sagen; ich kam mir vor wie ein in einen Hinterhalt Gelockter. Der Redner begann damit, was ja die Herren unter sich und gegen das Ministerium in Gottes Namen hätten ausführen mögen — er begann damit, mir gegenüber zu constatiren, daß meine Ernennung wider den gewöhnlichen Brauch und gegen das Recht der Facultät verstoße. Ich sei ihr aufgedrängt worden. Mit Befriedigung fuhr der Redner fort, hätte die Facultät dem wachsenden Erfolg meiner philosophischen Vorlesungen zugesehen. Davon, daß ich mich mit deutscher Litteratur wissenschaftlich beschäftigt habe, sei

ihm nichts bekannt, und wenn ich nun trotzdem dieses Fach zu vertreten berufen sei, so dürfe man den ungewöhnlichen Leistungen mit Spannung entgegensehen, durch die ich die Welt überraschen werde. Man ist ja nun, wenn man vom Rathhaus kommt, klüger als vorher. Zu spät sagte ich mir, daß ich am correctesten geantwortet hätte, ich müsse eine derartige Einführung als nicht geschehen betrachten und mir in diesem Sinne weitere Schritte vorbehalten. In der Erregung des Moments fand ich nur Worte der Empörung und der Abwehr, die immerhin der beabsichtigten Kränkung die Spitze abbrachen. „Ich bin“, so ungefähr lautete meine Erwiderung, „in der Erwartung eines freundlichen collegialischen Empfanges hierher gekommen; auf eine Begrüßung so kränkender Art bin ich nicht gefaßt gewesen. Die Hoffnung, die Se. Magnificenz ausgesprochen, ich werde die Welt demnächst durch außerordentliche Leistungen auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte überraschen, kann ich leider zu erfüllen nicht versprechen; so Großes maße ich mir nicht an. Wenn Se. Magnificenz aber behauptet, dieses Arbeitsgebiet sei mir bisher fremd geblieben, so bedauere ich, daß er sich um meine dahin einschlagenden Studien und Arbeiten nicht bekümmert hat. Uebrigens kenne ich meine Pflicht. Wie viel oder wenig ich leisten werde: mir schwebt kein anderes Ziel vor als das, der Ehre der Wissenschaft und der Ehre dieser Universität zu dienen.“ Allem Weiteren entzog ich mich und überließ, hastig abtretend, die Versammlung dem Unbehagen der von ihrem Vorgesetzten herbeigeführten Situation. Die Scene war nicht im Geschmack der gelehrten Herren; auch im Lager der mir Abgeneigten fand das Vorgehen des Hauptes der Universität keine Billigung; bald stand meine Sache in der öffentlichen Meinung so gut, daß ich nach keiner weiteren Genugthuung verlangte und keineswegs darüber erfreut war, daß die obere Behörde, wie bald verlautete, der übereifrigen Magnificenz eine scharfe Rüge ertheilte. Mir war im Gegentheil diese Einmischung der Behörde verdrießlich; viel lieber hätte ich die ganze Angelegenheit ausschließlich dem Urtheil der Collegen überlassen gesehen.

Die Redaction einer anspruchsvollen Zeitschrift und eine mit einem neuen Lehrauftrag beladene Professur, gleichsam zwei

Nebenämter neben der selbstgewählten Vertretung der Philosophie, das war, wie sehr ich auch die eine Aufgabe auf die andere bezog und sie durch eine Art von Personalunion verband, doch zu viel für meine Schultern. Der amtlichen Verpflichtung durfte nichts abgedungen werden, und mich zunächst durch meine Lehrthätigkeit den Zweiflern, den Spöttern, den Uebelwollenden gegenüber auszuweisen, war Ehrenpflicht. Zu den öffentlichen biographisch-litterarhistorischen Vorlesungen ließ ich daher zuerst im Sommer 1861 ein größeres Privatcolleg über die neuere deutsche Litteraturgeschichte von Gottsched bis auf die Gegenwart treten, aber ich hätte, um die Zeit dafür zu gewinnen, die Leitung der Jahrbücher, wie ich anfangs beabsichtigte, aufgeben müssen, wenn sich nicht der Ausweg einer zeitweiligen Stellvertretung dargeboten hätte, bei der ich noch immer einen maßgebenden Einfluß behielt. Während sechs Monaten nahm mir mein Freund Nasemann die Hauptlast der Redactionsgeschäfte ab. Auch ohne die neu hinzugetretenen Obliegenheiten jedoch war die Uebernahme der Jahrbücher ein Wagniß gewesen, zu dem mich, außer dem Drang der Lage und dem Zutrauen meiner Freunde, nur der Sanguinismus der Jugend, der den guten Willen so leicht mit der Kraft verwechselt, und das Blendende der Aufgabe hatte verleiten können. Dem politischen Theil der Aufgabe, der doch mehr und mehr in den Mittelpunkt rückte, war ich jetzt so wenig wie bei der früheren Zeitungsredaction gewachsen. Ich hätte nicht zu leiten verstanden, wenn ich nicht geleitet worden wäre, und hätte ohne Einhelfen meine Rolle nicht durchführen können. Höchst ungünstig war es, daß der Mann, dessen Schüler ich in politischen Dingen war, dessen reinem und gesundem Urtheil ich überhaupt mich ruhig anvertrauen konnte, — daß Max Duncker eben zu der Zeit Halle verließ und nach Tübingen ging, in der die neue Zeitschrift in Gang gesetzt wurde. Die Entfernung meines Wohnortes von dem Mittelpunkt der politischen Ereignisse war ein anderer Uebelstand, der, sofern es sich um selbständige Beurtheilung der Verhältnisse handelte, nur durch große politische Begabung hätte überwunden werden können. Ich war allenfalls im Stande, dem Gemeingefühl und der Gesinnung der Partei zu einem pathetischen oder rednerischen Ausdruck zu verhelfen, die sittlichen Momente

einer kritischen Lage, eines Kampfes oder einer Entscheidung hervorzuheben, aber nicht, den pragmatischen Zusammenhang der Dinge klar zu legen, oder zu sagen, an welchem Ende und mit welchen Mitteln eine schwebende Frage angefaßt werden müsse; ich konnte zur Noth die Instrumentalbegleitung zu einer politischen Melodie in Noten setzen, aber nicht die Melodie selbst erfinden. Als daher monatliche Besprechungen der Zeitgeschichte einen regelmäßigen Bestandtheil jedes Heftes zu bilden anfingen, seit der Wendung der preußischen Politik im October 1858, war die Bezeichnung dieser Monatsberichte als „Politische Correspondenz“ keine willkürlich gewählte Aufschrift. Die meisten dieser Correspondenzen, wenn sie auch durch meine Hand gingen, wurden in Berlin geschrieben und rührten von Carl Neumann, dem gelehrten und gründlichen Historiker und Geographen her. Seine ruhigen und sachlichen Darlegungen haben nicht wenig dazu beigetragen, den Jahrbüchern Ansehen und Einfluß zu verschaffen. Er hat zuerst den Ton angegeben, den dann auch seine Nachfolger — ich nenne nur Wehrenpfennig und Max Duncker — wenn auch in individuell verschiedener Weise, festgehalten haben. Mit größerer Selbstständigkeit als in dem politischen Departement waltete ich in den meisten übrigen. Auch wo meine Kenntnisse mich im Stiche ließen oder wo ich nach den Schranken meiner Natur und Bildung kein unmittelbares Interesse und Verständniß in mir vorfand, empfand ich doch lebhaft meine Verantwortung, war ich beflissen, dem Geist und der Form der Beiträge, mit Einem Worte dem Charakter der Zeitschrift ein einheitliches Gepräge aufzudrücken. Aufs dankbarste habe ich anzuerkennen, mit welcher Bereitwilligkeit mich alte und neue Freunde unterstützten. Es erwies sich als überflüssig, mit Miethssoldaten zu kämpfen, es waren Gesinnungsgenossen, die sich freiwillig, sei es aus eigener Initiative oder auf redactionelle Anregung hin um die aufgesteckte Fahne schaarten. Welche stattliche Reihe von gut klingenden Namen weist das Register zum fünfundzwanzigsten Bande auch für die ersten Jahrgänge, die noch unter dem Zeichen der Anonymität standen, nach! Ein unvergleichlich zuverlässiger Helfer war außer Treitschke namentlich mein alter Freund Reinhold Pauli. Nicht umsonst hatte er sein litterarisches Talent in England geschult. Den Reich-

thum seines geschichtlichen Wissens verstand er mit seiner leicht beweglichen Feder in den journalistischen Curs umzusetzen. Unbedingt konnte man auf ihn rechnen; der Aufsatz, den er zugesagt hatte, ging unfehlbar und bis auf die Stunde pünktlich ein. Für politische Berichte aus Oesterreich wurde die Zeitschrift mit gleicher Promptheit von Anton Springer bedient, und das militärische Fach wurde ebenso sachkundig wie eifrig von dem wackeren Königer, wirksamer und umsichtiger noch von Theodor Bernhardy vertreten. Ihren besten Freund und ihre festeste Stütze aber hatten die Jahrbücher in ihrem Verleger Georg Reimer. Die Hoffnungen, mit denen wir in das Unternehmen eingetreten waren, mußten doch bald herabgestimmt werden. Von der wissenschaftlichen Seite machte schon im zweiten Jahre Sybels „Historische Zeitschrift" der unserigen Concurrenz. Ein politischer Nebenbuhler erwuchs uns in den von Oppenheim geleiteten „Deutschen Jahrbüchern", dem freilich nach kurzem Bestehen wieder eingehenden Organ der demokratischen Partei. Gleichzeitig hatten wir gegen den Sturm und gegen die Windstille anzukämpfen. Nur zu bald gerieth der liberale Anlauf des neuen Regentschaftsministeriums ins Stocken, und die liberale Partei hatte den schwersten Stand zwischen der schonenden, rücksichtsvollen Vertheidigung und der treibenden, vorwärtsdrängenden Kritik, die sie ihren gouvernementalen Freunden nicht ersparen konnte. Dann wieder nach dem Scheitern der neuen Aera in die Opposition gedrängt, unter den Stürmen der Conflictszeit, hatte sie, hatten die Jahrbücher von Neuem, insbesondere seit der Preßordnung vom 1. Juni 1863, auf der einen Seite gegen das gewaltthätige Regiment von oben, auf der anderen Seite gegen die Leidenschaftlichkeit und Maßlosigkeit der Fortschrittspartei anzukämpfen. Zu dem Allen nehme man hinzu, daß ich zwar mit dem besten Willen, aber doch nur mit beschränkter Kraft und halbem Geschick die litterarischen Truppen zu sammeln und zu befehligen verstand, daß das Publicum für eine derartige zwischen wissenschaftlicher und populärer Mittheilung die Mitte haltende Zeitschrift erst gebildet werden mußte — so wird man sich nicht wundern, daß der Absatz der Jahrbücher hinter den Erwartungen zurückblieb. Es war nun zwar für diesen ungünstigen Fall von

einer Anzahl eifriger und vermögender Parteigenossen ein Garantiefonds gezeichnet worden, aber dem an Selbständigkeit gewöhnten, vornehm denkenden Verleger widerstrebte es, davon Gebrauch zu machen. Er betrachtete es als eine Ehrenpflicht, selbst mit bedeutenden Opfern, das Begonnene fortzusetzen und der Partei das Beispiel zu geben, wie man nur durch Ausdauer zum Ziele gelangen könne. Fast von Jahr zu Jahr stand die Zeitschrift vor einer neuen Krisis; immer wieder wurden Reformpläne, wie namentlich die häufigere Unterzeichnung der Beiträge, in Erwägung gezogen; immer wieder fanden sich die äußeren Mittel, und immer wieder that dabei die uneigennützige Festigkeit des Verlegers das Beste. Ich habe nie einen einfacheren und bescheideneren, und nie einen treueren Mann gekannt. Wenn irgend etwas außer der eigenen Verpflichtung auch mich auf meinem Posten zu verharren bestimmte, so war es das immer gleiche Vertrauen, das er mir persönlich entgegenbrachte. Nicht durch mein Verdienst, sondern durch den Sieg, den eine überlegene Staatskunst in ungeahnter Weise der von uns vertretenen nationalen Sache verschaffte, und durch das Echo, das nun vor Allem Treitschkes Beredsamkeit in unserem Vaterlande weckte, traten die Jahrbücher in eine neue Periode des Gedeihens. Meine Genugthuung, daß sie sich durchgesetzt, daß sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, und daß ihr Name am Anfang einer vorher in Deutschland unbekannten Zeitschriftenlitteratur steht, ist darum nicht geringer.

Wie ich aber denen, die mich 1857 an die Spitze des neuen Unternehmens gerufen hatten, gern zu Willen gewesen war, weil ich eben diese dem Leben befreundete Wissenschaft längst als mein Ideal betrachtete, so bestimmte nun natürlich auch umgekehrt die dem Journalisten gestellte Aufgabe die Art meines schriftstellerischen Schaffens. Mein Sinn stand auf Verknüpfung von Philosophie und Geschichte, auf Ermittelung des Zusammenhangs culturgeschichtlicher und individueller Entwickelungen: mein litterarisches Amt forderte mich zu möglichst lebensvollen Charakteristiken, zu möglichst lehrreichen Bildern des Lebens und Wirkens bedeutender, im Oeffentlichen hervorgetretener Menschen auf. In der Form des Essays, und zwar des biographischen Essays, stellte sich mir die Aufgabe am natürlichsten dar. Es galt, in kleinerem Maß-

stabe zu wiederholen, was ich in meinem Gentz und W. v. Humboldt und Hegel geleistet hatte. Ich war in die Periode essayistischer Schriftstellerei eingetreten. In die Zeit meiner Redaction der Jahrbücher fallen meine Aufsätze über Ulrich v. Hutten, Schiller, über Ernst Moritz Arndt, über Macaulay, Fichte, Varnhagen v. Ense und Schopenhauer, lauter biographische Aufsätze, denen sich noch die ausführliche Besprechung von Gustav Freytags Fabiern hinzugesellte. Alles Uebrige gehört in das Gebiet der politischen Polemik oder der kleineren litterarischen Mittheilungen und Kritiken, wie sie durch die Erscheinungen des Tages hervorgerufen wurden.

Man erkennt leicht das Band, durch welches jene größeren Aufsätze, oder doch die Mehrzahl derselben, mit meinen litteraturgeschichtlichen und philosophischen Vorlesungen zusammenhingen — der besonderen Anlässe nicht zu gedenken, die mir das eine oder andere Thema nahe legten. In der Berliner Singakademie, wo sich damals in jedem Winter ein vornehmes, ja glänzendes Publicum zum Anhören eines Cyclus von Vorlesungen zusammenfand, habe ich zuerst den Vortrag über Fichte gehalten. Zu eingehender Beschäftigung mit Schopenhauer war ich durch meinen Freund Dilthey angeregt worden, als ich mit diesem und zwei anderen Collegen in den Herbstferien des Jahres 1863 zum ersten Mal eine Reise nach der Schweiz und an die oberitalienischen Seen machte. Dergleichen Ausflüge sind heute so alltäglich geworden, daß Niemand Lust hat, sie sich von einem Anderen beschreiben zu lassen. Aber einmal doch unternimmt man dergleichen zuerst, und diese ersten Eindrücke haften unverlöschlich in der Seele; es sind so wichtige Facta wie nur irgendwelche, die durch Bücherstudium und Menschenverkehr an uns kommen. Man ist da noch einmal, wie man in der ersten Jugend war, von lauter Neuem und Ungewohntem umgeben, gezwungen zu lernen, sich je nach seiner Fähigkeit mit den Dingen abstoßend oder aneignend abzufinden, sie ernst zu nehmen, weil es doch Wirklichkeiten sind, und doch nur mit ihnen zu spielen, weil es für uns nur Bilder sind, durch die wir hindurchgleiten, ohne daß wir Zeit hätten, ihren Kern zu untersuchen. Ich kannte Deutschland durch meine bisherigen Wanderfahrten leidlich — die Alpen hatte ich bisher nur ganz von ferne gesehen. Da sollte es denn zuerst

im Jahre 1862 über das öfter besuchte Thüringen weiter hinausgehen. Nach einem Besuch in meiner Vaterstadt, wo jetzt meine Mutter mit den beiden Schwestern zurückgezogen fortlebte, und wo unser Zweitgeborener in guter Hut zurückgelassen werden konnte, reiste ich mit meiner Frau nach Wien, um dort mit dem uns so nahe stehenden Thümmelschen Paar zusammenzustoßen. Schon das war eine neue Welt für mich; ja schon in Brünn, wo wir einen Zwischenaufenthalt machten, — wie wunderlich kamen mir die tschechisch redenden Menschen und die schmutzigen kleinen Zettel vor, mit denen man sich damals überall in Oesterreich im Kleinverkehr statt klingender Münze behelfen mußte! Dann das lebelustige Wien, das ich freilich nicht in der eigentlichen Saisonzeit sah, der Prater, das Schloß und die Bildergallerie von Belvedere. Stärkere Eindrücke machte mir die sich nun anschließende Reise durch das Salzkammergut, das ja wie ein Compendium alpiner Landschaft ist. Als Kind hatte ich eine Reihe von Wandbildern, Gebirgslandschaften angestaunt und mich nicht genug über die grüne Farbe der über Felsen schäumenden Waldbäche verwundern können. Beim ersten Anblick eines solchen Gebirgswassers kam mir nun erst der Glaube, und die alten Bilder standen nun erst gerechtfertigt vor meiner Phantasie. Als ich dann gar meine erste Fahrt über den vom Traunstein überragten Gmundner See machte, da überwältigte es mich so, daß mir Thränen aus den Augen stürzten. Nur einmal in späteren Jahren ist mir das ebenso widerfahren, als ich an einem wunderschönen Morgen vor den sich herabstürzenden Massen des Trafoier Gletschers stand. Noch mannigfachere und größere Bilder führte mir die Schweizer Reise des Jahres 1863 zu. Der Begleitung verdankte ich es, daß sie viel reicher noch an Erlebnissen und Anregungen war. Freund Dilthey holte mich dazu von Halle ab, und hier schlossen sich uns der junge Ophtalmologe Alfred Graefe und der Gynäkologe Robert Olshausen an. Den Ersteren mußten wir leider schon in Gais als Patienten zurücklassen. Zu Dreien unternahmen wir dann die Hochwanderung über Cresta durch das Averserthal und über den Julier nach dem Engadin. Wir hatten in St. Moritz noch im wärmsten Sonnenschein uns am See gelagert und wollten von Pontresina

aus den Piz Languard besteigen, als uns am nächsten Morgen gewaltiger Schneefall zu raschem Aufbruch nach dem Süden zwang. Aber auf der Post war inzwischen mein aufgegebenes Reisegepäck abhanden gekommen. Mit der besten Laune fand ich mich in das kleine Mißgeschick. War ich doch nun erst ein ganz freier Mann, aller Sorgen um meine Siebensachen entledigt. Für die kalte Nachtfahrt über den Malojapaß rüsteten mich die gefälligen Freunde mit warmer Kleidung aus, und was war das nun für eine herrliche Fahrt, hinab in die südliche Ebene nach Chiavenna! Das also war das gelobte Land, das war Italien, Bellagio und der Comer See. Mit einem Landsmann, dem Jenenser Juristen Danz und seiner anmuthigen Tochter verbrachten wir schöne Tage auf und an dem See, in lustigem Wetteifer unser selbstgemachtes Italienisch an Kellnern und Bootsführern probirend. In Cadenabbia führten wir eben recht schnöde Reden über die Gräfin Hatzfeld, die sich, so hieß es, auch hier mit Oberst Rüstow, dem bekannten Militärschriftsteller, umhertreibe. „On parle de nous“ hörten jetzt meine Freunde an dem nächsten Tische flüstern. Damit war es eben noch Zeit, das anzügliche Gespräch abzubrechen — wir ignorirten und wurden ignorirt — aber wir hatten das Vergnügen gehabt, die Gräfin Hatzfeld und den Oberst Rüstow zu sehen. Von Como aus waren wir dann noch zu Dreien in Mailand. Pflichtschuldig habe ich die Sehenswürdigkeiten der Stadt, habe den Dom, die Brera, das Leonardosche Abendmahlsbild u. s. w. gesehen, allein es gab in der der Cholera verdächtigen Stadt kein rechtes Behagen. Erst auf der Fahrt über den Lago maggiore und in Lugano kam mir wieder die rechte Reiselust. Olshausen hatte sich auf die Heimreise begeben; ich war fortan mit Dilthey zu Zweien, und nun erst trat die ernstere Unterhaltung in ihr Recht. Sowohl über die politischen Dinge, wie über litterarische und philosophische Fragen hatte der geistreiche Freund immer seinen eigenen Gesichtswinkel, von dem aus sie sich neu und anders darstellten, als ich sie bisher gesehen; Dinge und Menschen nahmen bei ihm, so schien es mir, die Farbe eines reizbaren Gefühls oder einer Stimmung an und verzogen sich dadurch gelegentlich ins Paradoxe, wogegen ich dann die einfachere Ansicht des nüchternen Verstandes zu vertreten und mich mit

skeptischen Gegenbetrachtungen zu wehren hatte. Er war überwiegend der Anregende, ich der Empfangende. Ueber den Gotthard ging die Reise im Postwagen nach der grünen Schweiz zurück. Wie ging uns das Herz auf, als wir auf einem rasch dahinrollenden Wägelchen in das Thal von Altdorf einfuhren und endlich den Vierwaldstätter See vor uns sahen. Schlechtes Wetter fesselte uns ein paar Tage in Engelberg, wo wir das Glück hatten, unter anderen Gästen auch Helmholtz anzutreffen. Das wieder hell gewordene Wetter gestattete uns den Uebergang über den Titlis und blieb uns treu bei der Tour ins Berner Oberland, auf dem Wege über die Wengernalp nach Interlaken. Mit meinem Freunde durchlebte ich hier als stiller Theilnehmer und beobachtender Zuschauer ein gar anmuthiges Abenteuer. Auf die Länge indeß den Vertrauten oder gar den Mephistopheles zu spielen, konnte mich nicht reizen — ich überließ den Freund, der sich leidenschaftlich gefesselt fühlte, seiner Schwärmerei und folgte dem Zuge nach der Heimath, zu Weib und Kind.

Die neue Arbeitslust und die neuen Anregungen, die ich von der Reise zurückgebracht, führten mich nun zunächst zur Vertiefung in den philosophischen Autor, der, ohne daß ich es bisher sonderlich beachtet hatte, seit einem Menschenalter die Denkweise und die Phantasie der lebenden Generation in immer zunehmendem Grade bestrickt hatte. Schopenhauer mit seiner phantastischen Metaphysik hatte bisher von meinem Wege ganz abseits gelegen. Je mehr ich jetzt auf ihn einging, um so mehr stieß mich sein politischer Conservatismus, sein Pessimismus und seine alle Thatenlust erstickende Lehre von der Verneinung des Lebenswillens ab. Ich hatte an der die Mängel unserer staatlichen Zustände beschönigenden, die Wirklichkeit dialektisch zurechtrückenden Weltanschauung Hegels Anstoß genommen, weil durch sie der politische Fortschritt gehemmt werde: ich fand in der Schopenhauerschen Weltanschauung den absoluten Gegensatz gegen alle und jede geschichtliche Bewegung, ein allen geschichtlichen Sinn einschläferndes Gift. Dazu kam, daß der sinnlich leidenschaftliche Egoismus dieses Mannes mir zwar seine Metaphysik erklärlich machte, zugleich aber die ethische Schlußwendung, die er derselben gab, zur Lüge stempelte. Aus dem Allen folgte, daß ich mich mit ihm noch ganz anders

als mit Hegel auseinandersetzen, daß ich ihn als den Todfeind aller gesunden Entwickelung unseres nationalen Geistes bekämpfen mußte. Es galt, auch dies System historisch-psychologisch zu erklären, es galt zugleich, seine zahlreichen inneren Widersprüche aufzudecken und so auf zwiefachem Wege den Nimbus zu zerstören, den die energische Genialität, die künstlerischen Tiefblicke und ein ungewöhnliches Talent der Darstellung über die Lehre verbreitete, um seinen gemeingefährlichen antigeschichtlichen, antiliberalen und antinationalen Kern zu verdecken. Meine Kritik und Charakteristik Schopenhauers mußte erst recht und mit viel größerem Recht als die Hegels eine Streitschrift werden. Dem genialen Manne, der in maßloser Selbstüberschätzung an rücksichtsloser und schimpfender Polemik das Aeußerste leistete, nach allen Seiten gerecht oder billig zu werden, das konnte nicht die Absicht sein, das würde die überzeugte Entschiedenheit des Angriffs nur gebrochen haben. Ebenso: den fruchtbaren Gedankenkeimen, die ohne Zweifel auch dies System barg, nachzugehen, zu zeigen, wie sich die Vorsehung — so schrieb mir Trendelenburg — auch solcher Charaktere bediene, um der Entwickelung der Wahrheit zu dienen: das mochte billig für diesmal übergangen und Anderen auszuführen überlassen bleiben. Mein Anti-Schopenhauer erschien im Juli- und Augustheft der Jahrbücher vom Jahre 1864.

Das erstgenannte Heft aber war zugleich das erste, welches ohne meinen Namen auf dem Titel erschien; in einem Vorwort gab ich Rechenschaft über diese Veränderung. Meine Auslassung über die Juni-Preßverordnung hatte mir abermals eine Anklage zugezogen und wiederum war das Decemberheft wegen einer die damaligen Nothstände der Presse streifenden Besprechung des letzten Bandes der Schleiermacher-Briefe der Confiscation verfallen. Es schien zwecklos, mich diesen Beunruhigungen durch die Polizei länger auszusetzen, da ja jetzt für die nichtpolitischen Artikel die unterzeichneten Verfasser die Verantwortung trugen, meine Mitwirkung bei den politischen Artikeln aber mehr und mehr zurückgetreten war. Gewiß war auch der Schopenhauer-Aufsatz völlig im Geiste der Jahrbücher, aber das publicistische Interesse hatte doch geringeren Antheil an ihm, als das philo-

sophische. Ich war im Laufe der Jahre inne geworden, daß bei der Theilung meiner Kräfte zwischen den Obliegenheiten des Redacteurs und des Professors beide zu kurz kamen; ich sagte mir, daß man auf die Dauer nicht zween Herren dienen könne, und daß ich daher meine Wahl zu treffen habe. Pflichtmäßig hatte der Professor den Vortritt, und in meiner Neigung und Befähigung der wissenschaftliche und der Lehrberuf. Es hätte nicht des Drängens meiner vorgesetzten Behörde bedurft, meinen Entschluß zur Reife zu bringen, und er wurde mir dadurch erleichtert, daß meine öffentliche Erklärung, auch ferner mit der Redaction in hülfreicher Beziehung bleiben zu wollen, unbeanstandet hingenommen wurde. In der That habe ich dann von dem Verleger der Jahrbücher, die ich übrigens in guten Händen wußte, erst am Ende des Jahres formellen Abschied genommen; mit Rath und That habe ich bis dahin, ja tief bis in das folgende Jahr hinein dem nunmehrigen ungenannten, mir befreundeten Herausgeber beigestanden.

Wie hätte ich auch dem Interesse an dem so lange gepflegten Sorgenkinde mich mit Eins entschlagen, wie vollends Antheil und Sorge um den jetzt in Schleswig-Holstein siegreich vordringenden, im Innern noch immer in schwerer Krisis liegenden Staat mir aus dem Herzen reißen können! Daß ich weitblickend genug gewesen, in allen Phasen der preußisch-österreichischen Verhandlungen das Vertrauen zu der Staatskunst und den Zielen des genialen Leiters unserer auswärtigen Politik zu bewahren, darf ich mich nicht rühmen. Meine Bekehrung zu Bismarck war langsam und widerwillig. Ich schäme mich des Geständnisses nicht, daß ich mit kummervollem Groll auf das dictatorische Gebahren der Regierung und auf die Fortdauer verfassungswidriger Zustände im Innern, mit kurzsichtigem moralischem Urtheil auf die, wie mir scheinen wollte, aus List und Verwegenheit sich zusammensetzenden Züge des großen Diplomaten blickte. Des unpraktischen deutschen Idealismus hatte ich doch zu viel in mir, um so rasch umlernen und mich der Anwendung des Maßstabes für das, was in kleinen Verhältnissen gerecht und edel ist, auf die großen Verhältnisse von Staat zu Staat, von Macht zu Macht so leicht entwöhnen zu können. Der Satz, daß der Zweck die Mittel

heilige, ist erst wahr, wenn man der Lauterkeit des Zwecks in Gefühl und Gewissen und in überzeugender Wirklichkeit gewiß geworden ist. Daß im politischen Leben die Principien sich fortwährend die Berichtigung durch Thatsachen und Erfahrungen müssen gefallen lassen, wußte ich. Ich war kein verbissener Doctrinär. Schon in der Paulskirche hatte ich eine gute Schule durchgemacht und schon vorher sowie nachher hatte ich im Großen und Ganzen mein Urtheil über die politischen Hergänge durch das Urtheil eines Mannes leiten lassen, dessen reiner Charakter und untadelig rechtliche Denkweise mir ebenso unzweifelhaft war, wie sein Patriotismus mich fortriß, sein historischer Sinn mir imponirte. Seit an die Stelle des persönlichen Verkehrs die briefliche Verständigung mit meinem Freunde Max Duncker getreten war, seit vollends seine Stellung im Rathe der Regierung und beim Kronprinzen, in der Nähe der Kreise, von denen die Entscheidungen ausgingen, uns weiter auseinander gerückt hatte, war ich zuweilen seinen Belehrungen nur mit Kopfschütteln oder mit Vorbehalt gefolgt. In der Hauptsache jedoch hatte er die Ueberlegenheit der Bismarckschen Staatskunst und die Aussichten, die sie auf die Wiedererhebung Preußens und auf die Einigung Deutschlands eröffnete, früh und richtig erkannt. Diesen Aussichten gegenüber erschien ihm der häusliche Zwist, der von der Fortschrittspartei mit blinder Leidenschaftlichkeit geführte Streit um das constitutionelle Recht, von untergeordneter Bedeutung. Als dann der Bruch mit Oesterreich erfolgte, als Bismarck die deutschen Staaten zur Parteinahme für Preußen aufrief und mit seinem Plan einer Reform des deutschen Bundesstaats und eines deutschen Parlamentes hervortrat, und als auch da noch die liberale Partei des preußischen Abgeordnetenhauses bis in die Reihen der Altliberalen hinein, mit ihnen die Mehrheit des preußischen Volkes nichts als Haß und Mißtrauen gegen den großen Reactionär athmete — da empörte sich über solche Verblendung Dunckers politischer Sinn, sein preußischer, sein deutscher Patriotismus. Jetzt bedurfte es auch für mich nicht seines Hinweises auf die Pflicht aller einsichtigen Liberalen, zu dem eigenen Staate zu stehen, wie immer derselbe im Innern regiert werde, für dessen Existenz, für seinen Herrscherberuf in Deutschland, für seine Welt-

rolle einzutreten. Die Saite war jetzt angeschlagen, die bei denen, die das „Los von Oesterreich“ schon in der Paulskirche für die erste Bedingung eines freien und einigen Deutschlands erkannt hatten, Widerklang finden mußte. An diesem Schibboleth mußte die Scheidung zwischen dem in erster Linie national gesinnten und dem abstracten theoretischen Liberalismus vor sich gehen.

Auch in Halle hatte der letztere bei den jüngsten Wahlen zum ersten Mal den Sieg davongetragen. Der bisher noch immer von den Altliberalen vertretene Wahlkreis hatte einen Hallischen Fortschrittsmann und den jetzt in demselben Lager stehenden Mommsen in das Abgeordnetenhaus entsendet. Langsam und allmählich war der Standpunkt der Preußischen Jahrbücher und der ihres intellektuellen Urhebers auseinandergewichen. Der hohen Vorstellung, die sich der geistvolle große Gelehrte von der Haltung und Wirkung der Zeitschrift gemacht, hatte dieselbe schon anfangs nur in bescheidenem Maße entsprochen, aber ich hatte mich zunächst seines Rathes und seiner Kritik dankbar zu erfreuen gehabt. Er hatte mir dann in einer längeren Unterredung die schonende und abwartende Haltung zum Vorwurf gemacht, welche die Jahrbücher dem „Scheinconstitutionalismus“ der liberalen Aera gegenüber einnehmen zu müssen glaubten. Seit seiner Wahl in Halle hatten sich stillschweigend die Beziehungen zwischen ihm und dem Organ der gemäßigten, der altliberalen Partei gelöst. Es war für mich eine peinliche Begegnung, als wir uns im Jahre 64 (?) in der allgemeinen Wählerversammlung in Halle wieder zusammenfanden, in der er und sein Mitabgeordneter über ihre Wirksamkeit im Abgeordnetenhause Bericht erstatteten. Er sah in mir den Parteigegner und behandelte den „Zeitungsschreiber“ mit aller wünschenswerthen Kühle. Ein Band indeß gab es zwischen den gespannten Parteien — den gleichen Eifer für das Recht der Herzogthümer. Je weniger in dem damaligen Zeitpunkt noch über die praktische Lösung der großen Frage Klarheit war, um so leichter war es, die Einmüthigkeit zu constatiren, die unter uns über die Pflicht Preußens, die Herzogthümer für Deutschland zu retten, herrsche. Um der Ehre der altliberalen Partei willen, um das gemeinsame Ziel und die gemeinsame Gesinnung zu betonen, beantragte ich eine von der ganzen Versammlung zu erlassende Resolution. Ich

hatte die Genugthuung, daß Mommsen, der im Grunde mit seinen eigenen Wählern wenig Fühlung und an seiner unmittelbaren Gefolgschaft wenig Freude hatte, für dies Auftreten dankbar war. Die Begegnung schloß um Vieles harmonischer, als sie begonnen, und die Kühle des vornehmen Mannes schmolz in warmer und herzlicher Zustimmung.

Nun jedoch, im Frühjahr 1866, handelte es sich um ein unzweideutiges Für oder Wider in Beziehung auf die auswärtige Politik der Regierung, um Vertrauen oder Mißtrauen zu dem deutschen Programm des Grafen Bismarck. Als jetzt im ganzen Lande und so auch in unserer Stadt die fortschrittliche Mehrheit der Bevölkerung sich laut gegen den Krieg mit Oesterreich erklärte, da war für uns Altliberale die Stunde gekommen, uns staatssinnig und patriotisch dem Strom der verirrten öffentlichen Meinung entgegenzuwerfen. Die ganze Zukunft des Liberalismus hing an diesem Schritt. Wenn er sich jetzt nicht für die nationale Sache erhob, sein Gewicht nicht mit in die Wagschale der zum Kampf für und um Deutschland entschlossenen Regierung legte, so war seine Rolle ausgespielt und der Proceß um das Verfassungsrecht im Inneren erst recht verspielt. Der gemäßigte war dann um nichts besser daran, als der radicale Liberalismus; welches immer der Ausgang war, — wenn er in der wichtigsten Krisis versagte, so hatte er sich selbst das Recht des Mitredens verscherzt. In erster Linie um der Sache selbst willen, da es sich um Sein und Nichtsein des eigenen Staates handelte, in zweiter Linie, um nicht den Conservativen allein das Feld zu überlassen, mußten wir uns dem Fortschritt gegenüber auf die eigenen Füße stellen, mußten dem gefährdeten Staate zu Hülfe eilen, um entweder mit ihm zu erliegen, oder mit seinem Siege selbst zu siegen.

Es bedurfte nur eines Anstoßes bei den einsichtigsten und einflußreichsten meiner Parteifreunde, um die beabsichtigte Kundgebung ins Werk zu setzen. Eine zunächst im engeren Kreise festgesetzte Erklärung für das Vorgehen der Regierung und gegen die Friedensdemonstrationen der Fortschrittspartei wurde sodann in einer größeren Versammlung notabler Parteigenossen gutgeheißen. Diese Hallische Erklärung vom 26. April 1866 war meines Wissens die erste, welche aus dem liberalen Lager kam.

„Wie wenig wir gewillt sind", so hieß es in dieser Erklärung, „der gegenwärtigen Regierung ein Vertrauensvotum für ihre innere Politik auszustellen, so gebietet uns doch die Ehre Preußens, alle Schritte, welche zur Wahrung dieser Ehre nöthig sein sollten, unbedingt zu unterstützen und, wenn es unvermeidlich sein sollte, auch die Leiden eines Krieges willig auf uns zu nehmen." Denn einverstanden sei man mit den Zielen, deren Erstrebung von Seiten der Regierung die augenblickliche Verwickelung herbeigeführt habe, — der durch das Recht der deutschen Nation, sich einheitlicher in sich zusammenzufassen, gebotenen Einverleibung der Herzogthümer in Preußen. Es sei selbstverständlich, daß die Unterzeichner die Lösung dieser Aufgabe und der dadurch bedingten Auseinandersetzung mit Oesterreich lieber in den Händen eines liberalen Ministeriums sähen: — „allein die Losung, daß einer erfolgreichen Durchführung des deutschen Einheitsgedankens nothwendig die Wiederherstellung unseres inneren Verfassungsrechts und die Einsetzung einer liberalen Regierung vorausgehen müsse, können wir nicht zu der unserigen machen. In tiefem Vertrauen auf die Macht der nationalen Idee heißen wir vielmehr jede kräftige Action in der Richtung der Machtinteressen Preußens und des Einheitsbedürfnisses Deutschlands, von wem sie auch ausgehe, willkommen." So erklärten die Unterzeichner, in der Zuversicht, „daß in einem mit starker Hand allererst begründeten preußisch-deutschen Staate eine freiheitliche Entwickelung unseres Verfassungslebens nicht ausbleiben könne." Ein Pfand dafür aber erblickten sie in dem Bismarckschen Antrag auf eine Bundesreform und Einberufung eines deutschen Parlamentes, ein Pfand, welches nicht anders als in ehrlicher Meinung gegeben sein könne und welches einzulösen einzig von dem Willen und dem Muth der Nation abhängen werde.

Mit dieser Erklärung war nun ein neues Programm für die altliberale Partei in unserer Stadt gewonnen. Sie war eine neue Partei geworden, indem sie die Machtfrage nicht über, aber vor die Freiheitsfrage gestellt und den nationalen Gesichtspunkt untrennbar mit dem liberalen verbunden hatte. Mit vollem Bewußtsein hatte sie, durch den Gang der Ereignisse belehrt, durch den unpatriotischen Unverstand und Eigensinn der Fort-

schrittspartei herausgefordert, diese Wendung vollzogen, die zugleich eine Reform bedeutete. Sie hatte das Bedürfniß, diesen ihren nunmehrigen Standpunkt ausdrücklich, auch im Namen, hervorzuheben. Sie zuerst nannte sich national-liberale Partei. Im Sinne dieses Namens trat sie demnächst nach der Auflösung des bisherigen Abgeordnetenhauses in die Wahlagitation ein. Ich war wieder ganz und mit Leidenschaft in das politische Interesse hineingerissen und lieh meine Feder dem schärfsten Kampfe gegen unsere Gegner von der linken Seite, die auch angesichts der unabwendbar zu einer letzten Entscheidung drängenden Lage nicht aufhörten, mit hochtönenden Phrasen gegen den leichtsinnig heraufbeschworenen Bruderkrieg zu protestiren, und die Parole der Wiederwahl ihrer bisherigen Abgeordneten ausgaben.

Und es gelang, die Stimmung in unserem Wahlkreise herumzureißen. Der immer wieder geltend gemachte Gesichtspunkt, daß es jetzt Zeit sei, positive Politik zu machen, sich mit der Regierung auf den nationalen Boden zu stellen, um von hier aus sich die Möglichkeit eines läuternden Einflusses auf deren Verhalten in den schwebenden inneren Fragen, die Möglichkeit einer Versöhnung nach dem langen häuslichen Streit zu sichern, schlug durch. Als „national-liberale Partei" setzten wir am Wahltage, dem Tage der Schlacht von Königgrätz, die Wahl Georg von Vinckes und unseres alten Hallischen Abgeordneten Jubel durch. Nun jedoch drohte die Ablehnung des in seinem alten Wahlkreis gleichfalls gewählten Vincke uns die Hälfte des Sieges wieder zu entreißen. Ihn durch Schwerin zu ersetzen, war schon deshalb, weil wir bei ihm einer abermaligen Ablehnung gewärtig sein mußten, bedenklich. Daß sich unter diesen Umständen die Meinung der Parteigenossen auf mich lenkte, der ich in Schrift und Rede am Lebhaftesten für das neue Programm eingetreten war, kam mir weder unerwartet noch unerwünscht. An den Herausgeber der Jahrbücher waren während der Conflictsjahre wiederholt Anfragen wegen Uebernahme eines Mandats gelangt. Es hatte mich nichts gekostet, sie kurzer Hand abzulehnen. Jetzt jedoch war die Lage anders. Jetzt war eine überaus wichtige politische Position zu behaupten, die mir Herzens- und Ueberzeugungssache war. Dennoch habe ich damals einen schweren inneren Kampf durchgekämpft. Kam

uns doch die Fortschrittspartei nunmehr soweit entgegen, daß sie den Grafen Schwerin, die conservative soweit, daß sie ein Mitglied unseres eigenen Parteivorstandes, den allerdings der rechten Seite stark zugeneigten Oberbürgermeister von Voß, aufstellten. Waren nicht Beide an praktischen Kenntnissen, an Arbeitskraft, an parlamentarischem Geschick mir weit überlegen? sollte ich nicht wenigstens dem Ersteren unbedingt weichen? wäre nicht die Wahl Schwerins — durch die Aufstellung des Herrn von Voß wurden wir erst im letzen Momente überrascht — noch immer ein Sieg des von uns vertretenen Standpunkts gewesen? Ich habe diese Erwägung offen der Versammlung unserer Wahlmänner vorgelegt, habe nicht verhehlt, welche Lockung für mich darin liege, in einem so großen hoffnungsreichen Augenblicke zum zweiten Male, wie 1848 an der Lösung der deutschen Frage durch Preußen parlamentarisch mitarbeiten zu dürfen, zugleich aber rückhaltlos darauf aufmerksam gemacht, wie viel mir bei meiner Natur und meiner Gelehrtenbildung zu einem Berufspolitiker fehle. Meine Parteifreunde hielten meine Candidatur aufrecht. An ihrer Vorhaltung, daß ich durch mein ganzes bisheriges Auftreten eine moralische Verpflichtung auf mich geladen und daß ich nicht das Recht habe, mich den letzten Consequenzen dieses Auftretens zu entziehen, war etwas Richtiges. Für den politisch correctesten Vertreter unseres national-liberalen Programms hielt ich mich allerdings und so fand ich zuletzt, oder redete mir ein, daß auf der Seite der Neigung und des Ehrgeizes auch die Pflicht stehe. Nun mußte ich freilich die aufregende und verstimmende Erfahrung machen, daß nicht alle Freunde verläßlich seien: Mit einer Stimme Majorität nichtsdestoweniger setzten die Verläßlichen am 23. Juli meine Wahl durch.

Daß ich nun nicht aus dem Holze geschnitzt sei, aus dem Parlamentarier gemacht werden, sollte mir noch viel empfindlicher und demüthigender jetzt im preußischen Abgeordnetenhause als achtzehn Jahre vorher in der Frankfurter Nationalversammlung zum Bewußtsein gebracht werden. Aeußerlich war in Berlin aufs Beste für mich gesorgt. Als ein schönes Zusammentreffen durfte ich es betrachten, daß aus derselben politischen Stimmung heraus, die in Halle gesiegt hatte, auch in unserer Nachbarstadt Magde-

burg mein Vetter Karl Gaertner gewählt worden war. Im Hause seines Bruders, des Buchhändlers, fanden wir Beide unser Abgeordnetenquartier und waren nun hier wieder Stubenkameraden, wie wir es einst während unserer Schulzeit gewesen waren. Wir waren zugleich eng verbundene politische Kameraden, er, der Jüngere, sogar geneigt, mir eine Art Mentorrolle zuzugestehen. Daß wir uns alsbald bei Vincke anmeldeten, um uns dem verehrten Feldherrn zur Verfügung zu stellen, verstand sich von selbst; zweifelten wir doch nicht, daß die altliberale Partei nach dem großen Umschwung der Dinge von eben dem Geiste beseelt sein werde, den wir jetzt aus unseren Wahlkreisen mitbrachten. So einfach indeß lagen die Dinge keineswegs. Nur zaudernd und nicht ohne Vorbehalt betraten Männer wie Schwerin und Simson den neuen Boden, und es bedurfte ernster gegenseitiger Aussprache, um sich über die fortan innezuhaltende Richtung der Partei zu verständigen. Es fehlte viel, daß wir eine homogene, von klaren und positiven Gedanken beherrschte oder gar begeisterte Masse gewesen wären. Die wenig über zwanzig Mitglieder zählende Fraktion bestand aus zwei recht verschieden gestimmten Gruppen. Die eine, mit stark konservativen Neigungen, war nur zu bereit, über der Unterstützung der jetzt im Glanze ihrer kriegerischen Erfolge erscheinenden Regierung deren reaktionäres Gebahren ganz zu vergessen. Die andere, mit überwiegend liberalen Neigungen, fügte sich nur mit Entsagung in die Rolle äußerster Mäßigung und wollte mit nichten auf jede Opposition verzichten. Im Ganzen war die altliberale Tradition stärker als das Bewußtsein der geänderten Lage, und das Ansehen des Führers einer freieren Entwickelung innerhalb der Partei nicht günstig. Und doch gab es keine andere Wahl. Denn in den an die unserige zunächst nach links angrenzenden Fraktionen waren die fortschrittlichen Traditionen aus der Conflictszeit und die Verstimmung gegen die Eulenburg und Lippe noch so übermächtig, daß ein engerer Anschluß an sie zum Zwecke einer gemeinsam durchzuführenden positiven, nationalliberalen Politik ausgeschlossen war: — es blieb nichts übrig, als abzuwarten und in rein sachlicher Haltung auf eine allmähliche Ausgleichung der Gegensätze Bedacht zu nehmen. Eine schwere Aufgabe für den Neuling, der das Ein-

zelne so wenig übersah, dem es an Autorität und gänzlich an diplomatischer Geschicklichkeit fehlte! Etwas anderes war es gewesen, durch das Pathos allgemeiner Gesichtspunkte die Stimmung einer lenksamen Wählerschaft zu beeinflussen, und etwas Anderes, auf die Ueberzeugungen geschulter Politiker einzuwirken. Innerhalb der engeren Genossenschaft, der ich mich angeschlossen hatte, herrschte mit wohlverdientem Ansehen die mächtige Persönlichkeit des Führers, der, in allen Sätteln gerecht, mit allen Fragen gründlich vertraut, in der Kunst der Debatte unvergleichlich, nicht leicht seine Ansicht einer gegnerischen unterordnete; nur in Anlehnung an Männer wie Simson, Schwerin, Bonin und Patow mochte ich ein Gegengewicht dagegen finden. Wie schwer vollends, Fühlung zu gewinnen mit den gemäßigten Elementen der Linken! Gleich bei der Frage der Präsidentenwahl wurde ich meiner Unerfahrenheit und meines Ungeschicks inne. Es schien mir selbstverständlich, daß die Signatur des neuen Abgeordnetenhauses nicht Grabow, der Präsident der Conflictszeit, sondern, in Wiederanknüpfung an eine frühere Periode, nur Schwerin sein dürfe. Die Offenheit, mit der ich mich darüber gegen Grabow, die Lebhaftigkeit, mit der ich mich gegen Twesten aussprach, brachte mir nur die Erkenntniß ein, wie weit man auseinander sei, und ich mußte es dann selbst als die günstigste Wendung ansehen, daß man sich in Folge eines Kompromisses für Forckenbeck entschied. Jeder Tag brachte mir weitere Lectionen zur Bescheidenheit. Bei den Fractionsberathungen hatte ich fortwährend soviel zu lernen, daß ich, wie ein Schüler auf den untersten Bänken, nur selten einmal die Gelegenheit und den Muth fand, ein Wort dreinzugeben. Gut wenigstens, daß ich mit der Feder in der Hand zu reden verstand. Damit hatte ich mir schon in Frankfurt zu helfen verstanden. Wenigstens aus dem Hause heraus, als Schriftsteller konnte ich das Publicum über den Standpunkt der Unserigen verständigen, vielleicht gar der Partei selbst ihre Ziele vorhalten. Die Redaction der Magdeburger Zeitung, des gelesensten Organs der Provinz Sachsen, hatte mich gebeten, ihr von Berlin aus Leitartikel zugehen zu lassen. So ergriff ich denn die Gelegenheit, in einer Reihe von Artikeln, während des Augusts bis in den September hinein, die

wichtigsten Phasen des parlamentarischen Dramas bis zu dem Indemnitätsbeschlusse zu erläutern und zu glossiren. Es sind, glaube ich, die besten Zeitungsartikel, die ich geschrieben habe, raisonnirende Berichte über die Geschichte des damaligen Abgeordnetenhauses vom Standpunkte des linken Flügels der altliberalen Gruppe, hervorgegangen aus der unmittelbar selbsterlebten Situation, halb Abhandlungen, halb geschriebene Reden. Gewissermaßen indeß waren diese Artikel in der Magdeburger Zeitung Contrebande. Die Zeitung neigte ihrer Gesammthaltung nach doch stärker zu der Fortschrittspartei. Ein Artikel über die nach langen Verhandlungen endlich zu Stande gekommene Antwortsadresse des Hauses auf die Thronrede unter der Ueberschrift „Ende gut, Alles gut“ wurde mir zurückgeschickt, und die regelmäßige Einwirkung auf die öffentliche Meinung hatte damit ihr Ende erreicht.

Immerhin hatte ich, wenn es sich um die Annexion der neuen Provinzen, um den durch die Indemnität herbeigeführten Friedensschluß zwischen Regierung und Volksvertretung handelte, geschichtlich bedeutsame Momente in unmittelbarer Nähe miterlebt, ich hatte die Männer, die dabei rathend und handelnd im Vordertreffen gestanden, mit Augen gesehen, hatte insbesondere den staatsmännischen Reden Bismarcks mit athemloser Spannung gelauscht. Ich versäumte nicht, meinen Wählern von den wichtigen Ergebnissen des ersten Theils der Session mündlich einen übersichtlichen Bericht zu geben und lebhaft den Eindruck zu schildern, den ich von der überlegenen Klugheit und Klarheit des großen Staatsmannes besonders in einer Commissionssitzung empfangen, der ich hospitirend hatte beiwohnen dürfen. Vorher hatte ich mich von den Anstrengungen des Berliner Aufenthaltes in der Waldluft von Ilsenburg erholt. Es waren schöne Octobertage, an denen ich wie in einem erfrischenden Bade den Staub und die Hitze und alles Peinliche der politischen Arena mir aus der Seele spülte. Mit welcher Freude bestieg ich auch in den nächsten Wochen mein liebes Katheder wieder, um noch rasch, ehe es wieder an die Politik ging, ein paar Capitel aus der neuesten Litteratur abzuhandeln. Schon am 20. November jedoch war ich wieder in Berlin, wo nun die Budgetberathungen begannen. Die

dicken Bände des Staatshaushaltes erfüllten mich mit Entsetzen. Wenig getröstet fand ich mich, aber ich verstand es, als mir ein früherer Abgeordneter, seines Zeichens ein Theologe, den sein freisinniger Schleiermacherscher Standpunkt ins Parlament gebracht hatte, versicherte, daß ihm stets diese Bände ein Buch mit sieben Siegeln geblieben seien und daß er sie seinen Kindern zum Spielen gegeben habe. So pflicht- und respectwidrig konnte ich mich unmöglich dazu verhalten, aber eine harte Nuß war es jedenfalls für einen Mann, der mit Zahlen und Finanzen auf einem so schlechten Fuße stand. Ich hatte den besten Willen, mich in diese Zahlenreihen einzustudiren, die denn doch nichts Geringeres enthielten, als einen vollständigen Einblick in das verwickelte Räderwerk der ganzen Staatsmaschine. Freund Jubel war so liebenswürdig, mir und meinem Stubenburschen einigen Privatunterricht zu ertheilen — das Uebrige thaten dann, nachdem man sich nur erst des Schlüssels bemächtigt hatte, die musterhaft gründlichen Berathungen im Schooße der Fraction. Am Ende gab mir das Budget gar die Gelegenheit, mich zum ersten Male in einer Universitätsfrage im Plenum hören zu lassen — und nun war mir zu Muthe, wie einem, der in einem fremden Lande endlich den Mund zu öffnen und die Sprache des Landes zu sprechen wagt. Man wußte ja aber außerdem, daß ich noch sonst zu etwas zu brauchen sei. Für die bevorstehende Wahl zum norddeutschen Reichstag mußte ja auch unsere Partei mit einem Programm auf dem Plane erscheinen. Ich unterzog mich der Aufgabe so gut ich konnte, und besser, als ich es konnte, brachte schließlich Simson, den man mir für die letzte Redaction beigeordnet hatte, mit ein paar raschen Federzügen einen Text zu Stande, dem alle Mitglieder der Fraction zustimmen konnten. Ich hatte dabei Gelegenheit, die gewandte Entschlossenheit und das ungewöhnlich formale Talent des Mannes zu bewundern. Vorangegangen waren freilich recht heiße Debatten über das Maß, das dem Bekenntniß unserer liberalen Principien und unserer Verwandtschaft mit den übrigen freisinnigen Parteien einzuräumen sei. Hatte sich doch innerhalb der ehemaligen Fortschrittspartei ein Scheidungs- und Läuterungsproceß vollzogen, waren doch die gemäßigteren Elemente derselben unter dem Vorgange Twestens

zu einer Gruppe zusammengetreten, die den nationalen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellte und den Uebergang zu einer fruchtbaren Entwickelung unseres Verfassungslebens fürs Erste in der immerhin noch doctrinären Formel gefunden zu haben glaubte, daß die Regierung in allen Fragen der äußeren Politik zu unterstützen, in der inneren nach wie vor der strengsten Kritik zu unterziehen sei. Mit einem großen Theil meiner altliberalen Genossen war ich der Meinung, daß man sich dieser Wendung gegenüber entgegenkommend verhalten und die Möglichkeit einer Wiedervereinigung zu einer großen liberalen Mittelpartei bestimmt ins Auge fassen müsse. Vincke war nicht dieser Meinung, und je häufiger die alte Gewohnheit der Opposition die neue nationale Partei zu politischen Mißgriffen verleitete, um so mehr steifte er sich auf das correcte Festhalten seines altliberalen Standpunktes. Scharf wollte er gegen diese kaum halb bekehrten Fortschrittsleute abgeschnitten wissen; jede Annäherung an sie verurtheilte er als Nachgiebigkeit gegen die aura popularis, und in jeder Hindeutung auf ein künftiges Zusammengehn mit ihnen erblickte er Meuterei, die zu unterdrücken er auch die trotzigen, harten und zornigen Worte nicht scheute. Zu den Meuterern oder doch zu den Ketzern gehörte also auch ich, und bei der Durchsprechung des Programms für die bevorstehenden Reichstagswahlen, vollends als ich in Sachen der Wahlagitation ein paar, dem „Pascha“ mißfällige, allzu stark liberalisirende Zeitungsartikel geschrieben hatte, kam ich nur kaum mit einem blauen Auge davon. Wir waren an politischem Gewichte doch gar zu verschieden. Den großen Zug, der in seinem ganzen Auftreten, auch in seiner Herrenlaune und seiner Rechthaberei lag, verkannte ich keinen Augenblick. Unbescheidenheit hätte mir schlecht angestanden, und so stand ich an allem Ende besser bei ihm angeschrieben, als bei der Differenz unserer allgemeinen Anschauungen zu erwarten gewesen wäre.

Von ganz anderer Seite kam der erste Riß in die Partei. Schon lange mit der Vinckeschen Einseitigkeit nicht einverstanden, durch die Vinckesche Rücksichtslosigkeit gedrückt, überdies durch einen an sich unbedeutenden Vorgang verletzt, erklärte Simson unmittelbar nach dem Wiederbeginn der Sitzungen nach Neujahr 1867 seinen Austritt aus der Fraction. Es wäre ein politischer

Schritt gewesen, wenn er sich gleichzeitig an die Spitze einer neuen Partei gestellt hätte: so jedoch war es ein bloß persönlicher Schritt. In dieser Weise, durch Abfall, durfte das alte Band nicht gelöst werden. Wir bemühten uns also, der Eine und Andere, Simson zur Zurücknahme seiner Austrittserklärung zu bestimmen. Vergeblich. Nun schlug ich eine gemeinsame Adresse an ihn vor, die ihm von einer Deputation überbracht werden sollte. Wir fanden einen kranken Mann, der sich ungern in solcher Weise bestürmt sah. Er wich mit der Bitte um Bedenkzeit aus und erklärte dann acht Tage später, daß er, was ja bei seiner Krankheit unauffällig war, einfach aus den Sitzungen des Hauses wie aus denen der Fraction wegbleiben werde.

Trotz dieser auf einen Zusammenbruch der bisherigen Parteiverhältnisse deutenden Ereignisse hatte ich mich inzwischen mehr als bisher in das parlamentarische Wesen eingewöhnt. Ich hatte, nicht ohne Glück, ein paar Mal Gelegenheit gefunden, in kleinen Vorstößen für die neue Ordnung der Dinge gegen den Particularismus anzugehen. Ich fühlte mich nicht mehr ganz überflüssig, und fing an, an diesem kleinen Kriege Geschmack zu finden. Innerhalb der Unterrichtscommission war mir das Referat über die Einführung des stenographischen Unterrichts in die Schule zugefallen; ich war ernstlich bemüht gewesen, mich über den Gegenstand zu unterrichten und hatte in meinem Bericht ausgeführt, daß die Stenographie als Lehrobject schon deshalb zu verwerfen sei, weil ihr auf rein praktischen und mechanisch äußerlichen Principien beruhendes Kürzungssystem störend und verwirrend auf den durch den Sprachunterricht zu bildenden grammatisch-logischen Sinn wirken müsse, ganz abgesehen davon, daß es sich für die Schule vielmehr um Concentrirung als um Zerstreuung des Interesses, vielmehr um Entlastung, als um Belastung mit einem neuen Lehrobject handle. Ob jene etwas hochgegriffenen theoretischen Erwägungen gegen die oberflächlich praktische Ansicht von der Nützlichkeit der Schnellschreibekunst etwas verfangen haben würden, weiß ich nicht — aber es war mir leid, daß die Frage nicht mehr zur öffentlichen Verhandlung kam; daß mein Bericht nicht unbeachtet geblieben, bewies mir dessen Wiederabdruck im Centralblatt des preußischen Unterrichtsministeriums.

Aller Augen richteten sich jetzt auf die Zusammensetzung und auf die Wirksamkeit des den Verfassungsentwurf für den norddeutschen Bundesstaat berathenden Reichstags; um mit einzutreten für die Wahl Dunckers — denn wen anders hätte Halle wählen können? — eilte ich in die von seinen Freunden veranstaltete Wählerversammlung. Daß der Bundesstaat in der Hauptsache nach dem von Preußen vorgelegten Entwurf zu Stande kommen müsse, war ein Postulat des Patriotismus. Aber auch für die demnächstige Gruppirung und Gestaltung der Parteien mußte dieser Reichstag entscheidend werden. Er mußte durch den Zutritt so vieler nichtpreußischer Elemente das ganze Verhältniß von Regierung und Volksvertretung von Neuem in Fluß bringen, mußte einen anderen Zug in die Beurtheilung sowohl der constitutionellen wie der nationalen Fragen bringen. Es war nicht gut gethan, daß nun auch im Reichstag die altliberale Partei, auch hier nur aus einigen zwanzig Mitgliedern bestehend, sich spröde gegen so viele alte und neue Freunde abschloß, die doch von der Nothwendigkeit, den neuen Bundesstaat zum Abschluß zu bringen, so gut wie sie durchdrungen waren. Wem der nationale Gedanke obenan stand, der mußte sich sagen, daß derselbe jetzt nicht länger mehr ängstlich vor jedem Zusammenstoß mit dem Willen der verbündeten Regierungen gehütet zu werden brauche, und daß die Nachgiebigkeit gegen diesen Willen da ihre Grenze habe, wo das Rechtsgefühl und die liberalen Instinkte der Bevölkerung nicht zu folgen vermögen. Es war nicht staatsmännisch, wenn eine kleine Partei, die Centrumspartei des Reichstags, in doctrinärer Weise national sein wollte und darüber vergaß, daß jede Partei, um sich durchzusetzen, eines starken Rückhalts in der öffentlichen Meinung bedarf. Genug, die kleine altliberale Gruppe versäumte gerade in dem Momente, in dem die alte Fortschrittspartei ihre Umbildung zu einer wirklich nationalliberalen Partei vollzog, den Anschluß an diese; sie mußte erleben, daß sie in der wichtigen Frage des Heeresbudgets nicht nur von einem Theile der Conservativen, sondern von den Regierungen selbst im Stich gelassen und völlig isolirt wurde.

Durch diese Hergänge im Reichstag war nun auch die Lage im Abgeordnetenhaus völlig verändert, als dasselbe zum Behuf

der Abstimmung über die Reichsverfassung am 29. April wieder zusammentrat. Mit Vincke, dem Führer jener Centrumspartei, die im Reichstag so unglücklich abgeschnitten hatte, auch ferner zusammenzugehen, schien denjenigen, die sich schon bisher so oft mit ihm in Differenz befunden hatten, unmöglich. Simson hatte bereits durch seine Stellung im Reichstag, dessen Präsident er gewesen war, seinen Uebertritt zu der neuen nationalliberalen Partei vollzogen. Sollten wir seinem Beispiel folgen? Aber von Vincke mich loszusagen, den trotz allem hochverehrten Führer zu verlassen, das ging mir nahe wie eine Gewissenssache. Es durfte in keinem Fall ohne eine vorgängige offene Aussprache gegen ihn geschehen. Zwei Stunden lang — auch sein Vetter, der Abendorfer Vincke war zugegen — dauerte die Unterredung. Er erwiderte meine und meiner Freunde Bedenken mit einer bis ins Kleinste gehenden Darlegung der im Erfolg so unglücklichen, für die Beurtheilung der Politik des Centrums so verhängnißvollen Hergänge im Reichstag. Sichtlich war er durch die so weitgehende Mißstimmung so Vieler aus seiner ehemaligen Gefolgschaft überrascht und beunruhigt. In einer rasch zusammenberufenen Versammlung der alten Genossen gab er nochmals einen rechtfertigenden Bericht über den Verlauf der Reichstagsverhandlungen und raffte die Trümmer der Fraction, diejenigen Mitglieder, die sich durch seine Darlegung zufrieden gestellt erklärten, etwa die Hälfte des bisherigen Bestandes, zu einem neuen Verbande zusammen. Aeußerlich trat die Krisis wenig in die Erscheinung; denn über die Annahme der Verfassung bestand zwischen uns, bestand von der Rechten bis hinüber zu den unverbesserlichen Fortschrittsmännern, keine Meinungsverschiedenheit. Ich hätte mir freilich die Rede, die ich für die Annahme der Verfassung hielt, sparen können, da sie für eine parlamentarische Rede sich viel zu sehr in Allgemeinheiten bewegte, aber die Absicht dabei war, die Solidarität aller nationalgesinnten Liberalen zum Ausdruck zu bringen und einem künftigen Zusammenwirken die Wege zu ebenen. Dasselbe war die Absicht eines späteren Zeitungsartikels, den ich in den letzten Tagen des für die zweite Lesung der norddeutschen Verfassung noch einmal zusammentretenden Landtags schrieb. An die polemische Auseinandersetzung

mit dem Auftreten eines der am wenigsten liberalen Mitglieder der Vinckeschen Fraction knüpfte ich die Hindeutung auf den hoffentlich bevorstehenden Wandel der Parteibildung. „Es wird gut sein", sagte der Artikel, „den Namen ‚altliberal' in Zukunft ruhen zu lassen." „Eine gemäßigt liberale Partei wird es, so Gott will, immer, und nun erst recht geben. Wir hoffen, daß sich, nach dem Zutritt der neupreußischen Abgeordneten zu dem Abgeordnetenhause, die nationalliberale Partei diese Aufgabe stelle; thut sie dies, so wird sie ohne Zweifel im Herbst — — die ächten Altliberalen in sich absorbiren. Die Läuterung und Verstärkung der nationalliberalen Partei im Sinne der Mäßigung, der Scheidung von der Demokratie, der festen und besonnenen Unterstützung der nationalen Politik unserer Regierung: das ist die Aufgabe, welche der Gestaltung des Parteilebens für die nächste Zukunft gestellt ist."

Dieses Programm nun mit verwirklichen zu helfen, etwas von dem frischen Pulsschlag zu empfinden, der sich in Folge des von den neuen Provinzen einströmenden Blutes regen würde, hätte mir die größte Freude gemacht. Die Auflösung des Abgeordnetenhauses und die Ausschreibung neuer Wahlen schnitt mir die Möglichkeit, die Probe zu machen, ab. Ob meine Wiederwahl durchzusetzen gewesen wäre oder nicht: ich war keinen Augenblick zweifelhaft, daß ich für die weitere Entwickelung der nunmehr in so hoffnungsreiche Bahnen geleiteten preußischen und deutschen Politik mehr als entbehrlich sei. Meine Pflicht, soweit ich dazu im Stande war, hatte ich redlich gethan, aber doch immer mit dem Gefühl, daß ich die Entscheidung mehr aus allgemeinen Gesichtspunkten, als aus selbständiger, voller Sachkenntniß schöpfe. Um als Redner zu wirken, hatte ich hie und da die Fragen durch Hervorkehrung von Gesinnungsmotiven zu accentuiren verstanden, aber solche Accente verklingen, wenn sie nicht in festem Zusammenhang mit der Sprache der Thatsachen und der sachlich zwingenden Beweisführung auftreten. Selbst die bloß kritische und polemische Betheiligung an der Debatte kostete mich eine Anspannung der Nerven, der ich auf die Dauer nicht gewachsen war. Ich befand mich in der Lage eines Bergsteigers, dem beständig ungewöhnliche Anstrengungen zugemuthet werden, und

der immer wieder an bedenklichen Stellen des Weges gegen das Gefühl des Schwindels anzukämpfen hat, während ihn doch die Ueberwindung der Schwierigkeiten reizt und die Aussicht auf der Höhe vorwärts treibt. Wie einen Solchen noch lange nachher die durchlebten Gefahren, die Mühsal der Wanderung und die Bilder, die er in einzelnen Momenten in sich aufgenommen, begleiten, so haben sich einzelne Situationen und Erlebnisse dieser Parlamentszeit noch Jahrzehnte hindurch in meine Träume eingeschlichen. Ich sah mich wieder auf diese Bühne versetzt und fand mich durch die Rolle, die ich auf derselben zu spielen hatte, bald beschämt, geängstigt, beunruhigt, bald mit ungewöhnlicher Kraft und leichtem Muthe ausgerüstet, von Beifall belohnt und mit Erfolg gekrönt. Während aber die Schattenbilder der erregten Phantasie ihr Spiel mit mir trieben um vor dem Licht des Tagesbewußtseins zu erblassen, so gestaltete sich doch all dies Erlebte auch zu einem bleibenden festen Erfahrungsgewinn. Nun erst war die Versuchung des Ehrgeizes, mich unmittelbar und berufsmäßig praktischen Politikern an die Seite zu stellen, überwunden. Zugleich jedoch war mir der Begriff von dem, was der Staat sei und bedürfe, und welche Kunst und Gaben seine Leitung erfordere, noch nie so nahe getreten. Gewachsen war meine Liebe zu diesem jetzt so herrlich bewährten, so stolz dastehenden, so kräftig in Deutschland hineingewachsenen Preußen. Der Pflicht daher, im Sinne der nationalliberalen Partei bei den Landtags- und Reichstagswahlen zu wirken, habe ich mich eifrig auch in den folgenden Jahren in oft heißer Gegnerschaft gegen rechts und links unterzogen. Schwerer und schwerer freilich wurde es, den gemäßigteren Anschauungen Gehör zu verschaffen und der in den industriellen und kaufmännischen Kreisen der Hallischen Bürgerschaft immer entschiedener fortschrittlichen und oppositionell freisinnigen Strömung entgegen zu arbeiten. Je mehr sich die politischen mit den wirthschaftlichen und den Interessenfragen verquickten, um so mehr mußte ich inne werden, daß mir die Handhabe zu wirksamem Eingreifen in die Parteikämpfe fehlten, und daß ich die praktische Arbeit jüngeren Kräften zu überlassen habe. Spät genug zog ich aus dieser Erkenntniß die Konsequenz für mein persönliches Verhalten; es wird im

Anfang der achtziger Jahre gewesen sein, daß ich auf eine leitende Rolle bei der Wahlagitation verzichtete. Mit allem Eifer bin ich zum letzten Mal in die Agitation eingetreten, als es sich im Jahre 1881 um die Wiederwahl meines Freundes Boretius für den Reichstag handelte. Wir Nationalliberalen unterlagen. Wir sind seitdem immer wieder unterlegen, und das Mandat für den Reichstag ist seitdem in die Hände der Sozialdemokratie übergegangen. Ich habe hier die traurige Geschichte des Niedergangs der politischen Stellung unseres Wahlkreises nicht zu erzählen — für mich nur eine Bestätigung der Ueberzeugung, die ich nie verhehlt habe und zu der ich auch an diesem Orte mich bekennen will, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht eine Institution ist, mit der auf die Dauer kein Staat bestehen kann, und die zu beseitigen früher oder später die Mittel gefunden werden müssen, wenn das deutsche Reich nicht aus den Fugen gehen soll.

Druckfehler-Berichtigung:

S. 15, Z. 7 v. u. lies Winzerlieder statt Wiegenlieder.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

